

Recep Erdogan, Jakob Kellenberger, Dominique Gisin, Wolfram Knorr

Nummer 43 – 23. Oktober 2014 – 82. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## Die Kunst des riskanten Denkens

Was Philosophie heute ist – und was sie sein könnte.  
*Von Hans Ulrich Gumbrecht*

## Trudi O., 92, klaut Ragusa

Die seltsame Geschichte einer Schweizer Diebin. *Von Urs Gehriger*

## Von Aids bis Ebola

Afrikas unheimliche Krankheiten.  
*Von Beda M. Stadler*





SEAT

# 4x4 GIBT ES JETZT AUCH IN SCHÖN. DER NEUE SEAT LEON ST X-PERIENCE.



**4x4**

TECHNOLOGY TO ENJOY

## SEAT Leon ST X-PERIENCE ab Fr. 35'750.–

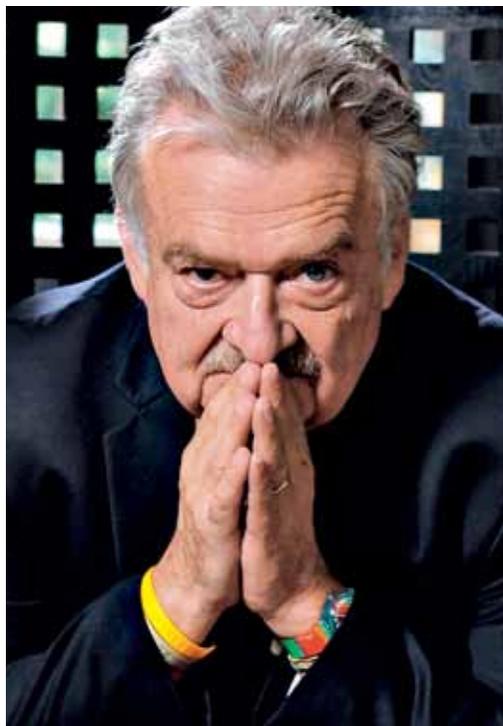
Erleben Sie einen sportlichen Allroad, der Sie sicher durch den Alltag begleitet – wohin Sie das nächste Abenteuer auch führt. Für Fahrspass sorgen effiziente Benzin- und Dieselmotoren mit modernstem 4Drive Allradantrieb und DSG-Automatik, die automatische Distanzregelung ACC sowie das Navigationssystem. Testen Sie bei einer Probefahrt die schönste Art, neue Wege zu entdecken.

FOLGEN SIE UNS AUF:     **SEAT.CH**

SEAT Leon ST X-PERIENCE 4Drive 1.6 TDI, 110 PS. Verbrauch: 4.8 l/100 km; CO<sub>2</sub>-Emissionen: 125 g/km; Energieeffizienz-Kategorie B. Durchschnitt der CO<sub>2</sub>-Emissionen der Fahrzeuge in der Schweiz: 148 g/km. Angebot gültig bis 31.12.14. Weitere SEAT Angebote finden Sie auf [seat.ch](http://seat.ch)

## Intern

Die *Weltwoche* versucht, nicht nur das politische Zeitgeschehen zu durchdringen, wir arbeiten auch daran, die Welt der Gedanken und Ideen zu ordnen. Zu diesem Zweck haben wir unseren Kollegen Hans Ulrich Gumbrecht gebeten, einen grundlegenden Aufsatz zur Lage der Gegenwartsphilosophie zu schreiben. Gumbrecht ist



*Gegenläufiges Denken:* Gumbrecht.

Literaturwissenschaftler an der amerikanischen Eliteuniversität Stanford und Autor im Suhrkamp-Verlag. In seinem Essay, der den Bogen von Heidegger bis Sloterdijk schlägt, plädiert er dafür, die Philosophie im ursprünglichen Sinn als skeptisches und gegenläufiges Denken zu verstehen – als Kunst, über den Nebelschaden gemeiner Irrtümer die Kunst des riskanten Gedankens zu üben. Das Titelbild von Caspar David Friedrich illustriert das modellhaft. **Seite 68**

Wer neun Knieoperationen überstanden hat, müsste froh sein, ohne Beschwerden gehen zu können. Und alles dafür tun, die zehnte zu vermeiden. Dominique Gisin wollte auch nach dem neunten Wiederaufbau noch Skirennfahrerin sein. Nicht, um dabei zu sein, sondern um zu gewinnen. Ihr Problem: Die 29-Jährige musste vergessen, was passieren könnte, wenn sie jene Risiken einginge, ohne die im Skirennsport keine Siege möglich sind. Sie schaffte es ausgerechnet bei den Olympischen Spielen in Sotschi, wo sie in der Abfahrt die Goldmedaille gewann. **Seite 32**

Pflegekinder werden oft bei freikirchlichen Familien untergebracht. Das weckt Misstrauen. Liefern unsere Behörden den Nachwuchs, den keiner haben will, Seelenfängern aus? Bahnt sich

der nächste Verdingkinderskandal an? Misstrauen ist indes auch gegenüber den alarmistischen Berichten zum Thema angebracht, wie die Reportage von Alex Baur zeigt. Seine Recherche beginnt bei den Wurzeln der Freikirchen in Zwinglis Reformation und endet bei der Täufer-Familie Haab (acht eigene Kinder, sechs Pflegekinder). Fazit: Zumindest den Haabs darf man Kinder getrost anvertrauen, den meisten anderen Freikirchlern mutmasslich auch. **Seite 26**

Vor einem Jahr hörte die *Weltwoche* erstmals von der neuen Geschäftsidee des Digitec-Mitgründers Oliver Herren und seines Compagnons, des Physikers Felix Niederer. Wirtschaftsredaktor Florian Schwab musste ein Geheimhaltungsabkommen unterschreiben, bevor ihn die beiden



*Tüftler:* Herren, Niederer (r.).

in die Details ihres Finanz-Start-ups True Wealth einweihen. Regelmässig traf er die Tüftler. Diese Woche tritt die Firma in den Schweizer Vermögensverwaltungsmarkt ein. **Seite 42**

Es gilt eine erfreuliche Ausnahme zu würdigen. Die meisten Prominenten, die den Volksentscheid gegen die Masseneinwanderung ungeschehen machen möchten, gefallen sich darin, die Mehrheit als von Demagogen verführte Herde zu verhöhnen und sich der Debatte zu entziehen. Der Berner Wirtschaftsrechtler Thomas Cottier willigte in ein Gespräch mit Redaktor Markus Schär ein und warb eine Stunde lang kompetent und engagiert für den EU-Beitritt. Es geht aber auch immer noch anders, wie Jakob Kellenberger zeigt. Im neuen Buch des alt Staatssekretärs, «Wo liegt die Schweiz?», findet sich niemand, der mit dem Diplomaten intellektuell und moralisch mithalten kann. **Seite 22, 25**

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Christoph Landolt, Christian Mundt, Daniela Niederberger, Alex Reichmuth, Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Florian Schwab, Mark van Huissing

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgele, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Deborah Neufeld, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Laura Kolodziej (*Leitung*),

Simon Keller, Martin Kappler (*Assistent*)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

**Korrektur:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** info@adextra.ch

**Druck:** Ziegler Druck, Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)





Wenn Sie hier geschäften,  
sollten Sie einen unserer  
6 Standorte in der Schweiz besuchen.

Mittelstandsbank. Die Bank für KMUs.

Ganz gleich, ob Sie mit Asien, Europa oder Amerika geschäften – als exportorientiertes Unternehmen haben Sie spezielle Anforderungen an Ihre Bank. Verlassen Sie sich auf das umfassende Know-how einer starken, weltweit vertretenen Bank mit 140 Jahren Expertise und 100 000 betreuten Firmenkunden. Neu bieten wir Ihnen auch in der Schweiz über Ihre gesamte Wertschöpfungskette konkrete Optimierungsmöglichkeiten in allen Phasen der Zusammenarbeit: von den ersten Verkaufsverhandlungen bis zum Zahlungseingang.

Lernen Sie uns kennen. Weitere Informationen, auch zu unseren 6 Standorten in der Schweiz:  
[www.commerzbank.ch](http://www.commerzbank.ch)

**COMMERZBANK**   
Die Bank an Ihrer Seite

# Ecopop

Es gibt gute Gründe für die Initiative. Trotzdem muss man sie ablehnen.

Von Roger Köppel

Nein, ich gehöre nicht zu den militanten Gegnern der Ecopop-Initiative, deren Urheber heute schnell und gern in der rechten oder linken Extremisten-Ecke versorgt werden. Ich habe Verständnis dafür, wenn die Freunde von Ecopop das migrationsgetriebene Bevölkerungswachstum in der Schweiz drosseln wollen. Natürlich haben sie recht, wenn sie sagen, dass ein Land ökologisch vor die Hunde geht, wenn die Landschaft übernutzt und zubetoniert wird, weil zu viele Menschen kommen.

Sicher, die Forderung von Ecopop, zehn Prozent der Schweizer Entwicklungshilfe für geburtenmindernde Massnahmen in der Dritten Welt einzusetzen, zum Beispiel für Gratis-Kondome in Afrika, ist herzerweichend naiv. Ein Kollege von mir schrieb mal eine Reportage über ähnliche Projekte in den südamerikanischen Anden. Dort traf er in einem Bergdorf auf Kinder, die mit aufgeblasenen Kondomen Volleyball und Fussball spielten. Globale Geburtenkontrolle aus der Schweiz heraus funktioniert nicht. Handkehrum: Ich bin sicher, dass der Grossteil unserer Entwicklungshilfe weit sinnloser ausgegeben wird als für Pariser, die immerhin für Ballsportarten sinnvoll benutzt werden.

Also: Man muss die Ecopop-Kollegen nicht gleich ins schiefe Licht des Radikalismus rücken, um andere von ihrer Initiative abzuschrecken. Sie artikulieren ein berechtigtes Unbehagen gegenüber einer aus dem Ruder gelaufenen, weiterhin ungebremst voranschreitenden Zuwanderung in die kleine Schweiz. Sie drücken legitime Sorgen über die Zukunft unserer ökologischen Lebensgrundlagen aus, und sie sprechen gewiss viele Schweizerinnen und Schweizer an, indem sie nicht für atemloses Wachstum, sondern für Mass und Mitte plädieren, durchsetzt mit einer leichten Parfümbrise an Drittweltismus, um den bösen Verdacht abzulenken, dass es sich bei Ecopop womöglich um einen finsternen Verbund von Ausländerhassern handeln könnte.

Es gibt durchaus gute Gründe für eine Annahme der Initiative. Mich erreichen täglich E-Mails von Lesern und Besorgten, die sich zu Recht und fürchterlich über die standhafte Weigerung des Bundesrates aufregen, die von Volk und Ständen am 9. Februar angenommene Masseneinwanderungsinitiative umzusetzen. Sie ärgern sich massiv über Justizministerin Simonetta Sommaruga, die in devot geführten Interviews ihre Landsleute aufruft, sich mit



«Ein alpines Afrika in der Mitte Europas.»

«Verdichtung» und weniger Wohnraum abzufinden, während sie selber in der *Schweizer Illustrierten* ihren stattlichen Einfamilienhausgarten bei Bern vorführt. Das sind nicht Stimmen von Spinnern und Fremdenfeinden. Man spürt aus den Zuschriften, dass viele Leute echte Mühe haben mit dem nicht mehr wegzuwischenden Verlust der politischen Kontrolle über die Zuwanderung.

Trotzdem: Ecopop ist das falsche Rezept. Die Initiative ist die Kopfgeburt von Planwirtschaftlern und Theoretikern, die vom grünen Tisch aus die Welt beglücken wollen. Sie sind angetrieben von Wachstumsskepsis und einem wohlstandsgeborenen Überdross an der chaoti-

schen, zügellosen Dynamik der Märkte. Natürlich ist blindes Extremwachstum die falsche Strategie, aber die Ecopop-Initianten laufen Gefahr, mit ihren sturen, unflexiblen Vorgaben den lebendigen Wirtschaftsraum Schweiz in einen beschaulichen Ziergarten umzuwandeln, der friedlich seiner Misere entgegengedämmt. Sie vergessen: Die Schweiz ist ein von Natur aus armes Land. Wir haben weder Kolonien noch Bodenschätze. Wir leben ausschliesslich vom Fleiss und von der Tüchtigkeit der hier lebenden Menschen, die den Wohlstand kreativ aus dem Nichts erschaffen müssen. Ohne Wachstum ist die Schweiz ein Armenhaus, ein alpines Afrika in der Mitte Europas.

Der frühere Bankenprofessor und SVP-Gebirgsläufer Hans Geiger rechnet verführerisch vor, dass alles nur halb so wild sei. Ecopop schreibt ein jährliches Bevölkerungswachstum von netto rund 16 000 Personen vor. Das klingt nach extrem wenig, aber Geiger spielt den raumöffnenden Gedanken: Wenn wie jetzt jährlich 92 000 Menschen aus der Schweiz auswandern, dann können gemäss Ecopop ja brutto stolze 109 000 Personen pro Jahr einwandern, nur rund ein Drittel weniger als heute. Damit seien die Bedürfnisse der Wirtschaft und der humanitären Belange doch ausreichend befriedigt. Die Ecopop-Akademiker sind begeistert von diesem Argument und nicht wenige Skeptiker aus den Reihen der SVP und den anderen Parteien.

Migrationsasket Geiger irrt, auf hohem intellektuellem Niveau. Natürlich stimmt seine Rechnung, aber das Problem liegt woanders: Wie will man ein jährliches Nettobevölkerungswachstum in die Tat umsetzen? Stellen wir uns vor, Ende des Jahres merken wir, dass zu viele Leute eingewandert sind. Der Nettosaldo ist wegen zu geringer Abwanderung zu hoch. Was machen wir dann? Werden die überschüssigen Ausländer in Sonderzügen oder -bussen aus dem Land geworfen, wie das seinerzeit bei James Schwarzenbachs «Überfremdungsinitiative» drohte? Die Schweiz bringt es heute nicht einmal fertig, verurteilte Schwerstkriminelle ausser Landes zu befördern. Glauben Geiger und seine Ecopop-Professoren tatsächlich, dass man legal und legitim zugereiste Ausländer aufgrund von leblosen Quoten jemals ausschaffen wird? Oder ausschaffen sollte?

Heute haben wir schätzungsweise rund 15 000 Asylanten, die sich jährlich in der Schweiz niederlassen. Damit wären die Ecopop-Kontingente bereits ausgeschöpft. Ist Ecopop bereit, kanadische Physiker auf Kosten eritreischer Arbeitsloser herbeizuholen? Ich bin für die Wirtschaft. Aber ich befürchte, dass sich bei Ecopop die Gutmenschen- und Asylantenschweiz immer gegen die Wirtschaftsschweiz durchsetzen wird.

Ecopop ist das Symptom eines berechtigten Unbehagens, aber die gleichnamige Initiative würde die Schweiz erwürgen.





Abfahrtskönigin: Dominique Gisin. Seite 32



Von Aids bis Ebola: Seite 52



Freikirchen sind besser als ihr Ruf: Seite 26



EU einfach: Thomas Cottier. Seite 22

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

- 11 Kommentar Annäherung auf allen Ebenen
- 11 Im Auge Maggie De Block, Gesundheitsministerin
- 12 Fall Sarasin Teure Dienste
- 12 Berlin Meister ohne Bürger
- 13 Personenkontrolle Löpfe, Sarasin, Leuthard etc.
- 13 Nachruf Tim Hauser, Musiker

### 14 **Trudi O., 92, klaut Ragusa**

Die seltsame Geschichte einer Schweizer Diebin

- 16 Die Deutschen Dritter Weg
- 16 Wirtschaft Gleichheit statt Freiheit
- 17 Schweden Was bedeutet der Rechtsrutsch?
- 18 Mörgeli Hochinfektiöse Asylpolitik
- 18 Bodenmann Der Franken ist der kleine Euro
- 19 Medien Der Toyota und die Tageszeitung
- 19 Gesellschaft Steinigung
- 20 Leserbriefe/ Darf man das?

## Hintergrund

### 22 **Wegweiser nach Europa**

Mission EU: Der Berner Rechtsprofessor Thomas Cottier

- 25 Buch Diplomat Jakob Kellenberger zieht über Landsleute her

### 26 **Eine Lanze für Frömmeler**

Die Kritik an den «Evangelikalen» ist unberechtigt

### 28 **Steuerflucht der Top-Beamten**

Gutbezahlte Staatsangestellte meiden Bern als Wohnsitz

### 30 **Tamilen Die nächste Asylfalle?**

### 32 **«Physik erklärt alles!»**

Abfahrerin und Olympiasiegerin Dominique Gisin

### 36 **Gewollte Willkür**

Die Classe politique versucht, die Volksrechte abzubauen

### 39 **«Operation Libero» Welches Freilichtmuseum?**

### 40 **«Eurealisten» Das Vokabular von alt Botschafter Woker**

### 41 **Fernsehen Widmer-Schlumpf in der Kuschelzone**

### 42 **Jagdfreunde**

Das abenteuerliche Start-up True Wealth

### 45 **Euro Bericht vom Krankenbett**

### 47 **Uni Zürich Missstände am Institut für Medizinische Genetik**

### 48 **Erdogans abgesägte Hosen**

Der Kampf um die syrische Kurden-Enklave Kobane

### 52 **Afrikas unheimliche Krankheiten**

Von Aids bis Ebola: Der Schwarze Kontinent bleibt riskant

### 56 **Auf der Seite der Guten**

Bilanz des ökologischen Denkens: Ist alles grün und gut?

### 59 **Essay Ältere Männer bevorzugt**

# — Meisterwerk —



## Villa Antinori Riserva 2011

*Chianti classico docg, Riserva  
Antinori – Toscana*

Eleganz und samtige Reife.  
Erfordern Hingabe und Geduld.  
Im Rebberg wie im Weinkeller.  
Der Villa Antinori Riserva zeugt davon.

*Bindella*

CHF **19.20** netto  
statt 24.00, 75 cl

**gültig bis 16.11.2014**  
jetzt bestellen auf  
[bindella.ch](http://bindella.ch)



*Bindella*  
la vita è bella



«Sonntags gehe ich segeln»: Architekt Gehry. Seite 60

## Interview

### 60 «Die Götter lächeln auf mich herab»

Am Wochenende wird in Paris das Museum der Fondation Louis Vuitton eröffnet. Star-Architekt Frank Gehry über seine Momente der Erleuchtung

## Stil & Kultur

### 64 Stil & Kultur Blauer Samt

### 66 Bestseller

### 66 Finaler Bruch

Botho Strauss lüftet mit «Herkunft» den Schleier über seiner Kindheit

### 67 Jazz Aki Takase / Alexander von Schlippenbach

### 68 Die Kunst des riskanten Denkens

Wozu taugt heute noch die Philosophie? Dagegenhalten. Realismus ist gefragt

### 73 Wolfram Knorr Jubiläum des grossen Filmkritikers

### 74 Top 10

### 74 Kino «Cure – The Life of Another»

### 75 Radio-Kritik «Kulturstammtisch»

### 76 Namen Kispi-Ball im Hotel «Baur au Lac»

### 77 Hochzeit Olya und Yossi Shamrik

### 77 Thiel Krippenspiel

### 78 Als Ali die Welt erstürmte

Vor vierzig Jahren fand das bedeutsamste Sportereignis des 20. Jahrhunderts statt

### 80 Wein Cos d'Estournel Saint-Estèphe 1994

### 80 Zu Tisch «Osteria Tre» im «Hotel Bad Bubendorf»

### 81 Auto Audi RSQ3

### 82 MvH trifft Tommy Hilfiger, Modeunternehmer

## Autoren in dieser Ausgabe

### Johan Norberg



Der schwedische Schriftsteller ist bekennender Liberaler und Autor von «Das Kapitalistische Manifest», das in 25 Sprachen übersetzt wurde. Er schreibt, wohin das Musterland des real existierenden Sozialdemokratismus nach dem Erfolg der rechten Schwedendemokraten driftet. Seite 17

### Beda M. Stadler



Der Professor und Direktor des Instituts für Immunologie der Universität Bern ist bekannt für seine pointierten Kommentare. In seinem Beitrag begründet er, warum er den Ebola-Ausbruch für ein afrikanisches und kein globales Bedrohungsphänomen hält. Seite 52

## Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



Available on the App Store ANDROID APP ON Google play

DIE WELTWOCHEN

Es het solangs het  
**Rabatt\***  
**bis Fr. 2500.-**  
\*Abhängig von Auslastung,  
 Saison, Wechselkurs

# NEU 8-Länderfahrt zum Donaudelta mit Suitenschiff MS Thurgau Ultra

## Passau–Wien–Donaudelta–Budapest–Passau

**15 Tage ab Fr. 1790.-** (Rabatt Fr. 2500.- abgezogen, Hauptdeck)

- Flüsterschiff dank TwinCruiser
- 42 m2 Platz für jeden Gast
- Sonnendeck mit Windschutz vorne

Tag	Destinationen	Programm / Ausflüge
1	Schweiz–Passau	Busanreise ab Zürich Sihlquai/St. Margrethen. Einschiffung, 17.30 Uhr «Leinen los!»
2	Wien	Schiffahrt durch die Wachau nach Wien. Stadtrundfahrt* am Nachmittag.
3	Ordas/Südungarn	Nachmittags Puszta-Rundfahrt* mit Vorführung von ungarischer Reiterkunst.
4	Belgrad	Rundfahrt* mit Besuch Festung Kalemegdan und Nationalmuseum.
5	Eisernes Tor	Fahrt durch die spektakuläre Kataraktenstrecke, ein Naturphänomen der Extraklasse.
6	Bukarest	Ausflug* in die rumänische Hauptstadt Bukarest mit Stadtrundfahrt.
7	Tulcea/Donaudelta	Bootsrundfahrt* mit Katamaranen. Ausflug Schwarzes Meer/Constanta (fak. Fr. 55.-, vorab buchbar).
8	Rousse	Nachmittags Stadtrundfahrt/-gang* mit bedeutenden Sehenswürdigkeiten.
9	Eisernes Tor	Nochmals beeindruckende Passage des «Eisernen Tores».
10	Novi Sad	Stadtrundfahrt/-gang* mit Besuch der europaweit grössten Wehranlage Petrovaradin.
11	Mohács	Ausflug* nach Pécs, eine der ältesten Städte Ungarns (UNESCO-Weltkulturerbe).
12	Budapest	Stadtrundfahrt* mit Burgviertel, Matthiaskirche und Fischerbastei.
13	Bratislava	Busfahrt zum Burgareal und Rundgang durch die wunderschöne Altstadt mit St. Martins-Dom.*
14	Weissenkirchen	Busfahrt zum Benediktinerstift Melk (UNESCO-Weltkulturerbe). Rundgang, Weinprobe.*
15	Passau–Schweiz	Ausschiffung, Busrückfahrt nach St. Margrethen oder Zürich Sihlquai. Ind. Heimreise.

\* im Ausflugspaket (Fr. 390.-) enthalten, vorab buchbar | Programmänderungen vorbehalten | Partnerfirma: Premicon Ltd.

### Abreisdaten 2015 Es het solangs het Rabatt

15.05.	<b>1000</b>	17.07.	<b>1000</b>	18.09.	<b>1000</b>
05.06.	<b>1000</b>	07.08.	<b>1000</b>	16.10.	<b>1500</b>
26.06.	<b>1000</b>	28.08.	<b>1000</b>	30.10.	<b>2500</b>

### MS Thurgau Ultra \*\*\*\*\* (ehemals MS Premicon Queen)

Luxusschiff mit 53 Suiten und 7 Einzelkabinen (12 m<sup>2</sup>) für 113 Gäste. Alle Suiten mit DU/WC, Föhn, TV, Radio, Minibar, Safe, Telefon, Klimaanlage, 2 Sesseln und Tisch. Auf MD und OD mit franz. Balkon. Mini Suiten (14 m<sup>2</sup>) auf HD mit kleineren, nicht zu öffnen Fenstern. Deluxe Suiten (22 m<sup>2</sup>) mit Sitzgruppe. Queen Suiten (30 m<sup>2</sup>) mit getrenntem Wohn- und Schlafbereich, begehbarem Balkon mit Tisch/Sesseln, sep. Bad, Doppellavabo, drei TVs. Bordausstattung: Réception, Shop, Panorama-Restaurant, Panorama-Salon mit Theatron, Dampfschiff-Salon, Wiener Kaffee, Bibliothek, Wellness/Fitness, Smoker's Lounge, Sonnendeck mit Schach, Shuffleboard und Putting Green. Coiffeur, Massage und Sauna. Gratis WLAN. Lift MD bis OD. **Nichtraucher Schiff** (Rauchen auf Sonnendeck und in Smoker's Lounge erlaubt).

### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

Einzelkabine Hauptdeck	4290
Mini Suite Hauptdeck	4290
Junior Suite Mitteldeck mit franz. Balkon	4690
Junior Suite Oberdeck mit franz. Balkon	5090
Deluxe Suite Mitteldeck mit franz. Balkon	5490
Deluxe Suite Oberdeck mit franz. Balkon	5890
Queen Suite Oberdeck mit Balkon	6890
Zuschlag zur Alleinbenutzung Junior Suite	1890

inkl. Vollpension, An-/Rückreise nach Passau.  
 Details im Internet oder Flyer verlangen.

MS Thurgau Ultra\*\*\*\*\*



### Weitere Reisen mit MS Thurgau Ultra\*\*\*\*\*

#### Passau–Puszta–Budapest–Passau

**8 Tage ab Fr. 990.-** (Rabatt Fr. 1200.- abgezogen, HD)

#### Abreisdaten 2015 Es het solangs het Rabatt

29.05.	<b>500</b>	31.07.	<b>500</b>	09.10.	<b>500</b>
19.06.	<b>500</b>	21.08.	<b>500</b>	14.11.	<b>1200</b>
10.07.	<b>500</b>	11.09.	<b>500</b>	21.11.	<b>1200</b>

Zur Tulpenblüte: Basel–Amsterdam–Basel

Kennenlern-Schnupperfahrten: Basel–Loreley–Basel

Basler-Fasnacht «am Steiger St. Johann»

Details im Internet oder Flyer verlangen.

Online navigieren  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Buchen oder Prospekt verlangen  
**Gratis-Nr. 0800 626 550**



**Thurgau Travel**

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,  
 Tel. 071 626 55 00, info@thurgautravel.ch

# Geben Sie Ihrer Hypothek neuen Halt. *UBS Hypo Check.*



Jetzt Termin für UBS Hypo Check  
vereinbaren: 0800 884 556  
[www.ubs.com/hypotheiken](http://www.ubs.com/hypotheiken)

Als Besitzerin oder Besitzer einer Liegenschaft stehen Sie immer wieder vor wichtigen Entscheidungen. Hier hilft Ihnen der UBS Hypo Check. Wir beraten Sie fundiert und kompetent rund ums Thema Hypotheken. Sei es in Bezug auf eine geplante Renovation, eine anstehende Erneuerung der Hypothek oder Steuerfragen. Dank dieser ganzheitlichen Betrachtung können Sie Ihren Aufwand minimieren und Ihre Finanzierungslösung gleichzeitig optimieren.

Best Bank in  
Switzerland



# Annäherung auf allen Ebenen

Von Peter Keller — Was hält die Schweiz zusammen? Sicher nicht der Frühfremdsprachenunterricht. Der gemeinsame Nenner heisst *made in Switzerland*. Und hier ist die Romandie der Deutschschweiz voraus.



Stolz auf den Léman-Bogen: Uhrmacherin.

Die Schweiz steht auf dem Spiel, könnte man meinen. Ohne Frühfranzösisch, tönen die Alarmisten, rausche das Land den Bach runter. Es gehe um «den nationalen Zusammenhalt», warnt die Waadtländer Bildungsdirektorin Anne-Catherine Lyon. Auch Isabelle Chassot, Chefin des Bundesamtes für Kultur, macht sich «Sorgen um den nationalen Zusammenhalt», weil einige Deutschschweizer Kantone das Französisch wieder auf die Oberstufe verschieben möchten. Schliesslich sieht Bundesrat Alain Berset in der Dominanz der Weltsprache Englisch eine Herausforderung für «unseren nationalen Zusammenhalt».

Was den drei Damen und Herren gemeinsam ist: Sie sind in einer Zeit aufgewachsen, als es noch gar keinen verpflichtenden Frühfremdsprachenunterricht in der Deutschschweiz gab. Die grosse Mehrheit der Schüler büffelte «Franz» ab der Oberstufe. Anders gesagt: Es gab die Schweiz schon mehr als 150 Jahre, ehe die Erziehungsdirektoren 2004 ihre «Sprachenstrategie» – zwei Fremdsprachen in der Primarschule – vorstellten. Vom «nationalen Zusammenhalt» sprach damals freilich niemand. Alles drehte sich um den Grundsatz «Je früher, desto besser».

Mittlerweile ist die Entzauberung total. Der Frühfremdsprachenunterricht bringt nicht, was man sich von ihm versprochen hatte. Statt

die Übung abzubrechen oder wenigstens zurückzufahren, wird die politische Keule gezückt: Wer das Frühfranzösisch aus pädagogischen Gründen in Frage stellt, soll nun plötzlich den «nationalen Zusammenhalt» gefährden. Das ist, um es in Spätenglisch zu sagen, Bullshit. Glücklicherweise hat sich unser Land nie über eine Sprache oder eine Religion definiert, sonst wäre die heutige Schweiz gar nie entstanden oder schon längst auseinandergekracht.

## Der Röstigraben wird kleiner

Allerdings ist die Frage nach dem «nationalen Zusammenhalt» durchaus interessant, zumal wir keine Nation im landläufigen Sinne sind (wie etwa Frankreich), sondern ein historisches Gewächs, das eine politische Idee eint: in Freiheit zu leben und den einzelnen politischen Einheiten möglichst viel Selbstbestimmung zu lassen. Dieses Prinzip nennt sich Föderalismus und geht davon aus, dass das, was für Genf gut ist, nicht unbedingt auch gut sein muss für Appenzell. Noch viel wichtiger ist dieser Aufbau von unten nach oben für die (Sprach-)Minderheiten. Umso merkwürdiger mutet es an, dass die Verfechter des Frühfranzösisch mit einem Eingreifen des Bundes drohen, sollten einzelne Kantone tatsächlich in dieser Frage ausscheren wollen. Damit zielen sie geradewegs in die föderalistische Seele der Schweiz. Wer vorgibt, den «nationalen Zusammenhalt» zu retten, indem er die Kantone und die Mitbestimmung der Bevölkerung aushebelt, säbelt in Wahrheit selber am Fundament unseres Staates.

Die ganze Debatte ist ohnehin aufgesetzt. Der Röstigraben wird zunehmend kleiner: Noch nie wollte die Romandie so wenig von einem EU-Beitritt wissen wie heute. Und mit Stolz verweist die Westschweiz auf ihren Léman-Bogen, der zu den wirtschaftlich erfolgreichsten Regionen der Schweiz gehört. Eine Annäherung auf allen Ebenen.

Und womit verbindet die Welt unser Land? Mit Banken, Schokolade und Uhren. Der Finanzplatz wird mit Zürich identifiziert. Schokolade und Uhren sind dagegen Schöpfungen aus der Romandie. Es waren Westschweizer Tüftler wie Suchard und Cailler oder Perrelet und Breguet, die unsere helvetischen Ikonen schufen. Made in Switzerland als gemeinsamer patriotischer Nenner. Ein beruhigendes Fazit: Was mit den Händen erarbeitet wird, ist wichtiger für die Schweiz als abgehobene Debatten über Frühfremdsprachenunterricht und nationalen Zusammenhalt.

# Belgiens Notvorrat



Maggie De Block, Gesundheitsministerin.

Sie sitzt seit wenigen Tagen im Amt der belgischen Gesundheitsministerin, und das Sitzen ist auch ihr Problem: Die Figur, die sie beim Regieren abgibt, passt in keinen Rahmen, ausser vielleicht in ein Gemälde von Rubens, wie sie selber zugibt. Denn Maggie De Block, 52, wiegt sicher mehr als zwanzig Steine in altertümlicher Messart, also über 120 Kilogramm. Sie weiss zwar nicht, wohin mit ihren Pfunden, dabei lebt die zweifache Mutter seit dreissig Jahren in glücklicher Ehe mit einem gleichfalls wohlbeleibten Ehemann und sagt, sie habe sich im Leben keinen Traum versagt. Er witzelt, das grösste Geheimnis ihrer Ehe sei das Gewicht, das sie voreinander verschweigen. Maggie De Block gilt mit Zustimmungswerten von 73 Prozent als populärste Politikerin der gespaltenen Nation, in Flandern wie in Wallonien, und quasi als Notvorrat für den Posten des Regierungschefs. Drei Jahre war sie als Ministerin für Asyl, Migration, soziale Integration und Armutsbekämpfung sehr erfolgreich und widerstand jedem Hungerstreik. Weight Watchers und andere Prediger der Esskorrektheit haben in diesem Lande, das mit 47 Prozent eine unübersehbare relative Mehrheit von Übergewichtigen stellt, keine Chance gegen den trägen Fluss des Bieres und die Volksnahrung Pommes frites. Maggies Mann berichtete, sie esse und koche leidenschaftlich, aber sehr gesundheitsbewusst – nur mit Olivenöl, viel Gemüse, Fisch, Meeresfrüchte, keine Desserts. Nur eine *friture* pro Woche! Sonntags geht sie schwimmen und unter der Woche selber einkaufen auf dem Markt. Ihr ebenfalls schwergewichtiger Bruder leidet an schwerer Diabetes. Nein, sie hat es immer wieder versucht, mit Magerkuren, Diät. Churchill war bedenkenlos korpulenter Genussmensch, Ludwig Erhard dick wie das Wirtschaftswunder, auch Angela Merkel macht keine sonderlich kalorienkämpferische Figur. Ruth Dreifuss klebte sich noch Warnzettel an die Kühlschränktür. Maggie De Block diagnostiziert bei sich eine genetische Veranlagung in der Familie. Kompetenz kann ihr niemand absprechen: Im Leben vor der Politik war sie praktische Ärztin.

Peter Hartmann

# Meister ohne Bürger

Von Wolfgang Koydl — «Alles Müller, oder was?» Die deutsche Hauptstadt bekommt einen neuen Bürgermeister – ganz ohne Wählerbeteiligung. Rechtlich ist das korrekt, aber wirklich demokratisch ist es nicht.

**B**erlin war schon immer eine Stadt, die sich einbildete, etwas ganz Besonderes zu sein. Die Fakten freilich hinken, wie dies bei solchen Aufschneidereien meist der Fall ist, den hohen Ansprüchen deutlich hinterher. Speziell ist höchstens die bipolare Geisteshaltung der Berliner, die ständig zwischen Grossmannssucht und Minderwertigkeitskomplexen hin und her irrlichtert. Keine andere Metropole vergewissert sich so oft verängstigt ihrer Hauptstadtrolle. Keine andere Metropole aber tut dies mit einer vergleichbar grossen Klappe.

Mit Klaus Wowereit gönnten sich die Berliner in den letzten dreizehn Jahren einen Regierenden Bürgermeister, der ganz hervorragend zu ihrer Stadt passte: viel heisse Luft, wenig Substanz – nach diesem lockeren Motto



«Ich bin ganz platt»: Politiker Müller.

verwaltete «Wowi» die Millionenstadt. «Arm, aber sexy» sei Berlin, schäkerte er einmal. Aber an diesem Satz stimmte nur der erste Teil, unter anderem wegen der Angewohnheit des Bürgermeisters, Millionensummen für Prestigeprojekte wie den missglückten Hauptstadtflughafen in den Sand zu setzen. Spitze ist Berlin, ausser bei kessen Sprüchen, nur beim Schuldenmachen, bei der Arbeitslosigkeit oder der Kinderarmut.

Nun hat der Dauerbürgermeister Wowereit endlich das Handtuch geworfen und seinen Rücktritt auf den 11. Dezember angekündigt – gleichsam als vorgezogenes Weihnachtsgeschenk an seine Stadt. Denn viele Bürger atmen erleichtert auf und freuen sich auf einen politischen und personellen Neuanfang. Der vollzieht sich in parlamentarischen Demokratien im Allgemeinen in Form einer Wahl, und mit Sicherheit hätten viele Berliner gerne die Möglichkeit gehabt, bei dieser Gelegenheit auch gleich ein Urteil über die Arbeit der grossen Koalition aus Sozial- und Christdemokra-

ten zu fällen, die ihre Stadt seit gefühlten Ewigkeiten mehr schlecht als recht regiert.

Doch wenn man das Volk nach seiner Meinung fragt, fällt das Ergebnis nicht unbedingt nach den Wünschen der Politiker aus. Davon können vor allem Schweizer Politiker traurige Lieder singen, schliesslich hat in der Eidgenossenschaft der Wähler das erste und das letzte Wort. Vor allem, wenn er das Gefühl hat, dass ihn die politische Klasse hintergehen will, wird er zuweilen unberechenbar in seinem Stimmverhalten, wie viele Referenden und Initiativen eindrucksvoll belegen. Das ist gut so, denn nichts ist gefährlicher für die Demokratie als selbstgefällige Politiker. Sie dürfen sich ihrer Sache nie sicher sein. Sie müssen immer den Atem ihrer Wähler im Nacken spüren, nicht nur kurz vor einer Parlamentswahl.

## Müller erhielt 6501 Stimmen

Diese Gefahr droht den Berliner Machthabern allerdings nicht. Die regierenden Sozialdemokraten entschieden sich, den neuen Bürgermeister – Michael Müller heisst der Mann – vorsichtshalber lieber gleich ganz ohne Mitwirkung der Bürger zu inthronisieren. Nur eingeschriebene SPD-Mitglieder hatten ein Stimmrecht: 11 000 Männer und Frauen machten davon Gebrauch, 6501 votierten für Müller – notabene in einer Stadt mit dreieinhalb Millionen Einwohnern. Formell wird er dann noch vom Abgeordnetenhaus bestätigt, in dem CDU und SPD eine komfortable Mehrheit haben. Auch hier kann nichts mehr schiefgehen: «Alles Müller, oder was?»

Der neue Mann – rein zufällig ein Vertrauter Wowereits – freute sich nach eigenen Worten «wahnsinnig» über diesen Vertrauensbeweis: «Ich bin ganz platt», hauchte er in die Mikrofone. Platt fühlt man sich auch als Beobachter solcher Vorgänge. Sicher, ein Machtwechsel ohne Wählerbeteiligung entspricht in repräsentativen Demokratien verfassungsrechtlichen Regeln. Streng genommen wird nur die Volksvertretung gewählt, die aus ihren Reihen dann den Ministerpräsidenten, den Bundeskanzler oder eben den Bürgermeister bestimmt. Doch im Allgemeinen handelt es sich dabei um den jeweiligen Spitzenkandidaten der siegreichen Partei – den Mann oder die Frau, welche die Wähler an der Spitze der Regierung sehen wollen. Tritt der Chef ab, ist der Deal mit dem Wähler vom Tisch. Wer Wowereit wählte, wollte nicht unbedingt Müller. Wer Müller will, muss ihn wählen dürfen.

## Personenkontrolle

### Löpfe, Sarasin, Leuthard, Aeschlimann, Beglinger, Dahinden, Sager, Burkhalter, Gysi, «Charly Gin», Marx

Das Mediengewerbe ist eine kreative Branche, zumindest in der Auslegung des Journalisten **Philipp Löpfe**, der als Chefredaktor zweimal scheiterte (*Sonntagsblick*, *Tages-Anzeiger*). Heute arbeitet Löpfe online, beim nicht mehr ganz neuen Newsportal Watson, wo er auf alles schiesst, was von seiner «dezidiert sozialistischen Linie» (Wikipedia) abweicht. Dabei bedient sich der altgediente Journalist auch einer Art Schüttelbechertechnik. Löpfe stellte der *Weltwoche* ein paar Fragen über den Fall des Professors und Historikers **Philipp Sarasin** (siehe Kommentar Seite 12). Allerdings verwendete



*Kreativer Journalismus:* Altmeister Löpfe.

Löpfe die Antworten in durchaus origineller Weise. Er montierte sie in einen Themenkomplex ein, zu dem er gar keine Fragen gestellt hatte. Zufälligerweise trifft die Antwort aber doch zu: «Dieser Vorwurf ist absurd.» In einem höheren Sinn hat uns der fantasievolle Journalist also doch richtig zitiert – ironischerweise in einer Kolumne, die «Medienkritik» heisst. Den nachrückenden Generationen sei die von Altmeister Löpfe angewandte Zufallsmethode dennoch nicht zur Nachahmung empfohlen. (*gut*)

Das Bundesamt für Raumentwicklung (ARE), das im Departement von Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP) angesiedelt ist, hält derzeit einen «Stakeholder-Dialog» zur «Strategie Nachhaltige Entwicklung» des Bundesrats ab. In neun Handlungsfeldern will man «Visionen», «Nachhaltigkeitsziele» und «Massnahmen» entwickeln. Die Ergebnisse des «Dialogs» werden in «einer eigenen Publikation» veröffentlicht. Projektleiter **Adrian Aeschlimann**, vormals Mediensprecher beim Bundesamt für Umwelt (Bafu), hat 200 Personen eingeladen, an dem Projekt teilzunehmen. Die Teilnehmerliste besteht aus den gesammelten Nachhaltigkeitspredigern von Verwaltung und Nichtregierungsorganisationen. Allerdings scheint man selbst dort die Wichtigkeit der ganzen Veran-



*Nachhaltigkeitsprediger:* Adrian Aeschlimann.

staltung eher kritisch zu bewerten. Fast alle Organisationen lassen sich durch einfache Sachbearbeiter vertreten. So auch der Verband *Swisscleantech* von **Nick Beglinger**: Er schickt drei Sachbearbeiter. Das Dialog-Spektakel wird die Steuerzahler laut Bafu 150 000 Franken kosten. «Der Aufwand für jeden Teilnehmer» hingegen, vermeldet das Bundesamt in seiner Beschreibung, «beträgt fünf Anlässe à ca. 3–4 Stunden.» Und: «Es wird keine explizite Vorbereitung der Teilnehmenden erwartet.» (*fsc*)

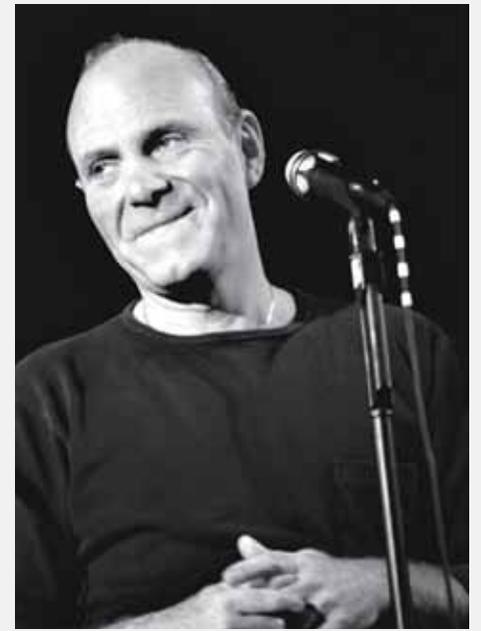
Einen Monat lang treibt die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) führungslos umher. Der ehemalige Direktor **Martin Dahinden** ist Anfang Oktober als Botschafter nach Washington entschwinden, und sein Nachfolger als Deza-Chef, der ehemalige Schweizer Botschafter in Washington, **Manuel Sager**, unterrichtet noch bis Ende Oktober an der Duke University. Im Aussendepartement von Bundesrat **Didier Burkhalter** (FDP) nimmt man das Führungsvakuum gelassen zur Kenntnis. Da die Deza-Beamten sowieso machen, was sie wollen, falle die Abwesenheit des Direktors nicht sonderlich ins Gewicht, heisst es hinter vorgehaltener Hand aus der Teppichetage des Departements. (*fsc*)

**Gregor Gysi** hat ein Herz für Tiere. Der deutsche Linksaussenpolitiker hat gerade die Patenschaft für ein weisses Löwenbaby im deutschen Circus Krone übernommen. Auf Geheiss Gysis hört das Tier auf den Namen «**Charly Gin**». Charly in Anlehnung an den Begründer des Marxismus, **Karl Marx**, und Gin, weil «man es sowohl in der Politik als auch im Zirkus gelegentlich nur etwas benommen aushält». (*fsc*)



*Der Pate:* Tierfreund Gysi, «Charly Gin».

## Nachruf



*Ultimative Eleganz:* Musiker Hauser.

**Tim Hauser (1941–2014)** — Seine Geschichte beginnt in New York in einem Taxi. Es sind die frühen siebziger Jahre, Tim Hauser, ein Gelegenheitsmeinungsforscher und ambitionierter Sänger, schlägt sich als Taxifahrer durch, um sein teures Hobby, ein Gesangsquartett namens *The Manhattan Transfer*, halbwegs finanzieren zu können. Die Band schlingert zwischen Country, Gospel und Swing hin und her – ganz nett, aber irgendwie musikalisch indifferent. Der Durchbruch beginnt dann im Taxi: Während seinen Fahrten quatscht der quirlige Fahrer seine Gäste an und stösst so ganz nebenbei auf seine Traumbesetzung, die dann später ergänzt wird durch einen Darsteller des Musicals «*Grease*» am Broadway. Bis auf eine Umbesetzung steht der Trupp bis heute.

Allmählich bildet sich auch ein Sound heraus, Ende der siebziger Jahre schon – Close Harmony, Scat, Swing und ein geradezu provozierender Sinn für ultimative Eleganz –, *slick* sollten übellaunige Kritiker das einst nennen. Es war ganz und gar Tim Hauser, der die Fäden zeitlebens unerbittlich in der Hand hielt: Punk war gerade in Frieden verblichen, und da räumten *The Manhattan Transfer* – zwei Damen und zwei Herren – mit berauschendem vierstimmigem Gesang, «*Chanson d'Amour*» und todschickem Zwirn ab. Besonders in Grossbritannien. Das schnieke Cocktailbar-Feeling des Quartetts hält bis heute an. Tim Hauser starb während einer Tournee mit 72 Jahren nach einem Herzstillstand in einem Krankenhaus in Pennsylvania. *The Manhattan Transfer* will als Trio weitermachen.

*Thomas Würdehoff*

# Trudi O., 92, und ein Volk von Dieben

Von Urs Gehrig — Das Land ist gerührt: Eine 92-Jährige stibitzt im Coop zwei Ragusa, nun droht ihr eine Gefängnisstrafe. Doch Trudi O.\* ist nicht allein. Zwischen Brotecke und Metzgerei ist ein durchtriebenes Volk zugange in den Schweizer Warenhäusern. Vor allem bei Jungen ist Klauen ein regelrechter Breitensport.

Es hatte sie die Lust gepackt, unwiderstehliche Lust auf Schoggi, die mit den Krachnüssen, ihre liebste weit und breit. So stand Trudi O., 92, also in der Coop-Filiale direkt vor dem Zürcher HB und streckte die Hand aus, klaubte ein, zwei Riegel Ragusa aus dem Regal hervor – und eh sie sich umsah, war es schon passiert. Trudi ertappt, des Diebstahls bezichtigt, der Polizei überführt!

«Trudi O. (92), die wohl älteste Diebin der Schweiz» titelte die Pendlerszeitung *20 Minuten* letzten Freitag. Autor Attila Szenogrady, langjähriger Gerichtsreporter, kann sich tatsächlich nicht an eine ältere Delinquentin erinnern. Und auch das rüstige Trudi kann sich nicht erinnern. Wie ihr geschah.

Schlohweisses Haar, blauwässrige Augen wie ein Seerosenteich auf einem Monet-Aquarell, hockt sie am Küchentisch und zetert im grantigsten Berndeutsch: «Ä Frächheit! Wägä zwöi Ragusa so nes Affetheater ga mache.» Sie habe ja zahlen wollen, habe das Geld in der Hand gehabt, aber da sei die Frau an der Kasse plötzlich aufgestanden. Da habe sie sich an den Herrn gewandt, der immer hinter der Kasse stehe. Welcher Herr? «Da isch doch dört eine, wo immer luegt, dass nüüt passiert.» Ob sie ihm bezahlen könne, habe sie gefragt. Aber der wollte kein Geld von Trudi, sondern Trudi selbst, samt Tasche und Ragusa. So sei es gewesen, insistierte sie gegenüber Tele Züri, das die Rentnerin zu Hause besuchte, unschuldig sei sie, «ganz ehrlich!».

## Teuflich begabt

Man möchte ihr gern glauben. Wäre da nicht diese Sache mit dem Strafbefehl der Staatsanwaltschaft Zürich-Sihl. Laut diesem hat sie nicht nur die zwei Riegel geklaut, sondern auch gegen ein schriftlich erlassenes Hausverbot verstossen. Seit Ende 2013 war sie im betreffenden Coop wiederholt beim Stehlen erwischt worden, Filetstücke habe sie in ihrer Handtasche an der Kasse vorbeischleusen wollen. Zuerst sei man nachsichtig gewesen, habe auf eine Anzeige verzichtet, so ein Coop-Angestellter, aber dann sei das mit den zwei Ragusa passiert.

Trudi O. ist nicht allein. Zwischen Brotecke und Filialmetzgerei ist ein durchtriebenes Volk zugange in den Schweizer Warenhäusern. In Dingen der Technik teuflich begabt, bienenfleissig und diszipliniert, trickreich und beutelüstern zugleich, ist es für Ladenbesitzer und Zahlkundschaft ein Ärgernis: das Volk der Ladendiebe.

Sie kommen aus allen Schichten, aus allen Altersgruppen, sind männlich, weiblich gleichermaßen. Was sie verbindet: ihr Räuberappetit. In Zürich ist Diebstahl das häufigste Delikt (Statistisches Jahrbuch der Stadt Zürich 2013). Und was für Zürich gilt, gilt für die ganze Schweiz. Es wird geklaut, was die Hosensäcke, Ärmel, Taschen schlucken. Ein regelrechter Breitensport ist es, besonders unter Jungen, je westlicher man sich bewegt im Land, desto häufiger wird abgestaubt.

Martin Killias, Professor für Kriminologie an den Universitäten Zürich und St. Gallen, liess 2013 rund 3000 Oberstufenschüler im Alter von dreizehn bis sechzehn Jahren in der ganzen Schweiz befragen. Ein Viertel der Romands gab an, im letzten Jahr etwas in einem Laden geklaut zu haben. Bei Gleichaltrigen aus der Deutschschweiz waren es 15,4 Prozent und im

## «Zwischen vierzig und fünfzig verlieren die Frauen die Nonchalance beim Stehlen.»

Tessin 11,4 Prozent. Fast jeder fünfte Romand gab zudem an, im letzten Jahr jemandem etwas gestohlen zu haben. In der Deutschschweiz und im Tessin war es rund jeder Zehnte.

Jugendliche Diebe – nichts Neues unter dem Himmel, wahrlich nicht. Selbst Kirchenvater Augustin hat es als Sechzehnjähriger getan. Im Jahr 370 bekannte er sich in seinen autobiografischen «Confessiones» dazu: «Schön waren jene Früchte, aber nicht sie waren es, die meine elende Seele begehrte, denn bessere hatte ich in Menge; jene pflückte ich nur, um zu stehlen.»

«Für Jugendliche sind Grenzüberschreitungen normal», sagt der Zürcher Jugendanwalt Hansueli Gürber. Bei geringfügigen Diebstählen bis zu einer Schadenssumme von 300 Franken gehe es gar nicht unbedingt um Geld, sondern darum, dass man «dabei ist». Dabei würden Jugendliche ihre diebischen Qualitäten oft überschätzen. «Wenn sie dann der Tat überführt vor dem Polizisten stehen, haben viele einen riesigen Schreck.» Darum sei es wichtig, dass man sie früh erwische. «Die allermeisten, die einmal geschnappt worden sind, hören mit dem Stehlen auf.» Aber längst nicht alle lassen sich von Polizei und Justiz abschrecken. Die Rückfallquote bei Diebstahl liegt bei rund einem Drittel, wie Zahlen vom Bundesamt für Statistik (BFS) belegen.

Auffällig die Mädchen! Im Alterssegment zwischen zehn und siebzehn stehen sie genauso oft wie Jungs. Diebstahl sei bei den Mädchen ein grosses Thema, bestätigen Jugendpsychologen. Statussymbole wie Markenkleider oder teure Parfüms hätten einen hohen Stellenwert. Auch sind Mädchen nicht etwa leichter belehrbar als Jungs. Einmal erwischt, würden Mädchen die Tat oft bestreiten und bagatellisieren, so der Jugendpsychologe Allan Guggenbühl: «Es ist schwieriger, bei Mädchen ein Schuldeingeständnis einzuholen als bei Burschen.»

## Akt der Gerechtigkeit

Eifern Mädchen etwa ihren Idolen nach? Schliesslich sind es auffällig viele weibliche Stars, die beim «Kaufhaussport» auffliegen, meist mit lapidarem Diebesgut: Lindsay Lohan (Schmuck), Courtney Love (T-Shirts), Winona Ryder (Anzüge, Hemden, Hosen), Britney Spears (Perücken, Mäntel, Feuerzeug).

Wer denkt, geklaut werde nur aus Langeweile, krankhaftem Zwang (Kleptomanie), Nervenzickel oder Not, irrt. Hausfrauen, Tänzerinnen, Professoren – kein Beruf, der gefeit ist gegen den «kleinen» Raub. Viele sehen es als Delikt des Kavaliere. Oder als Akt der Gerechtigkeit. Man gönne sich einen Bonus für die harte Arbeit jahrein, jahraus, heisst es oft unter Dieben. Und schenkt sich an der Selbstbedienungstheke noch einen (unbezahlten) Süssmost ein.

17 080 Fälle von Ladendiebstahl wurden letztes Jahr schweizweit offiziell registriert. Doch das ist nicht einmal die Spitze des Beutebergs. Die Dunkelziffer liegt um ein Vielfaches darüber, wissen Kriminologen.

Zwar langen Männer, statistisch gesehen, häufiger zu, doch in allen Alterssegmenten folgen die Frauen dicht auf. «Ich habe so viele Frauen kennengelernt, die während Jahren für Tausende von Franken Kleider aus Modehäusern abgezügelt haben», sagt Christian Malär, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie. Dabei ist ihm Interessantes aufgefallen. «Frauen beginnen nicht erst im Alter mit dem Klauen, sondern sie fliegen relativ spät auf. Irgendwann zwischen vierzig und fünfzig werden sie erwischt.» Dann zerfalle die «natürliche Aura» der Diebe, will heissen: die Nonchalance beim Stehlen.

Was allerdings die wenigsten daran hindert, munter weiterzuklauen. Selbst hohes Alter schützt vor Verlockung nicht, wie Trudi O. be-



*Eine Störung auf der Ebene von Mein und Dein.*

weist. Müde Augen, Hände, Finger erwachen. Legionen von Trudis leben auf zwischen den Regalen. Die Täterinnen mit den weissen Haaren klauen meist Kleines, berichtet ein Laden-detektiv. Da werden Suppenhühner und

Shampoo heimlich eingesteckt, da wandern Klo-Enten und Kaffeebeutel in die Taschen, da gehen Rasierklingen und Rosinenpäckchen mit. Vor Weihnachten verschwinden auch häufig Kerzen oder Karten.

Ist dann die Kasse, das prekäre Schleusentor, passiert, entspannen sich ihre Körper, es drückt sich in ihren Minen die Genugtuung aus über das nichtige Beutegut. Und wenn die Tür im Rücken elektronisch zusaust, lächelt die alte Diebesdame, lächelt mit stolz geneigtem Haupt, selbstgerecht, ein wenig spöttisch, ein wenig falsch, irgendwie an einen Marabu erinnernd, dieses erhaben staksende Feder- vieh mit leicht bedautem Kopf.

#### **Absichtlich die falsche Taste gedrückt**

Ich geb's ungeniert zu, meine eigene Grossmutter hatte im Konsum regelmässig ge ..., sagen wir: geschummelt. Sie hiess auch Trudi, aber wirklich. Sie war eine wunderbar fürsorgende Frau, die im Sommer bereits mit dem Stricken der Weihnachtspullis für die fünf-zehn Grosskinder begann, den besten Kalbs-

#### **Ist dann die Kasse, das prekäre Schleusentor, passiert, entspannen sich ihre Körper.**

braten schmorste, weltoffen war und keiner Fliege was zuleide tat. Aber vor der Früchte- waage im Coop, da kannte sie kein Erbarmen, da hat sie absichtlich auf die falsche Taste ge- drückt, diejenige für die billigere Trauben- oder Apfelsorte, um darauf frohgemut mit erschwindelter Etikette die Kasse zu passieren. Ein, vielleicht zwei Franken hat sie damit ge- spart. War es ein Kick, eine stille Rebellion oder haushälterische Schonung des knappen Portemonnaies? Sie hat es mir nie gesagt, und hätte man sie darauf angesprochen, hätte sie wohl reagiert wie das Ragusa-Trudi. Sie hätte jegliche böse Absicht abgestritten.

Was treibt sie bloss, die Elstern, Langfinger und Raffhändchen? «Das ist eine Störung auf der Ebene von Mein und Dein», sagt Psycho- therapeut Malär. «Ladendiebe fühlen sich im Leben oft übers Ohr gehauen. Sie sehen, wie Migros, Banken, Pharmariesen so viel Gewinn garnieren und Krankenkassen unerhörte Prä- mien kassieren. Also nehmen sie sich zurück von dem, was sie glauben, dass es ihnen zu- steht.» Stehlen sei unter diesen Umständen ein Urmechanismus im Menschen. Am Extremen zeige sich, was faul sei auf dieser Welt.

In Florida will ein Schweizer Banker, beschul- digt der Hilfe zur Steuerflucht in Milliardenhö- he, mit juristischer Sophisterei den Kopf aus der Schlinge ziehen. Und in Zürich muss Trudi O. womöglich ins *Chefi*. Denn die 300 Franken Busse für die gestohlenen Ragusa will sie «uf gar ke Fau» bezahlen. Was formaljuristisch bedeutet, dass Trudi O. demnächst die älteste Gefangene der Nation sein wird. Wegen zwei Riegel Ragusa. *So nes Affetheater!*

\* Name geändert.

## Dritter Weg

Von Henryk M. Broder — Wie die Bundesrepublik auf Radikalisierung reagiert.



Über 400 Deutsche, mit und ohne Migrationshintergrund, sollen sich inzwischen den Kampftruppen des Islamischen Staates angeschlossen haben. Sie verstossen damit

gegen eine Weisung des amtierenden Bundesinnenministers, Thomas de Maizière, der die Terrororganisation Islamischer Staat am 12. September «mit sofortiger Wirkung» verboten hat. «Das heutige Verbot ist ein wichtiger Schritt im Kampf gegen den internationalen Terrorismus», gab de Maizière vor der Presse bekannt.

Leider beschränkt sich das Verbot auf das Gebiet der Bundesrepublik, wo die Anhänger des IS weder für ihre Gesinnung demonstrieren noch Spenden einsammeln dürfen. Bis nach Syrien und in den Irak hat sich das Machtwort des Berliner Innenministers nicht herumgesprochen, weswegen die deutschen IS-Freiwilligen dort weiter kämpfen und ihre Freunde in Deutschland in Videobotschaften dazu aufrufen, sich ihnen anzuschliessen. Derweil in Deutschland darüber diskutiert wird, ob man den IS-Sympathisanten die Ausreise verbieten oder den «radikalisierten» und zum Teil traumatisierten Heimkehrern die Wiedereinreise untersagen soll.

Angesichts dieser unerfreulichen Alternativen will man es nun mit einem «dritten Weg» versuchen, man will «präventiv» tätig werden.

In Bonn, einer Hochburg der Salafisten, soll eine «Beratungsstelle gegen Radikalisierung» eingerichtet werden, in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, finanziert mit Mitteln des Bundesinnenministeriums. So eine Beratungsstelle gibt es bereits in Bochum, aber zwischen Bochum und Bonn liegen etwa 110 Kilometer. Man kann es einem angehenden Bonner Salafisten kaum zumuten, sich auf einen so weiten Weg zu machen, wenn er beraten werden möchte, wie er sich entradikalisieren könnte. Umgekehrt sollte ein Bochumer Salafist die Möglichkeit bekommen, eine «zweite Meinung» einzuholen, ob er nun zur Weiterbildung nach Syrien reisen oder lieber daheimbleiben und den Koran auswendig lernen sollte.

Fürs Erste aber müssen qualifizierte Kräfte verpflichtet werden – Sozialarbeiter, Sozialpädagogen, Psychologen. Und natürlich «entradikalisierte» Salafisten. Nur wer die Sünde hinter sich gelassen hat, kann anderen Sündern den Weg weisen.

## Gleichheit statt Freiheit

Von Silvio Borner — Drei ideologische Tendenzen, die nicht nur unseren Wohlstand, sondern auch unsere persönliche Unabhängigkeit gefährden.

Obwohl der klassische Sozialismus in der Schweiz niemals eine echte Chance hatte, mutiert der «moderate Sozialdemokratismus» zum politischen Gewinner. Wurden früher «harte» sozialistische Systemänderungen von Parlament und Volk grossmehrheitlich abgelehnt, so dominieren heute «weiche» sozialdemokratische Ideen die politische Agenda. Das hat handfeste Gründe, weil zwei Mitteparteien mit Bundesräten so schwach geworden sind, dass sie nur noch im Verbund mit den Linken überleben können. Im Hintergrund wirken drei ideologische Strömungen, die liberale Werte wie individuelle Freiheit und Verantwortung verdrängen: Es sind dies die drei ideologischen Strömungen Egalitarismus, Kommunitarismus und Ökologismus, die den staatlichen Zwang zu Solidarität, Umverteilung und Bevormundung vorantreiben und die die Marktkräfte unterspülen.

### 1— Der Egalitarismus

Der «Sozialdemokratismus» orientiert sich primär am gleichmacherischen Egalitarismus und will durch radikale Umverteilung und erzwingbare Rechtsansprüche an den Staat die «soziale Gerechtigkeit» als materielle Gleichheit verwirklichen. Chancengleichheit weicht der Gleichheit im Ergebnis. Die Bekämpfung von Ungleichheiten aller Art rückt ins Zentrum der Politik. Gleichverteilung erscheint wichtiger als Wachstum. Wenn alle Einkommen sich in jeder Generation verdoppeln, geht es definitiv allen besser, aber die absolute Verteilung wird ungleicher, was gemäss den Anhängern des Egalitarismus in jedem Fall zu bekämpfen ist. Lieber alle gleich arm, aber alle gleich. Viele Aspekte dieser Politik finden immer mehr auch bei bürgerlichen Politikern und Wählern Anklang. Besonders krasse Beispiele sind die geradezu obsessive Gleichstellung von Mann und Frau sowie die geschlechtsneutrale Uniformierung von Spielzeugen im Kindergarten.

### 2— Der Kommunitarismus

Die zweite Komponente dieses Sozialdemokratismus ist der Kommunitarismus, der eine Demokratisierung der Wirtschaft anstrebt und die individuellen Entscheidungen durch erzwungene Solidarität und politischen Diskurs ersetzen will. Wenn mir ein Produkt

nicht gefällt, ein Preis zu hoch erscheint oder die Qualität nicht überzeugt, trete ich aus dieser Marktbeziehung aus. Wenn mir die Strategie oder Politik eines Unternehmens missfällt, verkaufe ich gleichsam einfach meine Aktien. Im Markt dominiert also «Exit». In der Politik jedoch steht «Voice» im Vordergrund. Wir debattieren gemäss den Idealen der Kommunitaristen so lange und so uneigennützig, bis wir eine einvernehmliche, sozialverträgliche Lösung gefunden haben. Der Kommunitarismus will «Exit» durch «Voice» ersetzen, und zwar gerade auch in wirtschaftlichen Belangen. Im Vordergrund stehen nicht mehr die geltend gemachten Bedürfnisse der Konsumenten, sondern die Verkleinerung des menschlichen Fussabdrucks, die Schaffung einer gerechten Gesellschaft oder die moralische Umerziehung der Menschen durch den Staat. Die angebliche Demokratisierung der Entscheidungsprozesse, zum Beispiel über Löhne, den

Wandel zu einer «grünen Wirtschaft» oder gar die Essgewohnheiten, führt zu einer quasidiktatorischen Bevormundung und staatlichen Verhaltenssteuerung in immer mehr Lebensbereichen. Diese Anliegen sind zunehmend auch in bürgerlichen Kreisen weit verbreitet und stark verankert.



### 3— Der Ökologismus

Der sich am Weltuntergang orientierende Ökologismus predigt Nachhaltigkeit und Selbstbeschränkung (Suffizienz), operiert primär mit der Verbreitung von Angst und Schrecken und deckt harte Fakten sowie freie Forschung mit einer absoluten Moralisierung zu. Der Klimawandel ist zum religiösen Ersatz für die Hölle verkommen. Wissenschaftlich unhaltbare Leitlinien wie ehemals «die Grenzen des Wachstums» und neuerdings die 2000-Watt-Gesellschaft, der ökologische Fussabdruck oder die geradezu absurde Förderung erneuerbarer Energien sind zu staatlichen Heilsbotschaften verkommen, die sich rational nicht mehr hinterfragen lassen. Wer es dennoch tut, gilt als «schlechter» Mensch. Die «Energiewende» in der Schweiz ist getrieben von einer kleinen Minderheit von sektiererischen und opportunistischen Eliten und scheint getragen von einer fehlinformierten breiten Masse, die (vorderhand) ihre Illusionen nicht verlieren möchte.

# Schwedens Öffnung

Von Johan Norberg — Die konservative Regierung musste abdanken, die rechten Schwedendemokraten legten zu. Wohin driftet das einzige Musterland des real existierenden Sozialdemokratismus?

Wenn eine europäische Regierung heutzutage imstande sein müsste, Wahlen zu gewinnen, dann die Mitte-rechts-Regierung des schwedischen Ministerpräsidenten Fredrik Reinfeldt. Während der Rest Europas sich seit sechs Jahren mühsam über Wasser hält, steht Schweden vergleichsweise gut da. Trotz Krise ist die Staatsverschuldung von 44 auf 35 Prozent zurückgegangen, das durchschnittliche Nettoeinkommen ist seit 2006 um 18 Prozent gestiegen. Die Armut sank von 2,3 auf 1,3 Prozent.

Das ist das Ergebnis von Haushaltsdisziplin, Steuersenkungen und Abbau von Sozialleistungen, was zu einem Anstieg der Beschäftigtenzahl führte und die Staatseinnahmen sogar erhöhte. Schweden ist, wie die *Washington Post* schrieb, «der Rockstar des Aufschwungs».

## Wie Putin oder Kim Jong Un

Laut Euro-Barometer sind 97 Prozent der Schweden zufrieden mit ihrem Lebensstandard – eine Zahl, die sogar Putin oder Kim Jong Un schmeicheln würde. In Umfragen unmittelbar nach der Wahl erklärten die Leute, dass die Partei von Fredrik Reinfeldt (die Moderaten) die Dinge besser im Griff habe als jede andere Partei.

Doch bei den Wahlen am 14. September verlor Reinfeldts Vier-Parteien-Koalition, die «Allianz für Schweden», die seit 2006 an der Macht war, und inzwischen wurde eine rot-grüne Minderheitsregierung gebildet. Reinfeldt sollte das nicht persönlich nehmen. Niemand gewinnt heutzutage dreimal in Folge. Irgendjemand er-

## Jedes Land, das in einer Finanzkrise steckt, würde Borg gern als Finanzminister haben.

wählt zwar immer Angela Merkel, doch sie steht an der Spitze von Koalitionsregierungen, deren Partner verloren haben.

Die schwedischen Sozialdemokraten konnten auch deswegen die Macht zurückerobern, weil sie sich in die Mitte bewegt haben. Und mit ihrem neuen Parteivorsitzenden Stefan Löfven, dem ehemaligen Chef der wachstums- und globalisierungsfreundlichen Metallgewerkschaft, waren sie für die bürgerlichen Wähler der Allianz nicht mehr so bedrohlich.

So wie Margaret Thatcher einst Tony Blair und New Labour als ihre grösste Leistung bezeichnete, so könnte Reinfeldt nun Löfven und dessen marktfreundliche Agenda (inklu-



Marktfreundlich: neuer Ministerpräsident Löfven.

sive Steuersenkungen) als seinen grössten Erfolg bezeichnen. Die Parameter der politischen Debatte in Schweden haben sich verschoben.

In den letzten Jahren schien die Regierung recht einfalllos zu agieren. Meist wurde darauf hingewiesen, wie gut sie mit der Krise fertig geworden sei, auch wenn es an energischen Reformen mangelte. Und vielleicht ist die Allianz ja ein Opfer ihres eigenen Erfolges geworden. Jedes Land, das in einer Finanzkrise steckt und sich um wirtschaftliche Erholung bemüht, würde liebend gern Anders Borg als Finanzminister haben. Aber die Schweden glaubten, dass sie aus dem Gröbsten raus sind, und redeten daher lieber über andere Themen: Feminismus, Klima, Einwanderung und Sozialleistungen. Der Borg hat seine Schuldigkeit getan, der Borg kann gehen.

## Geläuterte Rassisten

Und je mehr sich die grossen Parteien in der Mitte trafen, desto mehr fühlten sich all jene alleingelassen, die das Establishment ablehnen und sich in einem modernen, kosmopolitischen Schweden mit urbanen, liberalen Werten fremd fühlen. Diese Leute wandten sich der Anti-Einwanderungs-Partei zu, den Schwedendemokraten, die ihr Ergebnis auf knapp

dreizehn Prozent verdoppeln konnte. Tatsächlich waren die Schwedendemokraten die Einzigen, die bei dieser Wahl Gewinne erzielen konnten. Auf die drei Mitte-links-Parteien entfielen lediglich 43,6 Prozent, das entspricht einem Stimmenplus von 0,02 Prozentpunkten gegenüber den letzten Wahlen.

Die Schwedendemokraten sind keine normale populistische Partei, sondern das Ergebnis eines Zusammenschlusses mehrerer rassistischer und rechtsextremer Gruppen in den 1980ern. Als die heutige Führung der Partei beitrat, gab es noch Leute, die in Nazi-Uniformen demonstrieren gingen. Aber sie hat die

## Nirgends in der EU sind so viele der Ansicht, dass Einwanderung die Gesellschaft bereichert.

Partei systematisch gesäubert und versucht, sie in eine Art nostalgische sozialdemokratische Partei zu verwandeln, die zusätzlich auch gegen Einwanderung ist. Mit Parteien wie dem französischen Front national will man nicht zusammenarbeiten, weil sie aus ihrer Sicht allzu radikal sind. Und da frühere Versuche, eine populistische Partei zu gründen, gescheitert sind, besetzen die Schwedendemokraten diese Nische nun ganz allein.

## Positivere Einstellung zur Globalisierung

Heisst das also, dass die Schweden gegen Globalisierung und gegen Einwanderung sind? Gemach. Laut Meinungsumfragen ist in Schweden eine deutlich positivere Einstellung zu Freihandel und Globalisierung zu beobachten als anderswo. Eine Mehrheit findet, dass die Zahl der Einwanderer angemessen ist oder sogar noch grösser sein könnte. Und der Anteil derjenigen, die so denken, ist in den letzten zehn Jahren um sechs Prozentpunkte gestiegen. In keinem anderen EU-Land sind so viele Bürger der Ansicht, dass Einwanderung die Gesellschaft bereichert.

Es ist ein Ausdruck dieser Verhältnisse, dass alle anderen Parteien mehr oder weniger für Einwanderung sind. Die Mitte-rechts-Regierung hat das Land zum ersten Mal seit 1970 für Arbeitsmigranten geöffnet. Dass die grosse Minderheit, die all das schon immer abgelehnt hat, sich in der einzigen Partei zu Hause fühlt, die diese Politik kritisiert, ist nicht unbedingt ein Zeichen von wachsendem Rassismus oder zunehmender Globalisierungsfeindlichkeit. Nach Ansicht vieler Beobachter dürfte genau das Gegenteil der Fall sein.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

## Hochinfektiöse Asylpolitik

Von Christoph Mörgeli

Beim Ausbruch von unbehandelbaren, lebensgefährlichen Infektionskrankheiten spielt sich immer dasselbe Muster ab. In der Bevölkerung herrschen Beunruhigung und Verunsicherung, die sich zur Panik steigern können. Die Behörden beruhigen, verbreiten Zuversicht und beschönigen die Seuche. So auch jetzt: «Man ist gut vorbereitet, und die bisherigen Massnahmen haben sich bewährt», versichern die zuständigen Bundesämter. Doch solch tapfere Parolen vermögen auch im Falle von Ebola nicht wirklich die Skepsis am Frühstückstisch und bei Bürogesprächen auszuräumen.

Zahllos sind bei rätselhaften Viruserkrankungen die Ratschläge aus dem Publikum. 1918 schrieb die *Neue Zürcher Zeitung*, was angesichts der damals grassierenden Spanischen Grippe die Redaktion an Zusendungen erreichte, gehe «ins Aschgraue». Was dieselbe NZZ 2014 nicht hindert, die aschgraue Zusendung eines Sozialhistorikers namens Robert Jütte aus Stuttgart zu veröffentlichen – Professor Jütte empfiehlt als Massnahme gegen die Ebola-Gefahr die Umgestaltung der Pestinsel von Venedig zu einem «Museum der Menschheit».

Zweckmässiger wäre eine schonungslose Analyse des Gefährdungspotenzials des Ebola-Fiebers. Die Krankheit wird sich in Westafrika ausbreiten und durch die innerafrikanische Migration auch den Kongo und Südafrika erreichen. Die durch Ebola ausgelöste Panik dürfte zu Massenfluchtbewegungen führen, die auch uns betreffen. Die organisierte Kriminalität wird auch hier ihre schlechten Dienste anbieten und zahlende Afrikaner Richtung Norden schleppen. Am erfolgreichsten über die Asylschiene. Unser Asylwesen ist hochinfektiös.

Wir Schweizer Bürger haben Grund zur Sorge. Das Bundesamt für Migration wie das Bundesamt für Gesundheit unterstehen den SP-Bundesräten. So ist abzusehen, dass angesichts der Ebola-Gefahr nicht der Vorteil eines souveränen Staates und von dessen Grenzen genutzt wird, um die eigene Bevölkerung zu schützen. Sondern dass man möglichst viel Personal in die betroffenen Gebiete schickt, die sich der Infektionsgefahr aussetzen. Und dass im Asyl- und Zuwanderungswesen alles im alten Larifari weitergeht. Dabei gibt's bei Ebola vorderhand nichts als Abhaltung, Isolierung und Symptomerkenung. Die *Chügeli*-Dealer aus Nigeria sind ein Gesundheitsrisiko. Genau wie die hyperaktiven Hilfswerkler.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Der Franken ist der kleine Euro

Von Peter Bodenmann — Teuerung im Keller. Zinsdifferenz futsch. Deflation in der Haustür.



Weiterwackeln: Nationalbank-Präsident Jordan.

Der Schweizer Franken ist neu der kleine Euro. Alles gleicht sich an: die Zinsen, die Inflation und die absehbare Deflation. Aber alles der Reihe nach.

Die Banken können sich am Markt refinanzieren. Der Swap-Satz bestimmt, wie viel sie dafür zahlen müssen. Die aktuellen Kurse für die zehnjährige Anleihe: für den Schweizer Franken 0,55 Prozent, für den Euro 0,82 Prozent. Die Zinsdifferenz ist weg. Das Geschäftsmodell – Geld verdienen dank Zinsdifferenz – hat sich in Luft aufgelöst.

Die Teuerung müsste sowohl im Euro-Raum wie in der Schweiz sinnvollerweise zwei Prozent pro Jahr betragen. Leider sind wir davon sowohl im Euro-Raum wie in der Schweiz weit entfernt. In der EU beträgt die Teuerung noch gerade 0,3 Prozent. In der Schweiz ein My weniger.

Jetzt hauen die Amerikaner gemeinsam mit den Saudis – trotz Krisen und Kriegen an jedem Hauseck – die Ölpreise in den Keller. Ihr nicht erklärtes Kriegsziel: Russland, Venezuela und den Iran ökonomisch und somit politisch in die Knie zu zwingen. Benzin, Diesel und Heizöl werden deshalb trotz CO<sub>2</sub>-Abgaben billiger. Die absehbare Folge: Minusteuerung.

Die meisten Voraussagen erweisen sich als falsch. Das Fluten der Märkte mit Geld führte zu keiner Inflation, aber auch zu keinem Auf-

schwung. Schlicht und einfach deshalb, weil die Staaten, Unternehmen und Haushalte alle sparen, anstatt zu investieren und zu konsumieren – was dann zu höheren Schulden bei allen führt.

Und der Schweizer Franken war, ist und bleibt der Schwanz, der mit dem grossen Euro-Tiger weiterwackelt, weiterwackeln muss. Denn ohne Mindestkurs würde die Schweizer Wirtschaft in eine tiefe Krise rutschen.

Wir sind faktisch längst Bestandteil des Euro-Raumes. Und diesem Raum droht die japanische Krankheit. Das heisst: zwanzig Jahre ohne reales Wachstum des Bruttoinlandsprodukts pro Kopf – weil man aus einer Deflation fast nicht mehr rauskommt.

Der österreichische Ökonom Engelbert Stockhammer schlägt vor, dass Draghi – und folglich auch Jordan – das Geld nicht mehr den Banken und Finanzmärkten in die Säcke stecken sollte, sondern alle Haushalte mit je 18 000 Franken beglücken müsste. Dies käme nicht teurer, würde die Konjunktur beleben und die Teuerung leicht befeuern. Besonders wenn parallel dazu die Löhne in Ländern wie Deutschland, Österreich und der Schweiz angehoben würden.

Noch haben solche grundvernünftigen Ideen keine Chance.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Der Toyota und die Tageszeitung

Von Kurt W. Zimmermann — Wir müssen die Schar der Kulturpessimisten enttäuschen. Unsere Medien waren nie besser als heute.

Woran misst man den qualitativen Unterschied zwischen Autos und Medien? Ganz einfach, man misst die Anzahl der Reparaturbetriebe.

Die Autos werden immer besser. Darum gibt es immer weniger Autogaragen.

Die Medien werden immer schlechter. Darum gibt es immer mehr Mediengaragen.

Reparaturwerkstätten für Medien sind schwer im Kommen. So will neuerdings der Staat eine Garagenkette für Verlagshäuser aufmachen. Im Auftrag des Bundesrats geht es der Eidgenössischen Medienkommission um die «demokratiepolitische Bedeutung der Medienqualität». Montagechef ist der Zürcher Publizistikprofessor Otfried Jarren.

Dann gibt es seit neustem auch den «Stifterverein Medienqualität Schweiz». Reparaturchef ist Markus Notter, ehemaliger Zürcher SP-Regierungsrat. Er will ein Qualitätsranking der heimischen Publizistik erstellen.

Auch Werkstattchef Kurt Imhof treibt sein garagistisches Unwesen. Der Zürcher Soziologieprofessor veröffentlicht jährlich sein Jahrbuch «Qualität der Medien». Er sieht sich als Touring-Club der publizistischen Pannestatistik.

Weit gediehen ist auch die staatliche Überwachung der privaten Radio- und TV-Sender. Das Bundesamt für Kommunikation überprüft alle zwei Jahre, ob die «Qualitätsstandards» eingehalten sind.

## Unfug, aber erklärbar

Die Medien sind in der Wahrnehmung tatsächlich ein Sonderfall unter den Industrieprodukten. Die Autos sind heute deutlich besser als vor zwanzig Jahren, die Handys sind besser, die Staubsauger sind besser, sogar die Schweizerfilme sind besser. Nur die Medien, so sagen uns Politiker und Professoren, sind schlechter.

Das ist natürlich Unfug, aber erklärbar. Kein anderes Industrieprodukt unterliegt einer derartigen historischen Verklärung. Der Blick zurück mystifiziert die Medien von früher.

Jeder kann sich noch erinnern, wie oft er früher mit seinem Toyota Avensis liegenblieb und sich geärgert hat. Niemand kann sich erinnern, wie oft er sich früher über seinen *Tages-Anzeiger* geärgert hat.

Wir erinnern uns an eine grossartige Reportage, an einen scharfen Kommentar und an eine präzise Analyse in der Zeitung. An all die täglichen Fehlleistungen, die im Journalismus unvermeidlich sind, erinnern wir uns nicht.



Touring-Club: Soziologieprofessor Imhof.

Die Qualität der klassischen Medien ermisst sich letztlich an nur zwei Kriterien. Es ist erstens ihre Informationsleistung, die möglichst umfassend, sachgerecht und relevant zu sein hat. Es ist zweitens ihre Fähigkeit, den demokratischen Diskurs über eine vielfältige Plattform an Meinungen zu befeuern.

Bei beiden Kriterien sind die Journalisten heute meilenweit besser als vor zwanzig Jahren. Ihre Informationsleistung, ob zu Syrien oder Steuerstreit, ist heute ungleich höher, weil die Quellenlage deutlich besser ist. Internet, Smartphones und Social Media erlauben den sekundenschnellen Zugriff auf Informationen, die früher nur mit tagelanger Kleinarbeit, wenn überhaupt, zu beschaffen waren.

Auch ihre Dienstleistung für die demokratische Diskussion ist viel besser geworden. Es liegt daran, dass sich die Redaktionen entideologisiert haben. Noch in den neunziger Jahren wäre es dem damaligen SP-Blatt *Tages-Anzeiger* nie eingefallen, einem rechten Anliegen wie der Masseneinwanderungsinitiative breiten Raum zu bieten. Es wäre dem damaligen FDP-Blatt *NZZ* nie eingefallen, einem linken Anliegen wie der Abschaffung der Pauschalsteuern breiten Raum zu bieten. Heute ist das selbstverständlich.

Die Medienqualität ist höher als je. Die Politiker und die Professoren irren sich gewaltig. Aber das ist nichts Neues.

# Steinigung

Von Beatrice Schlag — Erfolg einer Videostrategie.

Wenige Stunden vor Redaktionsschluss meldet *Spiegel* online, dass der Islamische Staat (IS) soeben ein Video ins Internet gestellt habe, das die Steinigung einer syrischen Frau zeige, die angeblich Ehebruch begangen habe. Wer «Steinigung» und «Video» googelt, sieht, dass in den letzten Jahren bereits zahlreiche Aufnahmen von Steinigungen veröffentlicht wurden. Laut *Spiegel* ist das IS-Dokument aus zwei Gründen besonders erschütternd. Erstens wird der verhüllten und nur von hinten sichtbaren Frau vorher mitgeteilt, sie habe Grund zur Freude, denn sie sei die Erste, die in der Stadt Hama nach den Gesetzen der Scharia hingerichtet werde. Zweitens ist ihr Vater nicht nur Zeuge der Steinigung, sondern er wird auch dabei gezeigt, wie er einen Stein auf seine Tochter wirft, nachdem er sie fesselte und zu der Grube führte, in die sie sich setzen musste.



*Spiegel* online publiziert nur ein Standbild aus dem Video. Genau so, wie inzwischen die meisten Medien von den gefilmten Enthauptungen, Erschiessungen und Folterungen, die der IS veröffentlicht, höchstens ein Foto zeigen. Aber wer die Grausamkeiten in ganzer Länge sehen will, muss in den Social Networks nicht lange suchen. Hunderttausende tun es, und vermutlich sind die wenigsten von ihnen IS-Sympathisanten. Warum? Offenbar gibt es einen Kick, den kein im Studio gedrehter Horrorfilm geben kann: Die Bilder sind real. Mit dem Kick wirbt der IS weltweit um Rekruten, die auch einmal zu den Starken und Ballern gehören wollen, und schürt Angst bei allen andern, die sich trotzdem nicht daran sattsehen können. Vor Jahren berichtete ein US-Reporter in *Vanity Fair* von einer Hinrichtung auf dem elektrischen Stuhl, bei der er Zuschauer war. Er hatte mit dem Todeskandidaten zuvor monatelang Gespräche geführt. Als alle Gnadengesuche abgelehnt waren, hatte dieser ihn gebeten, bei seiner Tötung anwesend zu sein, da niemand aus seiner Familie kommen werde. Der Reporter sagte widerstrebend ja und nannte es danach den grössten Fehler seines Lebens. Es habe ihn nicht nur für immer beschmutzt, sondern auch mitschuldig werden lassen an einem entsetzlichen Spektakel. Sich eine Steinigung reinzuziehen, bewirkt bei einigermaßen intakter Sensibilität genau dasselbe.

«Die Eritreer und die Schlepper registrieren bundesrätliche Signale sofort.» *Hans Fehr*



«Zahl der Gesuche hat sich massiv erhöht»: eritreische Asylbewerber.

**Sommaruga muss den Volkswillen vollziehen**  
Nr. 42 – «In der Asylfalle»; Alex Reichmuth  
über Eritreer in der Schweiz

Das Problem liegt vor allem in der Arbeitsverweigerung von Frau Bundesrätin Sommaruga. Konkret: Das Schweizervolk hat am 9. Juni 2013 mit überwältigendem Mehr den dringlichen Massnahmen im Asylbereich zugestimmt und – insbesondere im Hinblick auf die Tausenden eritreischer Dienstverweigerer – beschlossen: «Dienstverweigerung ist kein Asylgrund.» In der Folge ging die Zahl der Gesuche von Eritreern von 4407 (im Jahr 2012) auf 2563 (im Jahr 2013) zurück. Weil aber Frau Sommaruga bei jeder Gelegenheit betont, mit der neuen Regelung (die sie stets bekämpft hatte) ändere sich «praktisch nichts», hat sich die Zahl der Gesuche von Eritreern bis Ende September dieses Jahres massiv auf 5721 erhöht! Die Eritreer und die Schlepper registrierten derartige bundesrätliche Signale sofort. Hochgerechnet sind das bis zum Jahresende 2014 über 7000 Gesuche. Allein dafür wären siebzig Zentren à hundert Leute erforderlich. Und obwohl es weitgehend Dienstverweigerer/Deserteure sind, beträgt die Anerkennungsquote rund sechzig Prozent.

Frau Sommaruga muss endlich den Volkswillen vollziehen und die dringlichen Massnahmen konsequent umsetzen. Ebenso hat sich das Bundesverwaltungsgericht strikt an den Volksentscheid zu halten.

*Hans Fehr, Eglisau*

**Höchste Zeit für die Frauenrechtlerinnen**  
Nr. 42 – «Das Schweigen der Schwestern»;  
Wolfgang Koydl über Alice Schwarzer

Noch kaum jemand hat diese unsägliche Problematik derart kompetent und couragiert dargestellt. Chapeau! Es ist höchste Zeit, dass den Frauenrechtlerinnen und den vehementen Befürworterinnen der Frauenquote endlich die Augen aufgehen.

*Valentin Gambon, Horgen*

**Offen und unverfälscht**  
Nr. 42 – «Melchior ist Melchior»;  
Nik Hartmann über seinen Sohn

Ich gratuliere – zwei Seiten tiefster Menschlichkeit, offen und unverfälscht. Ich danke Ihnen und allen, die «Melk» zur Seite stehen. So viel Licht tut gut in unserer gerade jetzt so trüben Welt.

*Wolfgang Sidler, Luzern*

Die Geschichte von Nik Hartmanns Sohn und seiner Familie berührt zutiefst. Nik Hartmann ist sehr geerdet, sieht, dass es da draussen ganz viele Familien gibt, die mit ihrem Schicksal wirklich auf sich selbst gestellt sind. Dies bestätigt ein Vorfall in meinem Umfeld. Eine Familie mit einem schwerstbehinderten Sohn hat eine schmerzliche, von Profitgier getriebene Absage für eine für sie bezahlbare Wohnung erhalten. Dies von einer Stiftung für junge Behinderte, die sich bewusst sein

sollte, welche hohen zeitlichen und finanziellen Aufwendungen auf der betroffenen Familie lasten.

Nik Hartmann und seiner Familie wünsche ich für die Zukunft viel Glück.

*Max Eicher, Zürich*

**Weltfremd**  
Nr. 42 – «Gefühle der  
Stammeszugehörigkeit»;  
Interview mit Robert Shiller

Wenn es stimmen sollte, dass es tatsächlich Leute gegeben hat oder immer noch gibt, die davon ausgehen, dass alle Marktteilnehmer rational handeln, dann sind dies völlig weltfremde Personen, welche die jahrtausendealte Trivialität der Unvollkommenheit aller Lebewesen nicht mitbekommen haben. Ernstzunehmende Wirtschaftswissenschaftler sind bestimmt nicht darunter. Deren Modellfigur des absolut rational handelnden Homo oeconomicus (der selbstverständlich eine reine Fiktion ist) hat nämlich einzig den Zweck, die Abweichungen des tatsächlichen menschlichen Tuns und Lassens von einem denkbaren Idealverhalten zu illustrieren. Dass all dies ein Professor für Wirtschaftswissenschaften erst vor einigen Jahren gemerkt haben soll und dafür sogar den Nobelpreis bekommen hat, ist unglaublich. Es wäre der Nobelpreis für eine besonders nasse Zündschnur.

*Hanspeter Bornhauser, Bottmingen*

**Kompetenzgeschwafel**  
Nr. 42 – «Pädagogische Verirrung»;  
Hanspeter Amstutz über den  
Lehrplan 21

Wenn dieser neue Lehrplan tatsächlich den Anspruch erhebt, die Volksschule grundlegend zu verändern, dann darf das niemals ohne Mitsprache des Volkes geschehen. Jene Kantone, die sich gegen die Hintenherumtaktik der Erziehungsdirektorenkonferenz wehren, haben absolut recht. Zu viel steht auf dem Spiel, und manchenorts können Eltern und Lehrmeister diesem Kompetenzgeschwafel überhaupt nichts abgewinnen. Ein Grundstock von abrufbarem Schulstoff muss den Kindern auch in Zukunft vermittelt werden. Sie müssen zum Beispiel das Einmal-eins kennen und nicht nur wissen, wo man nachschauen kann – wäre ja noch schöner! Den Lehrpersonen ihrerseits sind Ziele vorzugeben, welche man mit den Klassen erreichen muss. Alles andere würde nur zu einer weiteren Niveausenkung an unseren Schulen führen.

*Oskar Meier, Bazenheid*

Mit diesem Artikel setzt die *Weltwoche* ihre Bemühungen fort, den Lehrplan 21 als Sek-

tierertum zu entlarven, ein Sektierertum, welches als Wissenschaft getarnt daherkommt. Vor einem knappen halben Jahrhundert wurde «Lernen lernen» modern. Die Schüler müssten, statt etwas zu lernen, lernen lernen. Unter dem Namen der Kompetenzorientierung ist nun der Traum wieder aufgestanden, man könne das mühselige Lernen an der Sache umgehen. Gleichzeitig ist der Begriff der Operationalisierbarkeit wieder in Mode gekommen. Dieser führt, zusammen mit den häufig abgehobenen und oft sehr abstrakten Zielen, zu den bombastisch aufgeplusterten Formulierungen, an denen schon heute die Satiriker ihre Freude haben können. Wie nicht anders zu erwarten, fallen die hohlen Sprechblasen in der Politik überhaupt nicht auf.

Urs Oswald, Zürich

### Null Verantwortung

Nr. 41 – «Pech für die Tatsachen»;  
André Woodtli über das  
Sozialsystem



Politikerin Schläpfer.

Obwohl sich der Herr Woodtli nie mit unserer Gemeinde, Hagenbuch, in Verbindung gesetzt hat, glaubt er, über den Fall Bescheid zu wissen und stellt Behauptungen auf. Hier eine Gegen-darstellung aus der Praxis.

1. Die Beistände haben zusammen mit den Lehrern eine sozialpädiatrische Abklärung verlangt. Aufgrund deren stellten die Beistände einen Antrag für die Heimplatzierungen an die KESB. Die Gemeinde wurde darüber informiert. Unter Mitspracherecht versteht die KESB wahrscheinlich, dass sich die Gemeinde höchstens mit einem Ja äussern darf.

2. Alle Entscheidungen, welche nur annähernd eine Verpflichtung seitens der zu begleitenden Familie nach sich ziehen würden, werden von der sozialpädagogischen Familienbegleitung oder den Beiständen übernommen. Somit entsteht null Verantwortung für die Familie.

3. Es wäre sehr interessant zu wissen, aus welcher Quelle der Autor diese Quoten hat und was genau diese beinhalten. Wird zum Beispiel eine Familie mit acht Mitgliedern als ein Fall abgehandelt, entsteht ein anderes Bild, als wenn die Quote pro Person erfasst wird. Tatsache ist, dass die Zahlen der finanziellen Aufwendungen für Soziales in den meisten Gemeinden rasant zunehmen. Kommt dazu, dass die Kosten aus verschiedenen Kassen beglichen werden. So ist es enorm schwierig, eine gesamte Zahl der Aufwendungen zu ermitteln.

4. Wer beaufsichtigt die Verhältnisse in den

Pflegefamilien, und wie werden die Kosten vereinbart? Aus unserer Praxiserfahrung findet dies nur auf dem Papier statt. Die Realität sieht ganz anders aus. Woher hat der Autor die Angabe, dass es im Kanton Zürich lediglich eine Familie mit sieben Kindern und mit Betreuung gibt? Ich habe andere Kenntnisse. Zumal in unserer Umgebung sind «Fälle» mit sechs Kindern keine Seltenheit.

Therese Schläpfer, Gemeindepräsidentin Hagenbuch

### Korrigenda

Im Artikel «Krach ums Geldverteilen» (Ausgabe Nr. 41/14) haben wir zwei falsche Zahlen publiziert. Die mit dem Gebäudeprogramm erzielte Reduktionswirkung betrug 2013 nicht wie behauptet 121 000 Tonnen CO<sub>2</sub>, sondern 3,26 Millionen Tonnen CO<sub>2</sub>. Damit beliefen sich die Kosten pro eingesparte Tonne CO<sub>2</sub> auf nur 65 Franken, nicht wie geschrieben 1744 Franken. Wir bitten um Entschuldigung.

Die Redaktion

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

**STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal

### Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einen als Werbegeschenk erhaltenen hässlichen Schutzengel wegwerfen, oder bringt das Unglück?

Nadja Sigris, Affoltern am Albis

Ein Schutzengel ist etwas ganz Besonderes, und es gibt sie wirklich. In der geistigen Welt wie auch als lebende Menschen. Schutzengel greifen wenn nötig ein und bewahren uns vor bestimmten Dingen. Ein Glücksbringer in Form eines Schutzengels ist auch etwas Schönes. Wenn er jedoch als Werbung unbekannter Art und Weise daherkommt oder sie ihn von einer nichtssagenden Person bekommen, so kann er ohne Bedenken weggeschmissen werden.

Mike Shiva, Wahrsager und Unternehmer

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Wegweiser nach Europa

Die Bewegung, die das Ja zur Masseneinwanderungsinitiative ungeschehen machen will, sucht noch Köpfe. Einen hat sie schon: Der Berner Rechtsprofessor Thomas Cottier will mit einem Aufruf und einer Initiative die Debatte anstossen, dass die Schweiz in die EU gehört. Von Markus Schär und Ruben Wyttenbach (Bild)

Nur das rot-schwarze Fähnchen des alternativen Berner Lokalradios zielt das Bürogebäude an der Hallerstrasse, benannt nach dem Universalgelehrten Albrecht von Haller, der die Alpen besang, als Bern im 18. Jahrhundert letztmals eine Macht war. Drinnen aber hängen die Landesflaggen aus aller Welt über den Studierenden an ihren Pulten, das Schweizerkreuz in der ersten Reihe zwischen Südafrika und Brasilien – allerdings in einer Form, rechteckig statt quadratisch, die dem Bundesbeschluss von 1889 nicht entspricht.

Dem globalen Austausch will das 1999 gegründete World Trade Institute der Uni Bern dienen: Es versteht sich als «eine der weltführenden akademischen Institutionen, die sich der Regulierung des internationalen Handels widmen». Der Direktor, der in sein Büro bittet, ist immerhin ein Einheimischer, ein freundlicher Rechtsprofessor vor der Emeritierung; nur die Einsprengsel von Business English in seinem weichen Bärndütsch verraten, dass er sich versiert in der Welt der Konferenzen und Kongresse bewegt.

## Er fühlt sich missverstanden

Erst seit einigen Monaten – genauer: seit dem 9. Februar – tritt Thomas Cottier, 64, in der Schweizer Öffentlichkeit auf. Er stellte den Medien seinen Vorschlag für eine Volksinitiative vor, mit der sich die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative ungeschehen machen liesse. Er stand als «Paria» (*Magazin*) einsam unter den geschmeidigen Politikern in der «Arena», weil er den knappen Volksentscheid als Fehler sieht. Und er steht auch an erster Stelle der über hundert prominenten Unterzeichner eines Aufrufs, der für «die Schweiz in Europa» wirbt. Was treibt den renommierten Experten für internationales und europäisches Wirtschaftsrecht an?

Ist er, in der bunten Gesellschaft von alt Bundesrätin Micheline Calmy-Rey (SP) und alt Bundesrat Pascal Couchepin (FDP), Banker Joe Ackermann oder Clown Dimitri, der Vordenker der «hilflosen Retter der Bilateralen» (*NZZ am Sonntag*), die der Volksentscheid vom 9. Februar schockte und die seither ohne Konzept, und auch ohne Kopf, einen Ausweg suchen? Thomas Cottier, der seit 1995 für den EU-Beitritt wirbt, fühlt sich missverstanden.

«Wir wollen nicht aus kurzfristiger Sicht die Bilateralen retten», betont er. «Wir handeln aufgrund des Unbehagens, wie die Europadiskussion in der Schweiz geführt wird. Die

Schweizer sehen die EU als Feind; das ist nach Auseinandersetzungen wie dem Steuerstreit verständlich, aber es ist keine konstruktive Grundhaltung, um an die Probleme heranzugehen. Die Leute sind nicht im Bild; sie kennen die komplexen bilateralen Verhältnisse nicht und wissen nicht, was auf dem Spiel steht. Sie nehmen in ihrer Nabelschau die geopolitischen Veränderungen nicht zur Kenntnis. Die Abstimmung vom 9. Februar war für uns der *wake-up call*.»

Darum der Aufruf der «besorgten Bürgerinnen und Bürger», mit dem Ziel, «der Schweiz wieder eine kohärente und langfristig konzipierte Politik auf diesem Gebiet zu geben, eine Politik, die es dem Land erlaubt, seine Interessen im europäischen Kontext mit Erfolg zu vertreten». Der Aufruf erntete einigen Spott für seine wolkig-hohe Sprache; Thomas Cottier erklärt sie damit, dass der Text auf Französisch entstand, im Kreis der European League for Economic Cooperation in Genf, einer 1946 gegründeten Bewegung, zu der verdiente Schweizer Handelsdiplomaten wie Jean-Daniel Gerber oder Luzius Wasescha gehören.

Und darum der Entwurf zu einer Volksinitiative, die Thomas Cottier «im Alleingang» ausgedacht hat. Sie schlägt einen Artikel in der Bundesverfassung vor, der festhält, dass die Schweizerische Eidgenossenschaft beim Prozess der europäischen Integration mitmacht, die «Grundwerte von Frieden, Freiheit und Wohlfahrt» gemäss der europäischen Verfassungstradition und dem Europarat (also vor

allem die Menschenrechtskonvention) anerkennt, eine «vertiefte Beteiligung am Binnenmarkt der Europäischen Union» anstrebt und daneben «im Rahmen bestehender Verträge» die Bedürfnisse der Wohnbevölkerung bei Verkehr, Arbeit oder Raumordnung berücksichtigt – dies, um den Sorgen vieler Ja-Stimmenden entgegenzukommen. Eine Übergangsbestimmung würde den Artikel 121a aufheben, der am 9. Februar in die Verfassung kam.

## «Die Leute nehmen in ihrer Nabelschau die geopolitischen Veränderungen nicht zur Kenntnis.»

Beide Vorstösse sollen also nicht einfach die Bilateralen retten. «Der Verfassungstext legt die Stufen und Formen der Integration ganz bewusst nicht fest», schreibt Thomas Cottier in den Erläuterungen. «Sie kann von weiteren bilateralen Verträgen über die Assoziation, einen Beitritt zum EWR bis hin zum Beitritt zur Union (mit oder ohne Währungsunion) reichen.» Damit will die Initiative nur den Alleingang der Schweiz auf dem europäischen Kontinent ausschliessen: «Das ist heute nicht wenig.» Es gehe vor allem darum, betont der EU-Freund, «das in der Schweiz bestehende Zerrbild der europäischen Integration und des Integrationsprozesses in der öffentlichen Meinung zu verändern». Also im Klartext: das unwisende Volk aufzuklären.

Der Rechtsprofessor zieht einen dicken grünen Band aus dem Regal: «Die Rechtsbeziehungen der Schweiz und der Europäischen Union». Thomas Cottier ist als Kapazität auf seinem Gebiet Hauptautor. Er arbeitete für die Eidgenossenschaft im mächtigen Bundesamt für Aussenwirtschaft und als stellvertretender Direktor des Bundesamtes für geistiges Eigentum, führte 1986 bis 1993 Verhandlungen zum Welthandelsabkommen Gatt, dient in der Nachfolge-Institution WTO als Mitglied und Vorsitzender von Streitbeilegungsverfahren und lehrt Handelsrecht an Universitäten von der Pariser Sorbonne bis zur chinesischen Wuhan. Vor allem kennt er alle Feinheiten und Fallstricke in den Beziehungen der Schweiz mit der EU wie nur wenige im Land.

«Das Verhältnis der Schweiz mit der EU ist kein Thema an der Anwaltsprüfung, deshalb setzt sich nur eine kleine Minderheit der Studierenden damit auseinander, fünfzehn, vielleicht zwanzig Prozent», klagt der Professor.





«Als Grossvater bewegt mich das»: Rechtsprofessor Cottier.

«Die Spezialisten in der Bundesverwaltung kennen sich damit aus, sonst weiss niemand wirklich vertieft etwas davon.» So nehme auch kaum jemand im Land zur Kenntnis, dass die Schweiz nach Luxemburg am stärksten in den europäischen Binnenmarkt integriert ist, weshalb hier viel mehr Arbeitsplätze von dieser Beziehung abhängen als in Grossbritannien, Deutschland oder Frankreich.

«Wir hinken hinterher», meint Thomas Cottier: Mit seinem Vorstoss will er politisch nach-

holen, was ökonomisch längst feststeht – «die Schweiz ist ein europäisches Land». Das heisst: Der schleichende EU-Beitritt, vor dem Christoph Blocher warnt, ist im Alltag der Wirtschaft längst vollzogen, er müsste nur noch in der direktdemokratischen Politik ankommen, also in den Köpfen des Stimmvolks.

Das «Aufarbeiten unserer effektiven Integration» nennt es Thomas Cottier. «Wir haben den Zug verpasst, wir sollten schon lange in der EU sein. Wir verteidigen unsere Demokratie und

unsere Souveränität, indem wir draussen bleiben. Aber schauen Sie das Resultat unter dem Strich an: Wir haben keinen Einfluss auf die Hunderte von Entscheidungen, die in Brüssel getroffen werden; sie kommen in die Schweiz via die bilateralen Verträge oder den autonomen Nachvollzug. Unter dem Strich verlieren wir an Souveränität, auch unsere *treaty-making power*. Ich war zehn Jahre WTO-Unterhändler für die Schweiz. Heute erreichen die Schweizer nichts mehr. Die Europäer sagen: «Die gehören nicht

zu uns.» Die anderen sagen: «Die gehören zu den Europäern und passen sich sowieso den Europäern an, mit denen müssen wir nicht mehr verhandeln.» Wir verlieren die Selbstbestimmung.»

Was aber, wenn die Schweizer finden, der Zug, den die Schweiz verpasst hat, fahre in die falsche Richtung? Was, wenn sie deshalb am 9. Februar die Notbremse zogen? Der freundliche Rechtsprofessor spricht von der Volksmehrheit – anders als Gleichgesinnte – zwar nicht gerade als einer von Demagogen verführten Herde, aber er sieht sie auch so: «Die Leute sind nicht in der Lage, sich selber ein umfassendes Urteil zu bilden.»

Nicht mit Demagogie, aber mit einer vaterländischen Ideologie sei es «Herrn Blocher» gelungen, die Leute auf dem Land, in den kleinen Kantonen zu überzeugen, dort, wo es gar keinen Dichtestress aufgrund der Zuwanderung gebe, sagt der Professor, der sich ausserhalb seiner Expertise auch einen Ausflug in den Populismus erlaubt. Denn die SVP arbeite mit Feind-

---

### «In unserer Verfassung gibt es Defizite beim Minderheitenschutz.»

---

bildern: «Worüber haben wir abgestimmt? Über Leute, die keine politischen Rechte haben, ein Viertel unserer Gesellschaft. In unserer Verfassung gibt es Defizite beim Minderheitenschutz – kein Wunder, dass die EU Druck macht.»

Wie soll es jetzt weitergehen? «Materiell wird man an den Verträgen nichts ändern können, da bin ich ziemlich sicher», meint der Experte. «Es gab vor der Abstimmung die Fehleinschätzung, die Personenfreizügigkeit lasse sich neu verhandeln. Bisher konnte die Schweiz in den Verhandlungen immer etwas herausholen,

deshalb glaubte man, auch diesmal lasse sich etwas machen. Aber der freie Personenverkehr ist eines der Axiome der EU. Sie kann es sich nicht leisten, der Schweiz Konzessionen zu machen, weil dies zu ähnlichen Forderungen in Mitgliedstaaten führen würde. Wir dürfen uns keine Illusionen machen: Die EU ändert wegen der Schweizer Probleme ihre Geometrie nicht, das ist ein archimedischer Punkt.»

Deshalb lasse sich nicht über den Inländervorrang und die Quotenregelungen verhandeln, wie sie seit dem 9. Februar in der Verfassung stehen. Auch beim Vorschlag von Professor Reiner Eichenberger, eine Zuwanderungssteuer zu erheben, könne er «nach fünf Sekunden sagen, dass es nicht geht», stellt Thomas Cottier fest. Und die Formel von alt Staatssekretär Michael Ambühl, mit der sich die Freizügigkeit in Ausnahmefällen in allen europäischen Ländern einschränken liesse, sei der EU kaum beliebt zu machen: «Wenn es auf ihrer Agenda bleibt, letztlich eine politische Union in Europa zu schaffen, dann ist die Niederlassungsfreiheit absolut zentral – nicht anders als in der Schweiz im 19. Jahrhundert.»

### «Dann gehen die Jobs weg»

Das heisst für den Verfassungsrechtler: «Wenn sich ein Artikel nicht umsetzen lässt, sollten wir ihn wieder streichen.» Aber er weiss auch: «In der schweizerischen politischen Kultur läuft es wohl anders.» Vor den eidgenössischen Wahlen in einem Jahr hüteten sich die Parteien davor, Stellung zu beziehen. Die bilateralen Abkommen blieben in Kraft, weil es Zeit brauche, den sperrigen Verfassungsartikel umzusetzen und das Ausführungsgesetz durch das Parlament und die Volksabstimmung zu bringen. «Das gibt ein *muddling through*, auf Deutsch gesagt: ein Durchwursteln.»

Bei der EU sehe er keine «aggressive Agenda», betont Thomas Cottier: «Ich glaube nicht,

dass sie ein Interesse hat, diese Beziehung zu gefährden. Sie stellt ja nicht in Frage, die Verträge weiterzuführen. Sie sagt einfach, sie könne über die Personenfreizügigkeit nicht verhandeln. Aber sie hat keine Absicht, die Schweiz zu bestrafen.»

---

### Bei der EU sehe er keine «aggressive Agenda», betont Thomas Cottier.

---

Also könnte es doch eine Lösung sein, die allzu enge Bindung wieder zu lockern: Die Schweiz geht nicht im durchregulierten europäischen Binnenmarkt auf, sondern die EU und die Schweiz, als souveräne Staatsgebilde, geben sich gegenseitig freien Zugang zu ihren Märkten. «Die modernen Freihandelsabkommen der EU, etwa mit Kanada oder Südkorea, gehen viel weiter als das Abkommen mit der Schweiz von 1972», erklärt der Handelsrechtler. Aber «verschiedene Anliegen», so die vereinfachten Grenzkontrollen, ein einheitliches Touristenvisum für Europa und die Schweiz, die Anerkennung von Diplomen oder gerade auch die Forschungszusammenarbeit, für die das World Trade Institute gegründet wurde, stünden nicht in einem modernisierten Freihandelsabkommen: «Das wäre für uns und auch für die EU ein grosser Verlust.»

Vor allem fürchte er, dass die Schweiz verliere, betont der Professor. «Wir würden auf jeden Fall überleben. Aber es gäbe einen Exodus von Arbeitsplätzen. Sehen Sie: Die Leute kaufen jetzt schon für zehn Milliarden Franken im Ausland ein. Im nächsten Schritt gehen die Jobs weg.» Die Frage stelle sich, sagt Thomas Cottier mit Blick auf den Arbeitsraum, wo die Studierenden unter den Landesflaggen aus aller Welt sitzen: «Was für Jobs haben wir in zwanzig Jahren? Als Grossvater bewegt mich das.» ○

KSP

**Helsana**  
Die Krankenversicherung der Schweiz.

Der Weg zu uns lohnt sich.  
Auch weil wir in Ihrer Nähe sind.

---

#### Wir sind für Sie da.

Wir sind auch die Krankenversicherung der Schweiz, weil wir jederzeit mit Rat, Tat und Übersicht für Sie da sind. Vorausschauend, unkompliziert und mit Verständnis für Ihre persönliche Situation. Sie erreichen uns telefonisch, online und auch in Ihrer Nähe. 0844 80 81 82 oder [www.helsana.ch/service-info](http://www.helsana.ch/service-info)

# In einem anderen Land

«Wo liegt die Schweiz?», fragt Spitzendiplomat Jakob Kellenberger in seinem neusten Buch. Er blickt auf die Zeit zurück, als er die Europapolitik gestaltete und den EU-Beitritt anstrebte, und zieht über Landsleute her, die ihm die Gefolgschaft verweigerten. Fazit: Der Diplomat braucht ein anderes Volk. *Von Markus Schär*

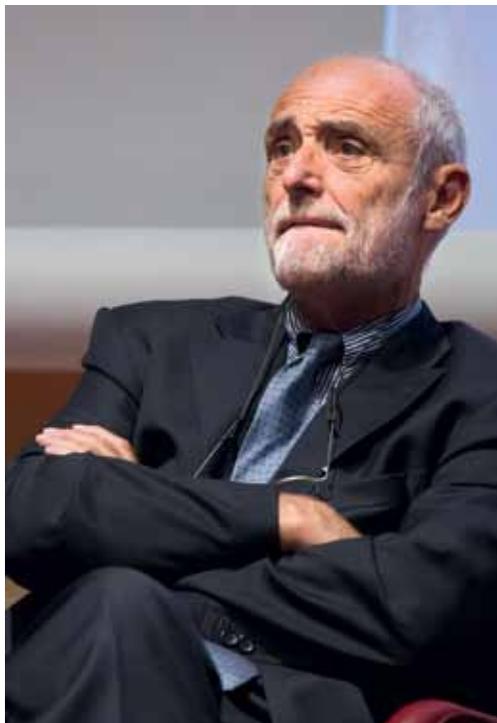
Er verhiess, «die Dinge unverblümt beim Namen zu nennen», ja gar «gewisse Dinge zu sagen, die andere nicht mehr sagen können oder nicht mehr sagen zu können glauben». Alt Staatssekretär Jakob Kellenberger, 70, versprach viel, als er im Sommer sein Buch «Wo liegt die Schweiz?» ankündigte, nicht nur eine Geografiektion. Der Spitzendiplomat leitete 1984 bis 1992 das Integrationsbüro für die Beziehungen der Schweiz zu Europa und führte 1994 bis 1998 die Verhandlungen für das erste Paket der bilateralen Abkommen mit der EU. Wer kann die bewegte Geschichte der Schweiz in Europa kenntnisreicher erklären als er?

Die Spannung schürte noch, dass sich der prominente Zeitzeuge nach der Ankündigung der Öffentlichkeit entzog, sich Vorabdrucke verbat und sich Interviews verweigerte: Das Buch solle für sich selbst sprechen. Jetzt liegt das Werk vor, unübersehbar hastig zum Termin herausgegeben, und die Attitüde des Autors lässt sich erklären: Jakob Kellenberger tritt nicht als Diplomat auf, der sich dem Gegenüber stellt, sondern als Missionar, der keinen Widerspruch duldet.

Das ist interessant, wo er die Schweizer Europapolitik nacherzählt, beim Ringen um das EWR-Abkommen und die Bilateralen I bis ins pikante Detail. So drohte das Paket von bilateralen Verträgen samt Personenfreizügigkeit nach vierjährigen Verhandlungen zu scheitern, weil der Schweizer Verhandlungsführer «jede Konzession für zusätzliche Erleichterungen für Apfel- und Birneneinführen verweigerte, auch wenn diese ausserhalb der Erntesaison in der Schweiz erfolgten».

## «Nicht annehmbar»

Und es ist brisant, wie Jakob Kellenberger die anderen Akteure in dieser Geschichte blossstellt. Auf die Verhandlungen zum EWR-Abkommen hätte die Schweiz gar nicht eintreten sollen: «Es war aus politischer Sicht nach meinem Dafürhalten nicht annehmbar.» Das sahen auch die Verhandlungsführer und der Bundesrat so; sie betrachteten den EWR deshalb bloss als Übergangslösung, bewarben ihn aber als «konsequente Fortsetzung der bisherigen EG-Politik» – mit den bekannten Folgen am 6. Dezember 1992. «Die Zeit der Verschönerung der lange als hässlich dargestellten Braut für Abstimmungszwecke war zu knapp bemessen», ätzt der Autor. Und er höhnt über die Angstmacher, die bei einem Nein zum EWR den Niedergang der Schweiz drohen



«Dinge beim Namen nennen»: Jakob Kellenberger.

sahen, aber nach der Abstimmung keine Nachteile fanden, in einer «mitunter fast peinlichen Hilflosigkeit».

Denn es kann für die Schweiz nur einen Weg geben – das macht Jakob Kellenberger selbst bei der Geschichte der Integrationspolitik klar, wo er sich als unparteilicher Historiker gibt. Mitten im Buch weist er darauf hin, dass

## Begründungspflichtig für ein Land wie die Schweiz sei «nicht der EU-Beitritt, sondern seine Ablehnung».

er 1984 die Leitung des Integrationsbüros übernahm. Und siehe da: Schon im nächsten Abschnitt legt eine Stellungnahme des Bundesrats «Zeugnis des neuen oder jedenfalls geschärften Bewusstseins» ab, einer «neuen Haltung», die der Diplomat fünf Seiten weiter als seine eigene darstellt: «Ich war eine der treibenden Kräfte zugunsten einer Festlegung des EU-Beitrittsziels und der raschen Einreichung der Gesuche.»

Das gilt noch heute, mag der Diplomat auch einräumen, die EU habe sich 1992 mit den Entschieden von Maastricht wohl übernommen und die Währungsunion «leichtfertig und viel zu früh in die Welt gesetzt», oder – mit einem der vielen Sätze, denen eine Redaktion nicht

geschadet hätte – erkennen: «Die Zukunft der EU dünkt mich seit ihrer Schaffung offener und ungewisser denn je.» Die Vorbehalte der Schweizer erklärt der Dozent für unverständlich, ohne einen Gedanken an eine Erklärung zu verschwenden: Die EU sei heute noch kein Staat, «geschweige denn ein Überstaat», und die Schweiz habe nichts zu verlieren durch «beschränkte Anpassungen im Bereich der Volksrechte und vielleicht des Föderalismus, die das bestehende politische und gesellschaftliche System in keiner Weise infragestellen». Denn der «Sonderfallcharakter» bestehe «vor allem in der Eigenschaft, uns besonders zu fühlen».

## Moralisch überlegen

Begründungspflichtig für ein Land in der Lage der Schweiz sei deshalb «nicht der EU-Beitritt, sondern seine Ablehnung». Wer das nicht einsehen, weiss nicht, dass die Schweiz keine Pazifikinsel ist, oder sieht nicht, was «im unmittelbaren Umfeld» läuft. Jakob Kellenberger begründet sein Verdikt nicht – das fiel ihm schwer bei einem Volk, das sich in den letzten 25 Jahren mehr als jedes andere mit der EU auseinandersetzen musste –, er behauptet es einfach, dies in einem süffisanten bis zynischen Ton, der seinen Unterhaltungswert schnell verliert, und mit einer Redundanz, oft im selben Abschnitt, die verrät, dass sich der Autor nicht einmal von einem Lektor etwas sagen liess.

So zeigt der Spitzendiplomat ein Bild vom Schweizer Spitzendiplomaten, wie es Christoph Blocher nicht gruslicher zeichnen könnte: Er hört keinem Gegenüber zu, schätzt die Werte der Schweiz gering, wischt die Probleme der EU weg, fühlt sich dem Volk und seinen Repräsentanten intellektuell und auch moralisch überlegen, strebt nach Bedeutung auf höherer Ebene und stellt sich der demokratischen Debatte nicht. Ob Jakob Kellenberger die Dinge wirklich so unverblümt beim Namen nennen wollte?

**Jakob Kellenberger:** Wo liegt die Schweiz? Gedanken zum Verhältnis CH–EU. NZZ Libro. 253 S., Fr. 40.–



Der sonntägliche Kirchgang ist freiwillig: Täufer-Familie Haab mit Pflege Tochter.

## Eine Lanze für Frömmeler

Der Einsatz von «Evangelikalen» für die Betreuung von Pflegekindern wurde im Zuge der KESB-Debatte scharf kritisiert. Die Vorwürfe beruhen auf Vorurteilen. Die Glaubensfreiheit ist ein zentrales Anliegen für die meisten Freikirchler. Sie taufen nicht einmal ihre eigenen Kinder. *Von Alex Baur\* und Maya Wipf (Bild)*

Glaubt man dem *Blick*, braut sich ein neuer Skandal im Vormundschaftswesen zusammen: «Behörden schicken Kinder zu Frömmelern». Die Lage, so zitiert das Boulevardblatt den «Sektenexperten» Georg Schmid, sei «alarmierend». Alle zwei Wochen, so behauptet Schmid, würden ihn Hilferufe betroffener Eltern ereilen; doch er könne den Unglücklichen selten helfen, die Vormundschaftsbehörden (KESB) würden wegschauen. «Die Frömmeler», so erfahren wir in einem anderen Artikel, «züchtigen mit dem Stock, sind gegen Homosexuelle, verbieten Popmusik.»

Ruedi Winet, Präsident der Zürcher KESB-Präsidenten, wird vom *Blick* als Kronzeuge zitiert: «Ja, es sind überdurchschnittlich viel Kinder bei Freikirchlern platziert.» Das mache ihn «nicht glücklich, die Problematik mit den Freikirchlern ist ein Dauerbrenner». Oft hätten die Behörden leider keine Wahl, weil sich

einfach zu wenig andere Familien zur Verfügung stellten. Als Beispiel einer problematischen Beeinflussung nennt er das Tischgebet. Und Winet glaubt auch den Kern des Problems zu kennen: «Manche Gemeinden haben solche Platzierungen toleriert, auch weil es sie günstiger kam.» Eine professionelle Betreuung, so die implizite Message, habe halt ihren Preis.

### Wurzeln in Zwinglis Reformation

Unterwandern obskure Grüppchen unsere Gesellschaft über ihr schwächstes Glied, die Kinder? Die Verdächtigung ist nicht neu, sie flackert seit Jahren immer wieder mal durch die Medien. So warnte die *Schweiz am Sonntag* kürzlich vor Freikirchlern, die angeblich pädagogische Hochschulen infiltrieren und «Lehrziele unterwandern». Gemein ist den Berichten vor allem eines: Sie sind abstrakt und bringen kaum konkrete und erst recht keine überprüf-

baren Belege. So baut auch der *Blick* seine jüngste Salve gegen die «Frömmeler» auf einem einzigen Fall auf, der wiederum auf pauschalen Behauptungen von betroffenen Grosseltern beruht. Was die Gegenseite dazu sagt, wissen wir nicht, die Behörden verschanzen sich hinter dem Amtsgeheimnis. Wie die angeblichen «Frömmeler» die ihnen anvertrauten Kinder manipulieren, ist schleierhaft.

Die Berichte appellieren hemmungslos an Vorurteile und Klischees. Die gibt es auch gegenüber anderen religiösen Minderheiten. Doch wenn etwa über Juden oder Muslime hergezogen wird, folgt die Widerrede meist reflexartig. Nicht so bei den Freikirchen. Dabei haben diese in der Schweiz eine jahrhundertealte, leider weitgehend vergessene Tradition.

Die Wurzeln der evangelischen Freikirchen gehen in die Reformation zurück. Anfang des 16. Jahrhunderts forderte eine Bibelgruppe

um den Humanisten Felix Manz im zwinglianischen Zürich den Verzicht auf die Kindertaufe. Die Bekehrung zu Gott, so wurde argumentiert, sei ein innerer Vorgang, den nur ein mündiger und freier Mensch aus eigener Initiative vollziehen könne. Die Kinder stünden ohnehin unter Gottes Schutz, sie bedürften keiner Bekehrung. Felix Manz forderte überdies eine strikte Trennung von Kirche und Staat – ein kolossal fortschrittlicher Gedanke für jene Zeit. Man darf Felix Manz durchaus als einen Vorreiter der Aufklärung betrachten.

Im Jahre 1527 wurden Manz und fünf Gesinnungsgenossen wegen «aufrührerischen Wesens und Zusammenrottung gegen die Obrigkeit» in der Limmat ertränkt. Andere flüchteten in alle Himmelsrichtungen und trugen damit das aufklärerische Gedankengut der Täufer, wie man sie später nannte, in alle Welt. So führen die Amischen und Mennoniten, die sich über den ganzen amerikanischen Kontinent verstreut niederliessen, ihren Ursprung auf die Rebellen aus Zwinglis Zürich zurück. In Europa nahmen die Pietisten, auf die sich viele der heutigen Freikirchen berufen, im 18. Jahrhundert das Gedankengut der Täufer auf.

### Verfolgung der Täufer hat Tradition

2004 brachten der Zürcher Stadtrat und die evangelische Landeskirche für Felix Manz und seine Getreuen an der Limmat einen Gedenkstein an, der an die Verfolgung der Täufer gemahnen sollte. Das Unrecht erscheint umso empörender, als sich die Täufer durch einen fast masochistisch anmutenden Pazifismus auszeichneten. Sie verabscheuten den Krieg ebenso wie die Sklaverei. Sie sahen sich zwar immer als Missionare, setzten dabei aber ganz und gar auf einen gottgefälligen Lebenswandel, der als Vorbild dienen sollte. Druck oder gar Gewalt ist ihnen fremd, das würde ihrem pietistischen Credo diametral widersprechen.

Die heutigen evangelischen Freikirchen – ob Pfingstgemeinde, Chrischona, Baptisten, Methodisten oder eben Täufer – sind die direkten Erben dieser Bewegung. Sie in die Ecke obskurer Sekten zu stellen, zeugt von historischer Blindheit. Elemente wie Führerfiguren, Isolation oder fanatische Endzeit- oder Verschwörungstheorien sind zumindest bei traditionellen Freikirchen nirgends auszumachen. Die strikte Trennung von Religion und Staat führte vielmehr dazu, dass sie kaum über zentrale Strukturen verfügen und in vielen kleinen und losen Gemeinschaften organisiert sind. Wie bei jeder Glaubensgruppe gibt es auch unter ihnen Ehrliche und Lügner, Rechtschaffene und Sünder, Fromme und Frömmeler.

Weltweit sind die evangelischen Freikirchen – von ihren Gegnern werden sie despektierlich als Evangelikale bezeichnet – im Vormarsch. In der Schweiz ist ihre Zahl zumindest stabil, während die Landeskirchen schrumpfen. Jeder dritte aktive Christ soll hierzulande mitt-

lerweile eine Freikirche besuchen. Vor allem in Afrika, Asien und Südamerika legen sie aber seit Jahren zu. In Lateinamerika haben die «Christen», wie sie sich selber nennen, namentlich bei den indianischen Völkern die Herrschaft der einst allmächtigen katholischen Kirche längst geknackt. Das weckt Widerstände. In Europa ist die Ablehnung eher diffuser politischer Natur. Zwar geben sich die Freikirchen betont apolitisch. Doch ihr konservatives, auf Gott, Eigenverantwortung und Bescheidenheit fokussiertes Weltbild steht als provokante Antithese zum linksprogressiven 68er Zeitgeist. Hier dürfte denn auch das tiefere Motiv für die medialen Attacken auf die «Evangelikalen» zu suchen sein.

---

### Ihr konservatives Weltbild steht als provokante Antithese zum linksprogressiven 68er Zeitgeist.

---

Andrea Haab (54) empfängt uns im grossen Garten, der zu einem älteren Einfamilienhaus im zürcherischen Rümlang gehört. Ein dreijähriges Mädchen, das «Mami» zu ihr sagt, taucht während unseres mehrstündigen Gesprächs immer wieder auf und schmiegt sich spontan an ihren Schoss, so als wollte es sich vergewissern, dass sie noch da ist. Die Kleine ist der Nachzügler unter einem halben Dutzend Pflegekindern, welche die Haabs über die Jahre grossgezogen haben. Ein jedes Kind hatte seine eigene komplizierte Geschichte. Es sind Geschichten, bei denen man nie weiss, ob man weinen oder wütend werden möchte, doch im Kern war es immer dasselbe: Verwahrlosung und nochmals Verwahrlosung.

Im Laufe des Gesprächs stösst auch Ueli (57) hinzu, ihr Mann. Er arbeitet als Mechaniker bei den Gemeindewerken. Andrea sorgte als Heimarbeiterin und Zeitungsverträgerin für ein Zubrot, und das war nötig, denn die Haabs zogen nebenbei auch noch acht eigene Kinder gross. Auf die Pflegekinder kamen sie durch Zufall, oder halt durch Gottes Bestimmung, wie sie selber sagen würden. Das war vor sechzehn Jahren, Ueli amtierte damals als Schulpfleger und hatte in dieser Funktion mit drei extrem schwierigen Kindern zu tun, für die sich nach einer Reihe gescheiterter Versuche nirgends mehr ein Pflegeplatz fand. Also nahmen die Haabs die zwei Buben und später auch noch deren jüngere Schwester bei sich auf.

Die Haabs waren nicht auf ihre Aufgabe vorbereitet, vor allem das erste Jahr war schwierig. Es kam zu Konflikten zwischen den eigenen und den zugezogenen Kindern. In der Nachbarschaft mieteten die Haabs ein Haus dazu, wo sie ihre drei ältesten Kinder unterbrachten, die inzwischen Teenager waren. Doch das grösste Problem, das mussten sie bald feststellen, sind meistens nicht die Pflegekinder selber, sondern deren leibliche Eltern.

«Stolz bin ich vor allem auf eines», sagt Andrea Haab: «Wir haben nie ein Pflegekind aus dem Haus gewiesen, und mochte es noch so schwierig sein.» Das war wohl der Grund, warum die Behörden bei Haabs immer wieder Kinder platzieren wollten. Sie konnten nicht alle aufnehmen – aber wenn eines zur Grossfamilie gehörte, gab es kein Zurück mehr.

Mittlerweile sind sie alle ausgeflogen, doch der Kontakt zu den meisten blieb erhalten. So herrscht auch während unseres Besuches bei den Haabs ein reges Kommen und Gehen junger Menschen. Sie stellen sich alle artig vor, doch wer nun biologisch zur Familie gehört und wer nicht, ist für den Aussenstehenden bald nicht mehr überschaubar.

Die Haabs gehören seit Generationen der Täufergemeinschaft an. Ueli und Andrea sind sich sicher, dass sie ohne die Hilfe Gottes ihre Aufgabe niemals hätten meistern können. Die Kampagne des *Blicks* gegen die Freikirchen haben sie in ihrer kleinen heilen Welt kaum wahrgenommen. Doch die Verdächtigungen sind ihnen nicht neu. Am meisten stört sie die Unterstellung, sie würden Pflegekinder misshandeln. Abgesehen davon, dass sie auch die leiblichen Kinder nicht schlage, erklärt Andrea Haab, würden die Behörden das niemals zulassen. Das Gleiche gelte für die Religion.

Natürlich gibt es bei Haabs ein Tischgebet. Ist das etwa schädlich? Natürlich gehen Haabs am Sonntag in die Kirche. Sie hätten aber nie ein Kind gezwungen mitzukommen, versichern sie, das würde ihrem Credo widersprechen. Natürlich vermitteln die Haabs den Kindern ihre Werte. Doch es gibt keine Erziehung ohne Werte. Auch eine Patchworkfamilie vermittelt Werte. In der Praxis sind widersprüchliche Wertvorstellungen gemäss Haabs Erfahrung aber kaum ein Thema – ganz einfach, weil verwahrloste Kinder oft gar keine haben.

Das wichtigste Ziel sei es, den Heranwachsenden zu helfen, das Leben in Freiheit und eigener Verantwortung zu meistern. Das mögen alle Pflegeeltern von sich behaupten. Also machen wir die Probe aufs Exempel: Wie viele ihrer mittlerweile erwachsenen Kinder haben sich taufen lassen? Andrea Haab muss erst rechnen, bevor sie die Antwort findet: «Vier leibliche Kinder und zwei Pflegekinder.» Sie selber habe sich erst im Alter von dreissig Jahren taufen lassen, erklärt die Frau, gemeinsam mit ihrem drei Jahre älteren Mann. Sie habe vielleicht so lange zugewartet, meint sie lachend, weil sie sich gedrängt fühlte. Das erklärt vielleicht, warum die Vormundschafts- und Kinderschutzbehörden ihre Schützlinge gerne dieser Familie anvertrauten, auch wenn sie deren religiöse Vorstellungen nicht teilten.

\* Der Autor ist bekennender Agnostiker und gehörte nie einer Glaubensgemeinschaft an. Mit der Täufer-Bewegung befasste er sich schon mehrmals in Reportagen über Mennoniten, Missionare und christliche Hilfswerke in Paraguay, Bolivien, Peru und Guatemala.

# Steuerflucht der Top-Beamten

In der Bundesstadt arbeiten Hunderte gutbezahlte Beamte und Angestellte staatlicher Firmen. Nur wohnen will in der Steuerwüste offenbar kaum jemand von ihnen. Von den fünfzig wichtigsten Kader-Funktionären haben gerade einmal drei ihren Wohnsitz in der Stadt Bern. *Von Florian Schwab*



*Zürich:* Finanzverwaltungschef Gaillard.



*Zollikon:* SBB-Managerin Pilloud.



*Erlenbach:* Luftwaffenchef Schellenberg.

Wer die Bahnstrecke von Zürich nach Bern regelmässig fährt, der kennt das Bild: Hundertschaften gutgekleideter Herren und einige Dutzend geschäftig anmutende Damen besteigen frühmorgens den Zug nach Bern und kehren irgendwann nach Feierabend wieder zurück nach Hause. Sie verstrahlen die Aura des gehobenen Staatsdienstes, an den Notebooks prangt das Inventarsiegel ihrer jeweiligen Dienststelle, und über die Bildschirme flimmert in Powerpoint-Präsentationen und Briefköpfen das abgerundete Schweizerkreuz als Erkennungszeichen der Bundesbehörden. Bei den Handy-Telefonaten und im Tischgespräch am weiss eingedeckten Vierertisch im Speisewagen geht es hier um einen «Verwaltungsvorgang» und dort um ein «Vernehmlassungsverfahren».

Wir treffen einen, der die Strecke fast täglich im überfüllten SBB-Wagen abfährt und es in einem Departement ganz nach oben geschafft

hat. Warum tut man sich die tägliche Pendelei an? Der Chefbeamte liefert eine Reihe von Gründen: Freundeskreis, Verwurzelung der Familie, Zürich als Stadt. «Und natürlich die Steuern. In Bern zahlt man je nachdem einen Drittel mehr.» Ob er ein Einzelfall sei, der auch im Staatsdienst einen gesunden Sinn für den Steuerwettbewerb bewahre? «Forschen Sie einmal nach: Kaum ein höherer Beamter wohnt in der Stadt Bern.» Die Motivation jedes Einzelnen lässt sich schwer feststellen. Doch die Frage stellt sich: Vertreibt die Stadt Bern mit ihren hohen Steuern sogar die Spitzenbeamten?

Als «höhere Beamte» oder «Spitzenbeamte» wollen wir Staatsangestellte verstehen, die mindestens einen Grundlohn von 250 000 Franken beziehen. Vor allem: Generalsekretäre, Amtsdirektoren der wichtigen Bundesämter und die Leiter selbständiger Behörden wie der Finanzmarktaufsicht oder der Bun-

desanwaltschaft. Das sind insgesamt rund dreissig Personen. Dazu kommt die Konzernleitung staatsnaher Betriebe wie der Swisscom, der Post und der SBB (nochmals rund zwanzig Personen). Insgesamt bezieht sich die Untersuchung also auf die fünfzig Top-Verdiener im direkten oder indirekten Staatsdienst.

Beginnen wir also bei den Bezüglern der höchsten Einkommen, den 21 Konzernleitungsmitgliedern der Staatsbetriebe. Sie verdienen zwischen 0,5 und 1,7 Millionen Franken pro Jahr. Spitzenreiter ist traditionell der Swisscom-Chef.

## Jeannine Pilloud spart 45 000 Franken

Von den sechs Direktoren der Swisscom wohnt kein Einziger in der Stadt Bern, obwohl sich dort der Hauptsitz befindet. Im Handelsregister finden sich als Wohnorte Herrliberg ZH, Uster ZH, Winterthur ZH, Vers-chez-les-Blanc

VD und St. Gallenkappel SG eingetragen. Als eines von zwei Konzernleitungsmitgliedern wohnt Swisscom-Chef Urs Schaeppi im Kanton Bern, und zwar in der Gemeinde Kehrsatz. Hier wird das Einkommen nur geringfügig tiefer besteuert als in der Bundesstadt, dafür ist die Besteuerung des Grundeigentums deutlich tiefer.

Dasselbe Bild bei der Post: Von der siebenköpfigen Konzernleitung wohnt niemand in der Stadt Bern, und es wohnen nur zwei Mitglieder im Kanton. Chefin Susanne Ruoff versteuert ihr Einkommen in Crans-Montana VS, wo sie etwa 25 000 Franken weniger an Gemeinde- und Kantonssteuern bezahlt.

Ähnlich gross ist die Ersparnis von SBB-Chef Andreas Meyer, der seinen Obolus in Muri bei Bern entrichtet – rund 30 000 Franken weniger, als in der Stadt Bern fällig wären. Die Leiterin des Personenverkehrs, Jeannine Pilloud, gehört zu jenen, welche die berühmte Strecke Bern–Zürich regelmässig unter die Räder nehmen: Sie versteuert ihr Einkommen von rund 700 000 in Zollikon ZH, was gegenüber Bern eine Ersparnis von zirka 45 000 Franken bedeutet. Von der neunköpfigen Konzernleitung der Bahn wohnt niemand in der Stadt, und neben Andreas Meyer sind nur zwei weitere Mitglieder im Kanton Bern ansässig. Dass die steuerliche Optimierung bis weit in die mittleren Kader hineinreicht, verdeutlicht das unter Bahnreisenden geflügelte Wort, laut dem die Züge zwischen Zürich und Bern zu einem Viertel von den Bähnlerfunktionären selbst belegt werden, die aus dem Kanton Zürich nach Bern an den SBB-Hauptsitz pendeln.

Als kleines Zwischenfazit ist festzuhalten: Obwohl Post, Bahn und Swisscom ihren Hauptsitz in der Stadt Bern haben, wohnt dort kein einziger Manager dieser Firmen.

Eine Gehaltsetage unter den Konzernchefs der Staatsbetriebe rangiert Finma-Chef Mark Branson, der dank bundesrätlicher Spezialgenehmigung mehr verdienen darf als ein Bundesrat. Sein Vorgänger, Patrick Raaflaub, erhielt gut 540 000 Franken, und man darf davon ausgehen, dass sich Bransons Einkommen in ähnlichen Dimensionen bewegt. Darauf wären in der Stadt Bern an Kantons- und Gemeindesteuern 141 000 Franken fällig. An Bransons Wohnort Kilchberg ZH dagegen fallen nur 103 000 Franken an – 38 000 Franken weniger.

Unter der Gehaltsstufe der Konzernchefs und des Finma-Direktors beginnen die Gefilde des normalen Staatsdienstes, die sich in den Lohnklassen 1 bis 38 ausdrücken lassen, wobei Lohnklasse 1 die tiefsten und Lohnklasse 38 die höchsten Einkommen bezeichnet. An dieser Stelle interessiert uns der Bereich zwischen Lohnklasse 34 (bis zu 255 440 Franken Grundlohn) und Lohnklasse 38 (375 028 Franken). In dieser Bandbreite bewegen sich die Generalsekretäre der Departemente, hohe Militärs sowie die Amts-

direktoren der diversen Bundesämter. 131 Personen sind dies laut dem Personalbüro des Bundes, dem Eidgenössischen Personalamt.

Die *Weltwoche* hat sich über den Wohnort der dreissig wichtigsten Bundesbeamten ins Bild gesetzt und dabei herausgefunden, dass gerade einmal drei von ihnen in der Stadt Bern wohnen.

### Beim Bund auf den Geschmack gekommen

Ein besonders behütetes Leben führen die höchsten Offiziere des Landes, die Korpskommandanten oder, umgangssprachlich, «Dreisternegeneräle». Wie die Bundesräte haben sie Anrecht auf einen Chauffeur. Die Wahl eines entfernten Wohnorts wird dadurch erheblich begünstigt. Und tatsächlich: Armeechef André Blattmann (als Angehöriger der Lohnklasse 38 ein Top-Verdiener) wohnt an den Gestaden des Murtensees, in Lugnorre FR, wo er rund 7000 Franken Steuern spart. Der Korpskommandant des Heeres, Dominique Andrey, wohnt ebenfalls im Kanton Freiburg, Luftwaffenchef

### Und jene Chefbeamten, die sich vor allem mit Steuern und Staatseinnahmen befassen?

Aldo C. Schellenberg gar in Erlenbach ZH, wo die Steuern erheblich tiefer sind als in Bern. Auf ein Einkommen von 300 000 Franken zahlt ein Ehepaar in Erlenbach Steuern von 69 990 Franken. Die Stadt Bern würde 20 000 Franken mehr verlangen. Bei Alleinstehenden beträgt die Differenz 22 000 Franken.

Seco-Chefin Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch hat sich als Wohnsitz den beschaulichen Weiler Hinterkappelen ausgesucht, der zur Gemeinde Wohlen bei Bern gehört. Im Vergleich zur Stadt Bern spart man hier, wenn auch nicht bei den Einkommenssteuern, so doch bei den Steuern auf das Grundeigentum.

Der Generalsekretär im Justizdepartement von Simonetta Sommaruga (SP), Matthias Ramsauer, wohnt in Zürich und spart fünfstellig, wie auch Stefan Brupbacher, der neue Generalsekretär von Johann Schneider-Ammann (FDP). Ein paar tausend Franken spart der in Baselland wohnhafte Direktor des Bundesamts für Strassen (Astra), Rudolf Dieterle.

Wie verhält es sich schliesslich mit denjenigen Chefbeamten, die sich von Berufs wegen vor allem mit Steuern und Staatseinnahmen befassen? Sowohl der Chef der Eidgenössischen Steuerverwaltung, Adrian Hug, als auch der Chef der Finanzverwaltung des Bundes, Serge Gaillard, wohnen in der Stadt Zürich, wo sie Steuern im fünfstelligen Bereich sparen.

Gerade bei Gaillard hat der Wohnsitz eine fast ironische Komponente: Als Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes geisselte Serge Gaillard den Steuerwettbewerb unter den Kantonen und Gemeinden. Es handle sich um eine «krasse Verletzung der

Steuergerechtigkeit». Das war 2001 – bevor Gaillard beim Bund Karriere machte, wo er erst die Direktion für Arbeit beim Seco leitete und seit letztem Jahr als Direktor in der Eidgenössischen Finanzkontrolle amtiert.

Heute profitiert Gaillard selber vom Steuerwettbewerb: Als Direktor in der Bundesverwaltung verdient Gaillard rund 300 000 Franken. Geht man von Abzügen in der Höhe von 50 000 Franken aus, so müsste der geschiedene Familienvater an seinem Arbeitsort Bern gut 60 000 Franken an Kantons- und Gemeindesteuern entrichten. An seinem Wohnort Zürich dagegen sind es «nur» gut 50 000 Franken.

### Lohnsumme wäre viel höher

Für die Stadt Bern ist das Beamtenheer, das dort arbeitet und anderswo Steuern zahlt, wohl eine ärgerliche Tatsache. Sie nimmt jährlich 315 Millionen Franken an Einkommens- und Vermögensteuern ein. Würden von den fünfzig untersuchten Top-Funktionären, und das ist nur die Spitze des sprichwörtlichen Eisbergs, alle in der Stadt Bern wohnen, so wäre die zu versteuernde Lohnsumme um 20 bis 25 Millionen Franken höher. Es bewahrheitet sich die ökonomische Weisheit, laut der höhere Steuern nicht automatisch auch höhere Einnahmen bedeuten. ○



Universität  
Zürich<sup>UZH</sup>

### Advanced Studies in Applied Ethics

Ethik – zentral zur Schärfung Ihres Profils!

Im Februar 2015 starten erneut unsere 1-3-jährigen berufsbegleitenden Weiterbildungsstudiengänge:

- Master of Advanced Studies in Applied Ethics  
4 Semester (Februar 2015 bis Januar 2017)
- Diploma of Advanced Studies in Applied Ethics  
3 Semester (Februar 2015 bis Oktober 2016)
- Certificate of Advanced Studies in Biomedical Ethics  
2 Semester (Februar 2015 bis Oktober 2015)

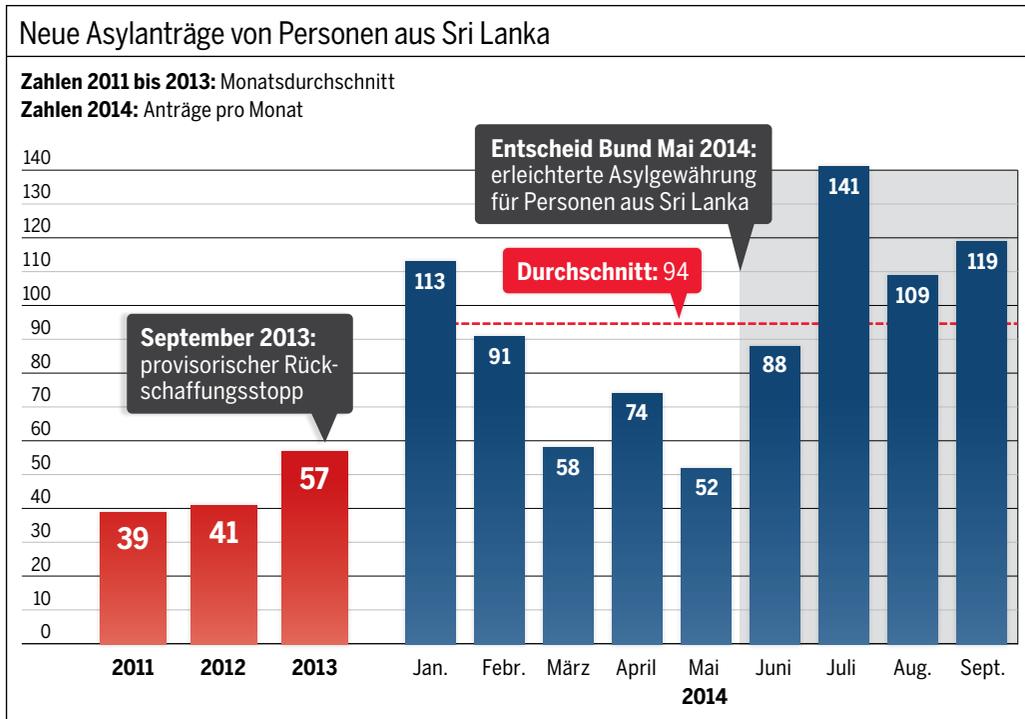
Die Studiengänge vermitteln fundierte Kenntnisse in den Fragestellungen, Methoden und Positionen der Angewandten Ethik und vertiefen diese Kompetenzen zu einer eigenständigen Analyse und Beurteilung ethischer Herausforderungen.

Weitere Informationen und Anmeldung zum gesamten Angebot unter:

[www.asae.uzh.ch](http://www.asae.uzh.ch)

# Die nächste Asylfalle

Seit einem Jahr schafft die Schweiz kaum mehr abgewiesene Flüchtlinge aus Sri Lanka zurück. Praktisch alle Tamilen, die Asyl beantragen, können bleiben. Droht eine weitere Masseneinwanderung von Armutsmigranten – wie im Fall von Eritrea? *Von Alex Reichmuth*



Die Unterschiede sind augenfällig: Während 2013 noch 33 abgewiesene Asylbewerber nach Sri Lanka ausgeschafft wurden, sind es in diesem Jahr bisher erst zwei. Auch die Zahl der freiwilligen Rückkehrer ist von 73 deutlich gesunken auf bis jetzt 22 im laufenden Jahr. Umgekehrt ist die Quote bei der Anerkennung von Asylbewerbern aus Sri Lanka sprunghaft gestiegen: Lag sie von 2010 bis 2013 jeweils zwischen 10 und 20 Prozent, beträgt sie in diesem Jahr 72 Prozent (Stand Ende September). Von den Antragstellern aus Sri Lanka, die abgewiesen werden, können zudem viele als «vorläufig Aufgenommene» in der Schweiz bleiben.

Die höhere Quote bei der Anerkennung von Asylbewerbern aus Sri Lanka hat das Bundesamt für Migration (BfM) im letzten Mai quasi angekündigt: «Es ist davon auszugehen, dass sich die Schutzquote aufgrund der angepassten Risikoprofile erhöhen könnte», meldete das Amt damals. Denn der Bund hat im Frühling die Asyl- und Wegweisungspraxis für Sri Lanka wegen der «aktuellen Lage» gelockert. Man orientiert sich seither an den Empfehlungen des Uno-Hochkommissariats für Flüchtlinge (UNHCR) und der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte. Diese besagen, dass Angehörige des Volksstamms der Tamilen auch fünf Jahre nach Ende des Bürgerkriegs noch immer verfolgt werden und deshalb Rückschaffungen zu vermeiden sind. 25 Jahre

lang hatten die Tamilen für einen eigenen Staat gekämpft – bis deren Kämpfer 2009 von der singhalesischen Übermacht besiegt wurden.

Zwei konkrete Fälle waren entscheidend für die Schweiz, Asylbewerber aus Sri Lanka grosszügiger anzuerkennen. Letztes Jahr sind zwei rückgeführte Tamilen nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt Colombo inhaftiert worden. Sie sollen im Gefängnis misshandelt worden sein. Das BfM sistierte darum im Herbst 2013 alle Rückführungen nach Sri Lanka. Zugleich beauftragte es das UNHCR und den Leiter des Schweizerischen Kompetenzzentrums für Menschenrechte, Walter Kälin, die beiden Fälle abzuklären. Beide kamen zum Fazit, die Rückführungen seien unverantwortlich gewesen. Der Bund kündigte an, die Asylgründe von 244 Personen aus Sri Lanka neu zu beurteilen. De facto kann seither jeder Tamile, der sich als Flüchtling bezeichnet, in der Schweiz bleiben.

## Fluchtstätte für ehemalige Terroristen

Damit könnte die Schweiz Probleme bekommen – denn die neue Grosszügigkeit scheint tamilische Migranten geradezu anzulocken. In diesem Jahr beantragten bis Ende September schon 845 Personen aus Sri Lanka Asyl. Das sind durchschnittlich 94 Personen pro Monat – deutlich mehr als in den Vorjahren. Von 2011 bis 2013 waren es im Monatsschnitt nur 39 bis 57 Personen. Besonders nach dem Entscheid im Mai, die Aner-

kennung zu lockern, ist die Zunahme unüberschaubar. Der bisherige Höchstwert vom Juli betrug 141 neue Asylanträge (vgl. Grafik). Das BfM betont, rund ein Fünftel der Gesuche in diesem Jahr stamme von bereits anwesenden Personen, die aufgrund der Praxisänderung ein neues Gesuch eingereicht hätten. Generell könne nicht von einer «signifikanten Zunahme» der Gesuche gesprochen werden. Mehrere Vertreter kantonaler Asyl- und Migrationsämter sehen aber klare Anzeichen, dass die Schweiz für Armutsmigranten aus Sri Lanka attraktiver wird. Der Leiter eines kantonalen Migrationsamts nennt die neue Anerkennungspraxis «fatalistisch». Er vermisse «proaktives Handeln» beim Bund.

Bereits nach Ausbruch des Bürgerkriegs in Sri Lanka 1983 konnten Zehntausende Tamilen als Flüchtlinge in der Schweiz bleiben. Nie in den Griff bekamen die Behörden die Geldsammlungen und Gelderpressungen in der tamilischen Diaspora, um die Tamil Tigers zu finanzieren, die je nach Standpunkt eine Befreiungsorganisation oder eine Terrorverbindung sind. 60 Millionen Franken sollen Tamilen in der Schweiz gesammelt haben, um die Kriegsaktivitäten der Tigers auf Sri Lanka zu finanzieren – so viel wie in keinem anderen Land ausserhalb der Heimat.

2011 aber, zwei Jahre nach Ende des Bürgerkriegs, stufte die Schweiz Sri Lanka als «sicheres Land» ein. Die Flüchtlingsanerkennung sank auf tiefe Werte – bis wie erwähnt letztes Jahr zwei rückgeführte Tamilen im Gefängnis landeten. Für SVP-Nationalrat Heinz Brand ist es fatal, dass die Schweiz wegen zweier Einzelfälle nun praktisch jeden Tamilen als Flüchtling akzeptiert. «Es wurden zuvor viele Personen zurückgeführt, oder sie reisten freiwillig zurück, ohne dass ihnen etwas zugestossen ist», betont er. Das Gleiche gelte für Tamilen, die für Ferien oder Besuche in ihr Heimatland gingen. Brand befürchtet, die Schweiz werde für Tamilen wieder zum «Hauptmigrationsland in Europa» – unter dem Vorwand der Verfolgung.

Mit der gelockerten Aufnahmepraxis für Tamilen läuft die Schweiz zudem Gefahr, zur Fluchtstätte ehemaliger Terroristen zu werden. Bereits wurden Fälle von Tamilen bekannt, die mutmasslich an Terroranschlägen und Gräueltaten beteiligt waren, die aber wegen des Rückschaffungsstopps wohl in der Schweiz bleiben können. Sri Lanka selber hat im März eine Liste von 400 angeblichen tamilischen Terroristen veröffentlicht, von denen mindestens neun in der Schweiz leben. ○

# Spaniens beste Weine

12 Flaschen

nur **119.** Fr.

statt Fr. 180.-



Sie sparen  
**61.** Fr.

**Ermita de San Lorenzo  
Gran Reserva 2005 (3 Fl.)**  
Ein medaillengekrönter  
Schatz aus den Höhlen  
Aragoniens.

**Palacio del Conde  
Gran Reserva 2007 (3 Fl.)**  
Ein rubinroter Tempranillo-  
Cuvée aus den Bergen  
Valencias

**Venta Real  
Gran Reserva (3 Fl.)**  
Ein fassgereifter  
Tempranillo aus  
Zentralspanien.

**La Cantera  
Reserva 2006 (3 Fl.)**  
Fassgereifte Reserva  
aus der alten spanischen  
Anbauregion Cariñena.

**GRATIS**  
3 FLASCHEN  
Marqués de Valdecañas  
Gran Reserva 2007  
im Wert von Fr. 48.-

**Lassen Sie den Herbst einziehen mit den besten Weinen aus Spanien.**

Mit dabei sind die beliebtesten Regionen wie Cariñena, La Mancha, Campo de Borja und Valencia - und das zu einem ausgezeichneten Preis. Wir offerieren Ihnen **12 Flaschen mit einem Rabatt von über 33%** und dazu erhalten Sie **3 Gratisflaschen im Wert von Fr. 48.-!** Nur solange der Vorrat reicht.

**Auf Ihr Wohl!**

Bestellen Sie noch heute! **Tel.: 0848 00 44 77**  
(Ihre Referenz-Nummer: 0630001)

Sie erreichen uns Mo. - Fr. von 8:00 - 20:00 Uhr, Sa. von 9:00 - 16:00 Uhr

Besuchen Sie uns unter **www.chateaudirect.ch/630**

Die Käufer müssen volljährig sein. Alle Artikel werden vorbehaltlich ihrer Verfügbarkeit zum Verkauf angeboten; max. 3 Kisten pro Person. Angebot gültig solange Vorrat reicht, spätestens bis 30.11.2014; die angegebenen Preise gelten zum Erscheinungsdatum dieser Anzeige. Bei ausverkauften Weinen behalten wir uns vor, Ihnen durch Zusendung eines qualitativ und preislich gleich- oder höherwertigen Weins ein neues Angebot zu unterbreiten. Falls Sie das Angebot nicht annehmen möchten, sorgt Direct Wines kostenfrei für die Abholung und erstattet unverzüglich evtl. bereits geleistete Zahlungen. Wenn Sie mit Kreditkarte bezahlen, wird Ihr Konto erst 3 Tage nach Bestelleingang belastet. Wenn Sie bei ChateauDirect, eine Marke der Direct Wines AG, bestellen, speichern wir Ihre Adresse und auftragsbezogenen Daten zur Geschäftsabwicklung zur Pflege der Kundenbeziehung. Sie erhalten dann automatisch alle unsere neuen Angebote. Wir geben die Anschriften unserer Kunden nur zur Bonitätsprüfung und an sorgfältig ausgewählte Unternehmen weiter, deren Produkte für Sie von Interesse sein könnten. Selbstverständlich können Sie der Nutzung der Daten für Werbezwecke jederzeit widersprechen. Die kompletten Datenschutzrichtlinien der Direct Wines AG finden Sie unter [www.chateaudirect.ch](http://www.chateaudirect.ch). Für weitere Auskünfte oder Sperrungen wenden Sie sich bitte an: [datenschutzbeauftragter@chateaudirect.ch](mailto:datenschutzbeauftragter@chateaudirect.ch) oder schreiben Sie uns an. Anrufe aus dem Festnetz, die mit 0848 beginnen, kosten Sie lediglich den Lokal tarif. Ist ein Wein nicht mehr erhältlich, wird ein möglichst ähnliches Produkt aus demselben oder nächsthöheren Preissegment geliefert. Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Unsere Preise gelten je Flasche à 0,75l, wenn nicht etwas anderes vermerkt ist.

BESSER ENTDECKEN  
**ChateauDirect**  
Weine

## Ihr Genuss Coupon

Schicken Sie diesen Bestellschein zurück an: ChateauDirect, Postfach 1872, 8032 Zürich

**Ja**, bitte schicken Sie mir

\_\_\_\_\_ Paket(e) mit jeweils  
12 Flaschen der abgebildeten  
Weine zum Preis von je Fr. 119.-  
(zzgl. Fr. 16.90 Versandkosten - ab  
einem Bestellwert von Fr. 350.-  
liefern wir versandkostenfrei).

Dazu erhalte ich  
**3 Flaschen Marqués  
de Valdecañas  
Gran Reserva 2007  
im Wert von Fr. 48.-  
GESCHENKT.**

Vorname, Name \_\_\_\_\_

Straße, Nr. \_\_\_\_\_

PLZ, Ort \_\_\_\_\_

Telefon, Handy \_\_\_\_\_

E-Mail \_\_\_\_\_

Mit Kreditkarte - bitte füllen Sie den nachstehenden Abschnitt aus:  
 MasterCard  Visa  American Express

\_\_\_\_\_

ODER per Rechnung: Diese liegt Ihrer Lieferung bei. Bitte überweisen Sie den Rechnungsbetrag innerhalb von 10 Tagen (Rechnungsdatum). Ihre Bonität setzen wir voraus.

**X**  
Datum, Unterschrift (ich bin volljährig)

# «Physik erklärt alles!»

An den Olympischen Spielen gewann Dominique Gisin dieses Jahr Abfahrtsgold. Zur Belohnung, sagt die bescheidene Physikstudentin, habe sie sich einen neuen Computer gekauft. Jetzt beginnt die neue Skisaison. Was hat sich im Leben der Obwaldnerin sonst noch verändert? *Von Martin Born und Christian Aeberhard (Bild)*

**Wie erlebt eine Olympiasiegerin den Sommer danach?**

Nicht viel anders als in den Jahren zuvor. Ich war schnell zurück im *daily business*, und das war auch richtig für mich. Aber es stimmt: Vieles fällt einem leichter. Ich bin entspannter, habe mehr Vertrauen und weniger Zweifel.

**Besteht die Gefahr, sich gehen zu lassen?**

In meinem Fall war sie nicht so gross. Ich war schon immer eine Athletin, die man eher bremsen muss.

**Sie hatten vor Sotschi eine lange Zeit, in der Sie zwar nahe an der Spitze waren, aber es doch nie aufs Podest schafften. Wie befreiend war der Olympiasieg?**

In den Rennen der letzten Jahre merkte ich stets schon während der Fahrt: Hier habe ich noch Reserven, da einen Rutscher. Ich brachte die Überwindung nicht mehr auf, um immer alles geben zu können. Jetzt weiss ich wieder, dass ich Vollgas geben kann, dass ich das noch immer in mir habe.

**Das ist wohl leichter gesagt als getan, wenn man neun Knieoperationen hinter sich hat.**

**Es heisst ja auch: Risiken eingehen.**

Das war der Konflikt, für den ich ein gewisses Verständnis hatte. Ich konnte mir ja nicht böse sein, wenn ich nicht bereit war, diese Risiken einzugehen. Ich stand vor der Frage: Schaffe ich es noch, mein Potenzial voll auszuschöpfen? Und wie schaffe ich es? Es brauchte dann wohl den Druck der Qualifikation für die Abfahrt von Sotschi, zu der ich antreten musste. Da konnte ich den Schalter umkippen, und es gelang mir eine Fahrt, wie ich sie mir immer vorgestellt hatte. Ich bin wohl der Typ, der Druck braucht.

**Viele Athleten sagen, eine WM- oder Olympia-Abfahrt sei ein Rennen wie jedes andere.**

Wenn ich als eine von nur vier Athletinnen für eine Nation im Einsatz bin, dann ist es meine Pflicht, alles zu geben. Da kann ich nicht wie im Weltcup bei schlechtem Wetter mal nur mit neunzig Prozent fahren, um den Rest der Saison nicht zu gefährden. Bei Olympischen Spielen und den Weltmeisterschaften, die nur alle vier oder alle zwei Jahre stattfinden, gibt es keine solchen Überlegungen. Wenn ich da nicht bereit bin, alles zu geben, muss ich den Startplatz einer anderen überlassen. Wenn ich nicht überzeugt bin, eine Medaille gewinnen zu können, muss ich ihn abgeben. Denn es gibt viele andere, die dabei sein möchten.

**Was wäre passiert, wenn Sie die Qualifikation für die Olympia-Abfahrt verpasst hätten?**

Dann wäre ich wohl am Punkt gewesen, der zum Rücktritt geführt hätte. Ich hätte mir eingestehen müssen, dass ich es nicht geschafft hatte, die nötige Überwindung wieder zu finden. Ich hätte mir sagen müssen: «Es war eine schöne, verrückte Zeit, in der ich trotz vieler Schwierigkeiten einiges erreicht habe.» Wenn man die Handbremse nicht mehr lösen kann, hält sich der Spassfaktor im Rahmen.

**Wie haben Sie die Handbremse gelöst?**

Ich habe seit vielen Jahren einen Mentalcoach. Weil ich nicht mehr daran gewöhnt war, im Grenzbereich zu fahren, war ich im Rennen zu instabil. Die Folge waren Fehler und Stürze, wie bei der WM in Schladming. Wir entschieden deshalb im Sommer danach, uns im Training Schritt für Schritt den Grenzen wieder zu nähern. Ich tat es, indem ich mal in einem Lauf drei Kurven mehr voll auf Zug fuhr, indem ich mich zwang, bei einer besonderen Kurve um anderthalb Meter weiter innen durchzufahren. Das führte dazu, dass ich zu Beginn der letzten Saison in einzelnen

«Erst wenn es fast keinen Ausweg mehr gab, fand ich ihn doch noch.»

Abschnitten im Training und in den Rennen immer sehr schnell war, etwas, was mir im Jahr zuvor nie geglückt war. Doch noch brachte ich das Puzzle nicht zusammen. Bis Sotschi kam, der Druck da war und ich keine andere Wahl hatte. Der Zeitpunkt passte, die Form war da. Und ich konnte den entscheidenden Schritt machen.

**Können Sie diese Sicherheit von Sotschi in die neue Saison mitnehmen?**

Ich fühle mich viel wohler, habe keinen Respekt mehr, muss mich nicht einmal dann überwinden, wenn es stürmt. Das ist ein schönes Gefühl.

**Verrückt, wenn man daran denkt, dass die Karriere in Sotschi auf der Kippe stand.**

Der Olympiasieg passt zu meiner Geschichte. Meine Karriere hätte schon oft zu Ende sein können. 2005 etwa, als ich bei den österreichischen Meisterschaften eine letzte Chance hatte, mich für ein Swiss-Ski-Kader zu qualifizieren. Hätte ich dort nicht gewonnen, wäre es vorbei gewesen. Oder 2006, als ich in Lake Louise nicht unter die ersten dreissig kam,

eine zweite Chance in Val d'Isère erhielt und sie mit zwei Top-Ten-Klassierungen packte. Erst wenn es fast keinen Ausweg mehr gab, fand ich ihn doch noch.

**Wie war es, wenn Sie wieder einmal nach einer Operation in einem Spitalbett lagen?**



«Ich zerlegte jede Autonummer»:

### **Dachten Sie auch ans Aufhören?**

Das ist in solchen Momenten das Normalste der Welt. Eine Verletzung ist immer eine Weggabelung, die zu einem Halt zwingt. Bin ich noch bereit, diesen Weg weiterzugehen, will ich noch einmal so viel investieren? Kann ich überhaupt noch einmal das Niveau erreichen, auf dem ich einmal war? Man denkt an den Kraftraum, den man erstmals wieder besucht und wo man null Kilo aufladen kann. Es sind schwierige Momente, sie führen aber auch dazu, dass man noch motivierter, fokussierter und bewusster zurückkehrt. Wenn man sich einmal entschieden hat zurückzukehren – das musste ich

mehr als nur einmal tun –, dann gibt es keine Zweifel mehr, und man zieht es durch. Wenn ich zurückkomme, heisst das auch: Ich weiss, was ich in meinem Leben machen will, ich weiss, dass ich Rennfahrerin sein will.

### **Daran hat sich auch nach einem verletzungs-freien Winter nichts geändert?**

Auf dem Schnee bin ich immer motiviert. Ich kann mich an keinen Tag, an kein Schneetraining in diesem Sommer erinnern, bei dem ich nicht mit Freude dabei war und mich nicht auch noch auf die letzten drei Läufe, die noch anstanden, freute.

### **Haben Sie am Ende einer langen Saison nicht genug Schnee gesehen?**

Im Frühling war ich extrem müde. Trotzdem profitierten wir im April noch einmal während zweier Wochen von den super Bedingungen. Ich war nach jedem Lauf so kaputt, dass ich im Schnee liegen blieb, stand aber doch wieder auf und ging erneut an den Start. Wenn ich im Schnee bin, finde ich immer noch etwas Energie.

### **Es muss für Sie schwer vorstellbar sein, nicht mehr Rennfahrerin zu sein.**

Es wird nicht einfach, doch ich bin sicher, dass ich selber merke, wann es so weit ist. Wirklich schwierig wäre es für mich, nicht mehr Ski fahren zu können, doch das ist etwas anderes, als die Karriere zu beenden.

### **Schöner als in Sotschi kann es kaum mehr werden. Was ist das für ein Gefühl, wenn einem ausgerechnet in einer Olympia-Abfahrt der perfekte Lauf gelingt?**

Perfekt ist zu viel gesagt, denn Perfektion gibt es im Skifahren nicht. Ich merkte aber schon auf der Strecke, dass es eine sehr gute Fahrt war. Als ich im Ziel war, stellte ich mir die Frage: Habe ich wirklich alles herausgeholt? Ich konnte sie mit Ja beantworten. Dann erst schaute ich auf die Anzeigetafel. Hätte ich eine Zwei oder Drei gesehen, hätte ich das akzeptieren müssen. Umso schöner, dass die Eins aufleuchtete. Die Zahl passte zu diesem Gefühl auf der Strecke – das Gefühl eines fast perfekten Laufes, das man irgendeinmal erleben möchte. Das ist es, wofür man trainiert.

### **Können Sie dieses Gefühl so speichern, dass es Ihnen im nächsten Winter weiterhilft?**

Es hat mir das Vertrauen zurückgebracht. In das eigene Können und in die Ski. Für mich lässt sich Skifahren mit Reiten vergleichen. Wie ein Pferd muss auch ein Ski unter Kontrolle sein. Ich muss die Zügel trotzdem etwas freigeben, sonst kann man nicht schnell sein. Auch der Ski braucht eine gewisse Freiheit, und diese kann ich ihm nur geben, wenn das volle Vertrauen da ist. In den letzten beiden Jahren konnte ich das nicht. Da hatte ich ihn vom Start bis ins Ziel am kurzen Zügel.

### **Bewahren Sie den Sotschi-Ski bei sich zu Hause auf?**

Da wäre das Chaos zu gross. Er steht im geheizten Kämmerlein von meinem Servicemann. Wir werden ihn bestimmt weiter einsetzen.

### **Wo bewahren Sie die Goldmedaille auf?**

Sie liegt zu Hause auf der Kommode im Wohnzimmer in ihrem *Schächteli*.

### **Schauen Sie sie auch mal wieder an?**

Bewusst nicht mehr. Zu Beginn musste ich mich manchmal vergewissern, dass wirklich wahr ist, was passiert war. Kürzlich nahm ich die Medaille mit zu einem Anlass. Als ich nach Hause kam, liess ich sie in der Tasche. Als ich am nächsten Morgen an der Kommode vorbeiging, merkte ich, dass dort etwas fehlte. Man gewöhnt sich auch an eine Goldmedaille auf der Kommode. >>>



Olympiasiegerin Gisin, 29, in Engelberg.

# Es gibt viel zu entdecken.



Jetzt  
**Neu**

Finden Sie in  
jeder Ausgabe:

- › kulinarische Reisen  
in alle Regionen  
der Schweiz
- › saisonale Wander-  
vorschläge
- › die besten Ausflugs-  
und Geheimtipps

➤ **Bestellen Sie jetzt 3 Ausgaben für nur Fr. 15.-:**

**SMS mit Stichwort  
«BeobachterNatur +  
Name und Adresse»  
an die Nummer 9889  
(20 Rp./SMS)**



**[www.beobachter-natur.ch/abo](http://www.beobachter-natur.ch/abo)**

## Hat sich Ihr Leben durch den Rummel um den Olympiasieg stark verändert?

Was nach Sotschi bei den Weltcup-Rennen in Crans abließ, war Wahnsinn. Ich hätte mir nie vorstellen können, dass in der Schweiz so etwas möglich ist. Da gab es zwei Schulklassen, die im Hotel an zwei Abenden auf Lara und mich warteten, bei der Startnummernauslosung hatte es unglaublich viele Leute, alle zerrten mir an den Ärmeln und den Haaren, alle wollten etwas. In Österreich oder Deutschland bei der WM, als Bode Miller auftrat, sah ich Ähnliches, aber bei uns in der Schweiz? Danach wurde es ziemlich schnell ruhiger. Ich merkte schon, wenn ich irgendwo war, dass die Leute unauffällig tuschelten und auf mich zeigten. Ich finde das herzlich, weil ich ja selber auch so bin, wenn ich am Flughafen Herbert Grönemeyer sehe und nichts zu sagen wage.

## Gab es Heiratsanträge?

Die Leute wissen, dass ich in festen Händen bin.

## Und die Reaktionen in den Social Media? Die Likers und Followers auf Facebook und Twitter werden sich vervielfacht haben.

Facebook zieht bei jedem Erfolg an. Auf Twitter folgen dir eher die Leute, die sich für dich interessieren. Dort kommt es vor allem darauf an, wie viel man mitteilt. Ich folge auch vielen Athleten, weil ich informiert werden will. Wenn ich am Morgen beim Kaffee die Tweets durchscrollte, weiss ich, wo in den Bergen die Trainingsbedingungen am besten sind, wer wo trainiert und wem man sich allenfalls anschliessen kann.

## Lässt Twitter die Fahrerinnen näher zusammenschliessen?

Ich glaube ja. Wenigstens für mich ist es so. Ich habe noch immer Hemmungen, von anderen Athletinnen die Handynummer zu verlangen, für mich ist das etwas sehr Persönliches. Dank Social Media fällt diese Barriere weg. Twitter ist lockerer und unverbindlicher, als wenn ich eine SMS schicke.

## Das kann auch eine Gefahr sein.

Wie bei einem Interview muss ich wissen, dass das, was ich von mir gebe, öffentlich wird. Ist mir das bewusst, sind Twitter und Facebook spannende Tools. Wichtig ist, dass man sich Regeln gibt. Im Winter mache ich alle paar Wochen einen Blog, im Sommer alle zwei Wochen. Ich mache mich nicht zur Gefangenen der Social Media. Während der Trainings und der Rennen habe ich das Nadel nie dabei. Ich bin erst wieder erreichbar, wenn ich im Hotel bin.

## Was läuft in Ihrem Leben abseits der Skipisten? Sie waren ja immer sehr aktiv. Es gab die Fliegerei, das Studium.

Das Fliegen ist noch immer ein Thema. Ich lerne für die Prüfung zur Berufspilotin, beschäftige mich schon mal mit der Theorie. Ich kann mir vorstellen, nach Abschluss der Karriere etwas in diese Richtung zu machen, nicht hauptberuflich, aber neben dem Studium. Dieses habe ich unterbrochen, und ich freue mich darauf, es nach dem Rücktritt wieder aufzunehmen.

## Was studieren Sie?

Physik. Ich habe angefangen, aber nichts abgeschlossen. Das Thema gefällt mir, die Zeit an der Uni war schön, und ich will dort weitermachen.

## Was ist interessant an der Physik?

Zahlen interessierten mich schon, als ich klein war. Ich zerlegte jede Autonummer, ich hatte Spass bei Mathe-Aufgaben, und dann hatte ich am Gymnasium super Lehrer, die mir zeigten, was man mit dem theoretisch Erlernten in der realen Welt machen kann. Physik erklärt alles! Ich kann ausrechnen, warum dieser Stuhl hier so steht und nicht zusammenbricht.

## Auch Skifahren hat einiges mit Physik zu tun.

Darum ist es besonders spannend, weil ich tagtäglich mit diesen Kräften arbeite und die Auswirkungen spüre.

## Haben Sie schon ausgerechnet, welche Kräfte bei einer Abfahrtskurve, die Sie «auf Zug» fahren, wirken?

Es gibt noch keine Methode, wie man dies genau berechnen kann. Für meine Maturarbeit habe ich das auf die einfache Art gemacht. Da muss man den Radius, das Gewicht und die Geschwindigkeit kennen, und dann erhält man das Ergebnis. Auf dem Schnee kommt aber noch anderes dazu. Wenn es Schläge auf der Piste gibt und diese innerhalb von Hundertstel- oder gar Millisekunden auf den Körper einwirken, erhöht das die Kräfte, die entstehen, massiv. Das lässt sich mit Turbulenzen beim Flugzeug vergleichen.

## Wie haben Sie sich für den Olympiasieg von Sotschi belohnt?

Ich habe endlich einen neuen Computer gekauft. Ich hatte seit sieben Jahren ein Macbook, das auseinanderzufallen drohte. Vor vier Jahren sagte ich mir: Beim nächsten Sieg erhältst du ein neues Air-Book. Jetzt hat es halt ein wenig gedauert.

## Wie reagierten die Sponsoren?

Ich hatte extrem viele Anfragen für Events, aber auch von Medien. Gefühlsmässig musste ich von 100 Einladungen 99 ausschlagen, weil mir einfach die Zeit fehlte. Natürlich gab es Anlässe, die ich gerne besucht hätte, aber das Training hatte immer Vorrang.

## Haben Sie auch einen neuen Kopfsponsor gefunden?

Der Vertrag mit Alpiq lief aus. Da war die Goldmedaille für die neuen Verhandlungen sicher ein Vorteil. Ich finde es gut, dass es im Spitzensport einen freien Markt gibt und ich, wenn ich weniger gute Leistungen bringe, auch weniger verdiene. Wenn ich gut verdiene, will ich aber auch zeigen, dass ich es wert bin.

## Wie heisst der neue Sponsor?

IO. Das ist die Whatsapp-Version von Swisscom.

## Ist es wichtig für Sie, dass Sie zu dem stehen können, wofür Sie Werbung machen?

Ja, und deshalb hat es auch etwas länger gedauert, bis wir zum Abschluss kamen. Die Leute identifizieren dich mit dem, was während eines ganzen Winters auf deinem Helm steht. ○

## Jubiläums-Geschenk!

### ARVI feiert sein 10-jähriges Jubiläum!

#### Noch nicht Kunde bei ARVI?

Melden Sie sich hier an, um die zweite Ausgabe des 200-seitigen ARVI Katalogs kostenlos zu erhalten. Spannende Geschichten über die besten Hersteller und Winzer aus der ganzen Welt erwarten Sie!

[www.arvi.ch/ww](http://www.arvi.ch/ww)



THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES

ARVI SA  
VIA PEDEMONTE 1  
CH-6818 Melano

T 091 649 68 88  
F 091 648 33 75

info@arvi.ch  
www.arvi.ch



Eine Art Schleusenwärter: Diener (GLP).



«Limitierende Mechanismen»: Vogler (CVP).



«Gütesiegel» für Volksbegehren: Sommaruga (SP).

## Kastrierte Demokratie

Gerichtsurteile, parlamentarische Vorstösse, eine Geheimgruppe: Die *Classe politique* versucht an allen Fronten, die Volksrechte abzubauen. Am Ende steht gewollte Willkür – und die Herrschaft der Apparatschiks. *Von Peter Keller*

Im Spätherbst ihrer politischen Karriere hat sich Verena Diener noch ein besonderes Projekt vorgenommen: Die Zürcher Ständerätin und mit ihr die Mehrheit der Staatspolitischen Kommission (SPK) wollen die Schweizer Volksrechte umbauen. Umbau heisst in diesem Fall vor allem Abbau. Die *Schweiz am Sonntag* machte publik, worauf die Ideen der Kommission abzielen: Man will die Kriterien erweitern, nach denen eine Volksinitiative für ungültig erklärt werden kann. Dazu sollen neuerdings ein Diskriminierungsverbot gehören oder das Prinzip der Verhältnismässigkeit. Die Politik will sich als eine Art Schleusenwärter der Demokratie installieren. Dieser ständerätliche Mitbericht wurde verfasst im Zusammenhang mit der Erbschaftsteuerinitiative. Er zeigt den Unmut der Kleinen Kammer im Umgang mit Volksbegehren.

### Sommarugas unfreiwillige Pointe

Der Ständerat versuchte bereits, die Ecopop-Initiative für ungültig zu erklären. Hier sei die «Einheit der Materie» nicht gewährleistet, hiess es, weil der Stimmbürger vielleicht der Zuwanderungsquote von 0,2 Prozent zustimmen, aber die damit verbundene Verwendung der Entwicklungshilfegelder für freiwillige Familienplanung ablehnen möchte. Nur: Wo ist das Problem? Wer diese Verknüpfung nicht will, stimmt einfach mit Nein. Oder mit anderen Worten: Im

Zweifelsfall haben umstrittene Volksbegehren einen noch härteren Stand, als sie es sonst schon haben. Damit wäre die Sache erledigt.

Die angedachten Reformansätze sorgen in Wahrheit für weniger Klarheit und mehr Schwammigkeit, die zugunsten des Machtapparates ausgelegt werden kann. Wie stand es um das Kriterium der «Einheit der Materie», als die Schweizer Bevölkerung 2009 über die Weiterführung der Personenfreizügigkeit mit der EU zu befinden hatte? Die Ausstiegsklausel war für den Bundesrat ein gewichtiges Argument, um 2002 eine Mehrheit der Bevölkerung für den freien Personenverkehr zu gewinnen.

Allerdings durften die Schweizer nicht allein über die Weiterführung der Personenfreizügigkeit mit der bisherigen EU abstimmen. Ausgerechnet der Ständerat verknüpfte die Vorlage mit der Ausdehnung der Freizügigkeit auf die neuen Mitgliedstaaten Bulgarien und Rumänien. Ein organisiertes Dilemma: Es war gar nicht mehr möglich, der Weiterführung der Personenfreizügigkeit mit der EU-25 zuzustimmen, ohne auch der fragwürdigen Ausdehnung auf die beiden rückständigen Balkanstaaten beizupflichten. Von «Einheit der Materie» keine Spur. Ein Vorgeschmack auf die Willkür im Umgang mit Volksinitiativen.

Auch das Prinzip Verhältnismässigkeit und das Diskriminierungsverbot spielen den Ber-

ner Apparatschiks in die Hände. Zum Beispiel bei der Volksinitiative «Berufsverbot für Pädophile». Wäre es denn noch «verhältnismässig», wenn ein junger Volleyballtrainer ein lebenslanges Berufsverbot bekommt, nur weil er ein Liebesverhältnis mit einer siebzehnjährigen Spielerin eingegangen ist? Und müssen sich Schweizer Muslime nicht «diskriminiert» vorkommen, weil ihnen der Bau von Minaretten verwehrt bleibt? Alles Steilvorlagen, um missliebige und in diesem Fall erfolgreiche Volksinitiativen frühzeitig auszubremsen. Denn letztlich ist es eine Reihe überraschender Urnengänge, die Bundesbern aufgeschreckt hat: die Zustimmung zu so unterschiedlichen Vorlagen wie der Ausschaffungs- und der Zweitwohnungsinitiative, der Abzocker- und zuletzt der Masseneinwanderungsinitiative.

Bisher wurde versucht, lästige Volksbegehren mittels angeblich übergeordneten Rechts auszubremsen. Erstmals bei der Verwahrungsinitiative von 2006, die nicht therapierbare Sexualstraftäter lebenslanglich hinter Gittern sehen wollte. Verschiedene Professoren sahen darin einen Verstoss gegen die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) und wollten die Initiative für unzulässig erklären. Der Versuch scheiterte. Allerdings wurden seither – mit wenigen Ausnahmen – einfach keine lebenslangen Verwahrungen mehr ausgesprochen.

Nun ist die Durchsetzungsinitiative ins Visier des Bundesrates geraten. Da die Umsetzung der Ausschaffungsinitiative über Jahre hinweg verschleppt wurde, stellte die SVP in einer zweiten Initiative einen fixen Katalog von Straftaten zusammen, die zwingend zu einem Landesverweis für kriminelle Ausländer führen müssten. Von einer Ausschaffung sei nur dann abzu- sehen, wenn zwingendes Völkerrecht verletzt würde, falls etwa dem Straftäter in seinem Heimatstaat Tod und Folter drohten.

Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) beantragte dem Parlament, die Durchsetzungsinitiative für «teilungsgültig» zu erklären, weil darin eine «konkrete Definition des Völkerrechts» enthalten sei, was nicht zulässig sei. Eine unfreiwillige Pointe, denn nicht einmal das zwingende Völkerrecht ist irgendwo verbindlich festgelegt. Wir haben es vielmehr mit einer Ansammlung von Rechtssprüchen und Interpretationen zu tun, einer Spielwiese von Professoren und Richtern, die sich durch Volksinitiativen in ihrer Auslegungsmacht bedroht fühlen.

Umgekehrt spielt die Classe politique gerne über die Völkerrechtsbande, um brisante Initiativen gar nicht erst zur Abstimmung zu bringen. Bisher vergeblich. Doch die Rufe nach einem Verfassungsgericht, welches Volksbegehren vorprüfen und mit einem «Gütesiegel» versehen solle, werden lauter. Der Einführung einer solchen Instanz stand bisher allein

die Angst vor einem Referendum und damit einer Volksabstimmung im Wege. Insofern handelte die Bundeskanzlei durchaus konsequent, als sie im Januar eine (geheime) «Denkgruppe» einberief, um «die Chancen und Herausforderungen zu erkennen, die sich für die politischen Rechte in Zukunft ergeben». Eine wolkige Umschreibung. Auch hier ging es um den schleichenden Abbau der demokratischen Rechte.

### Lästige Volksbegehren ausbremsen

In die gleiche Richtung zielt ein Vorstoss aus der CVP-Fraktion. Im Dezember 2013 reichte Nationalrat Karl Vogler ein Postulat ein, das «limitierende Mechanismen» bei Volksinitiativen fordert. Der Obwaldner Parlamentarier will sich dabei nicht mit einer Erhöhung der nötigen Unterschriftenzahl (heute 100 000) begnügen. Er wünscht sich zusätzlich neue, «kreative Ansätze», um die Zahl der Volksinitiativen runterzubringen. So könnte er sich vorstellen, sagte Vogler gegenüber der *Neuen Zürcher Zeitung*, «dass die Stimmbürger eine Initiative nur noch auf der Gemeindekanzlei unterschreiben können», was von ihnen eine «aktivere Rolle» verlange als das Signieren auf der Strasse.

Zudem schwebt ihm eine Art Kautionsvorlage, die von den Initianten zu hinterlegen sei. Eine Geldbeutel-Schikane. Was muss man sich unter dieser Kautionsvorstellung vorstellen? Die Opferfamilien, die die Verwahrungsinitiative fast im Allein-

gang stemmten, hätten noch zusätzlich einen Geldbetrag hinterlegen müssen? In welcher Höhe? Und würde dieser verfallen, wenn eine Initiative nicht zustande kommt oder nicht genügend Prozentpunkte erreicht? Und an wen würde das Geld gehen? An den Staat?

Den Vorstoss unterschrieben mehrheitlich Vertreter von CVP und BDP – und ein Sozialdemokrat: der Waadtländer Nationalrat Roger Nordmann. Die Flut an Volksinitiativen überfordere unser System, findet der SP-Fraktionsvizepräsident – auch bei der Finanzierung der Kampagnen. Zudem gebe es, so Nordmann, das Problem von «lügnerischen Initiativen». Als Beispiel nennt er die Initiative vom 9. Februar, die vordergründig gegen die Masseneinwanderung zielte, tatsächlich aber den Verzicht auf die bilateralen Verträge bezweckt habe.

Interessante These. Aber entspricht sie den Tatsachen? Wer soll Initiativen auf ihre wahren Motive überprüfen? Bundeseigene Psychologen? Ein «Rat der Weisen», wie er dem Völkerrechtler Daniel Thürer vorschwebt? Fragen, die den Mitunterzeichner des Vorstosses, FDP-Nationalrat Andrea Caroni, skeptisch machen: «Ich habe mir zu den Volksrechten schon viele Gedanken gemacht. Aber nichts ist besser als der Status quo.» Diese Einsicht unterscheidet ihn von den übrigen «Reformern» der Demokratie: Verena Diener und Co. wollen die Volksrechte kastrieren – und ihre eigene Macht stärken. ○

# Sri Lanka – Perle im Indischen Ozean

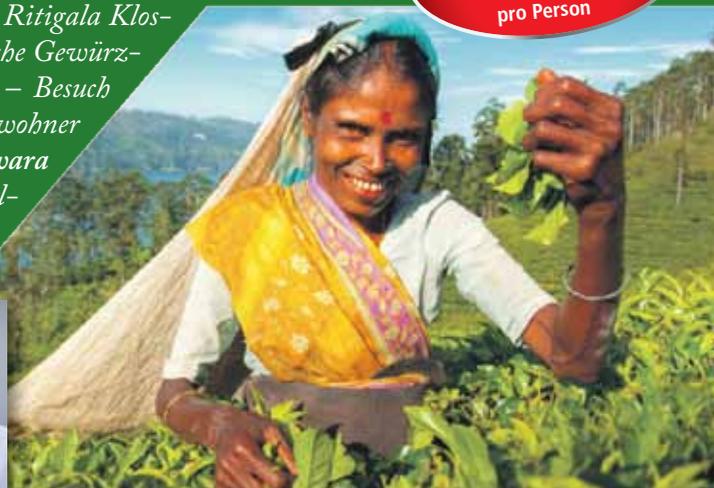
## Höhepunkte der Rundreise:

Colombo – Königsstadt Anuradhapura und Kloster Mihintale – Überreste des Ritigala Klosters – Polonnaruwa mit Sirigiya Monolith – Steintempel Dambulla und typische Gewürzgärten – Kandy mit „Tempel des Zahns“, Vorführung traditioneller Tänze – Besuch Elefantenwaisenhaus in Pinnwala – In Dambana Kennenlernen der Ureinwohner Sri Lankas – Ins Zentrum der weltbekannten Teeproduktion Sri Lankas: Nuwara Eliya – Wanderung im Horton Plains Nationalpark – Safari im Yala Nationalpark.

Badeverlängerung: Badeverlängerung in Beruwala im Hotel Eden & Spa <sup>\*\*\*</sup> möglich.

Ihre Deutsch sprechende Reiseleitung Ravi: Der gebürtige Sri Lanker lebte lange Zeit in Deutschland, wo er als Reiseleiter für diverse namhaften Reiseveranstalter tätig war. 1987 kehrte er in sein Heimatland zurück und begleitete weiterhin Deutsch sprechenden Gruppen. Er kennt ihre Bedürfnisse und Anliegen sowie Interessen bestens und wird Ihnen das Land näher bringen.

Bestellen Sie jetzt unser Detailprogramm.



13 Tage bereits ab  
**2890** <sup>CHF</sup>  
pro Person

**Inklusive:** Emirates Linienflüge Zürich-Colombo-Zürich jeweils via Dubai, Economy Class / Flughafen- gebühren / 11 Übernachtungen in guten Mittelklasshotels / Halbpension / Alle Ausflüge und Eintritte gemäss Programm / Deutsch sprechende, lokale Reiseleitung Ravi / Reiseführer / Kundengeldabsicherung

## Reisedaten + Sofortpreise bei Buchung bis 30.11.14

Nr.	von/bis	Sofortpreis	Normal
2	27.01. – 08.02.15	2890	<del>3090</del>
3	24.02. – 08.03.15	2990	<del>3190</del>
4	17.03. – 29.03.15	2990	<del>3190</del>
5	14.04. – 26.04.15	2890	<del>3090</del>
6	19.05. – 31.05.15	2890	<del>3090</del>
7	09.06. – 21.06.15	2890	<del>3090</del>

 REISEGARANTIE



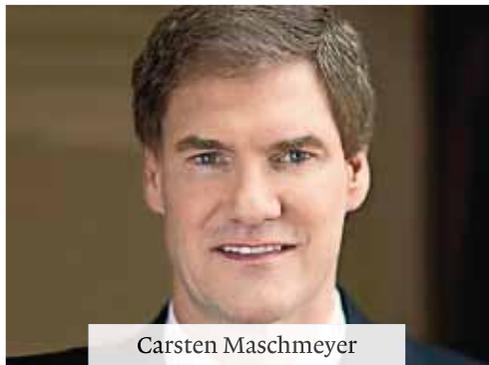
Alle Preise pro Person in CHF.  
Mindestteilnehmerzahl: 10 Personen.  
Änderungen vorbehalten.

Dufourstrasse 157 - 8034 Zürich  
Tel. 044 384 93 93  
www.bischofberger-reisen.ch

**bischofberger**  
**reisen**  
Ihr Rundreisen Spezialist



José Manuel Barroso



Carsten Maschmeyer



Carla Del Ponte



Ottmar Hitzfeld



Philippe Gaydoul



Roger Köppel

No Risk – No Fun

# Alpensymposium 2015

Europa ist das Hauptthema am 13. Alpensymposium in Interlaken. Mit dem Auftritt von José Manuel Barroso, der sich – kurz nach seinem Abtreten als EU-Kommissionspräsident – der Diskussion stellt, ist für Hochspannung gesorgt. Weitere Teilnehmer sind die unerschrockene Verbrecherjägerin Carla Del Ponte, der erfolgreiche Fussballtrainer Ottmar Hitzfeld und Weltwoche-Herausgeber Roger Köppel.

Erneut präsentiert das Alpensymposium führende Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Sport und Kultur und gibt Ihnen die Möglichkeit, sich aus erster Hand zu informieren sowie sich in einem einzigartigen und hochkarätigen Netzwerk einzubringen. «Mutige Innovationen, riskante Ideen und kühn genutzte Chancen rücken wir in den Mittelpunkt», sagt der Organisator Oliver Stoldt. «Ich bin mir sicher, dass die Besucher an den beiden Symposiums-Tagen höchst spannende, emotionsgeladene und einzigartige Momente erleben werden, nicht zuletzt auch zum Thema Europa.»

Kontroverse Standpunkte sind garantiert: Neben dem Auftritt von José Manuel Barroso, dessen Amtszeit als EU-Kommissionspräsident vor allem von der Euro-Krise und der EU-Osterweiterung geprägt war, steht eine Podiumsdiskussion «Wo geht es in und mit Europa hin?» mit Economiesuisse-Direktor Heinz Karrer, dem deutschen FDP-Chef Christian Lindner und Weltwoche-Herausgeber Roger Köppel auf dem Programm. Traditioneller Schwerpunkt am Symposium ist das Thema «Unternehmertum» – dieses Jahr unter anderem mit Financier Carsten Maschmeyer und Google-Schweiz-CEO Patrick Warnking. Das Programm wird wie immer mit dem CSS-Networking-Dinner «Vernetzt in die Zukunft» am ersten Symposiums-Abend abgerundet. Freuen Sie sich auf persönliche Gespräche mit den Referentinnen und Referenten während des Dinners.

**Referenten:**

**Ottmar Hitzfeld, Fussballtrainer**  
«Sieg und Niederlage»

**Carla Del Ponte, ehem. Chefanklägerin des Uno-Tribunals**

**Richard C. Schneider, ARD-Chefkorrespondent in Tel Aviv**  
«Entwicklungen im Nahen Osten und mögliche Konsequenzen für Europa»

**Conchita Wurst, Siegerin des European Song Contest 2014**  
«Toleranz»

**Heinz Karrer, Präsident Economiesuisse**  
«Schweizer Wirtschaft – quo vadis?»

**Christian Lindner, Bundesvorsitzender der FDP (Deutschland)**

**Roger Köppel, Herausgeber Weltwoche**  
«Die Zukunft der Schweiz innerhalb Europas – Politik und Wirtschaft»

**Evelyne Binsack, Bergführerin, Helikopterpilotin, Extremsportlerin**  
«Darauf, wie gut man gekämpft hat, kommt es an!»

**Julia Engelmann, Schauspielerin und Poetry-Slammerin**  
«One day – eines Tages, Baby»

**Philippe Gaydoul, Unternehmer**  
**Carsten Maschmeyer, Unternehmer**

## Platin-Club-Spezialangebot

### 13. Alpensymposium

Dienstag, 13. Januar, und Mittwoch, 14. Januar 2015  
«Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa» in Interlaken.

### Teilnahmegebühren (zzgl. MwSt.):

Package-Preis für Abonnenten:  
Fr. 1495.– (ohne Abo: Fr. 1625.–)

### Das Spezial-Arrangement beinhaltet:

- 1 Übernachtung mit Frühstücksbuffet im «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa», Interlaken
- Freie Nutzung des Hallenbads und Spa mit Sauna und Dampfbad
- Eintritt zum 13. Internationalen Alpensymposium
- Welcome-Kaffee an beiden Konferenztagen
- Pausenkaffee während der Konferenz und zwei Mittagessen
- Laurent-Perrier-Champagner-Aperitif
- Teilnahme am Networking-Dinner (inkl. Tischgetränke)

### Anmeldung:

www.weltwoche.ch/platinclub oder direkt beim Veranstalter: Telefon 044 718 48 00, E-Mail: janin.heukamp@alpensymposium.ch. Bitte geben Sie bei der Buchung Ihre Abo-Nummer bekannt.

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Welches Freilichtmuseum?

Die Vereinigung «Operation Libero» hält sich für die progressive Elite des Landes, pflegt selber jedoch ein überkommenes Bild der Schweiz. Ihre Manifeste triefen von Klischees. Ihr Dogma der totalen Offenheit ist überholt. *Von Lukas Voellmy*

In den letzten Tagen trat eine Vereinigung von jungen Akademikern unter dem Namen Operation Libero in Erscheinung. Sie setzen sich für eine weltoffene Schweiz ein. Nach der Abstimmung des 9. Februar zur Masseneinwanderung sehen sich die Mitglieder als Gegenpol zu einer ländlichen, isolationistischen, rückwärts-gewandten Schweiz. Dabei bemerken sie nicht, dass diese Schweiz gar nicht mehr existiert.

Der Online-Appell trägt den Titel «Chancenland statt Freilichtmuseum». Ich würde gerne wissen, wo sich dieses Freilichtmuseum befindet. Selbst der Kanton Obwalden ist heute geprägt von internationalen Unternehmen, und am Bahnhof Sarnen trifft man auf Einheimische mit Migrationshintergrund aus allen Ecken der Welt. Auch die letzten Bastionen der Heidi-Schweiz sind längst gefallen. Die jungen Intellektuellen führen einen Kampf gegen einen imaginären Gegner.

Die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative wie auch der Ausschaffungs- und Minarettinitiative wird als Symptom eines allgemeinen Klimas von «Zurückhaltung, Angst und Verweigerung» gesehen. Eine offensichtliche Fehldiagnose: Tatsächlich ist die Schweiz heute das globalisierteste Land Europas. Wer die genannten Abstimmungsergebnisse einfach so interpretiert, dass eine rückständige Land-(oder Vorstadt-)Bevölkerung die progressiven Städter überstimmt hat, der zeigt eine bemerkenswerte intellektuelle Bequemlichkeit. Wann immer es in den letzten Jahren Abstimmungen gab, in denen die konservative Schweiz der sogenannten progressiven Schweiz gegenüberstand, unterlag die konservative Seite. Schweizer Stimmbürger sprachen sich deutlich für die Rechte der Homosexuellen oder für die staatliche Förderung von Kinderkrippen aus, um nur zwei Beispiele zu nennen.

Es ist bezeichnend, dass sich die Exponenten der Operation Libero nur auf die Einwanderung und die Öffnung nach aussen beziehen, wenn sie der Schweizer Stimmbevölkerung vorwerfen, sie sei rückwärts-gewandt oder illiberal. Geht ja auch nicht anders, denn bei allen anderen Themen zeigen sich die Schweizer progressiv und liberal. Wenn man «liberal» aber darauf reduziert, dass man Einwanderung bedingungslos befürworten und Einwanderern möglichst schnell und ohne jegliche Gesinnungsprüfung das Bürgerrecht geben sollte, wie das die Operation Libero fordert, ist das eine etwas gar enge Definition des Begriffes.

Dass es mit den unbequemen Abstimmungsergebnissen nicht so einfach ist, wie es die Initianten gerne sehen, lässt sich anhand einer Passage in einem ihrer Manifeste illustrieren. Sie schreiben, unser Land drohe angesichts der jüngeren Abstimmungsergebnisse in eine «vorliberale Vergangenheit» zurückzufallen. Nur sind einige dieser Abstimmungsergebnisse wohl genau deshalb so ausgefallen, weil ein Teil der Abstimmenden befürchtete, dass eine allzu liberale Einwanderungspolitik die Schweiz in ein vor-liberales Zeitalter zurückfallen lässt. Eine restriktivere Einwanderungspolitik lässt sich plausibel damit begründen, dass man die tolerante, liberale Schweiz mit ihrem ausgebauten Sozialstaat erhalten möchte. Kann man einer Bevölkerung, die dem Ausbau von Rechten für Homosexuelle zustimmt, jedoch den Bau von Minaretten ablehnt, wirklich vorwerfen, sie betrachte «jede Veränderung als Bedrohung», wie es im Appell der Operation Libero heisst?

## Sie leben in der Vergangenheit

Die Stimmbürger zeigten sich in den letzten Jahren in gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Fragen liberal, jedoch skeptisch gegenüber einer bedingungslosen Öffnung nach aussen. Sie nehmen damit die richtige Politik für das 21. Jahrhundert vorweg. Die bedingungslose Öffnung der Schweiz, wie dies die

Operation Libero fordert, kann kein Rezept für die Zukunft sein. Die Feinde der freien Gesellschaft in Europas Nachbarschaft, sei es im Süden oder im Osten, werden voraussichtlich weiter an Macht gewinnen. Südlich der Sahara findet eine Bevölkerungsexplosion statt, verbunden mit dem absehbaren, massiven Druck der Migration nach Europa, mehrheitlich von Menschen ohne grundlegende Bildung.

Die grosse Herausforderung für die Politiker dieses Jahrhunderts wird es sein, unsere aufgeklärte, fortschrittliche und tolerante Gesellschaft durch diese Zeiten zu führen, im Gegenstrom zu wirtschaftlichen, militärischen und demografischen Trends. Was wir brauchen, sind Rezepte, wie die Schweiz ihre Stellung in der Welt, ihre Weltoffenheit und ihre Internationalität erhalten kann, ohne offen zu sein für alle und alles. Die Politik konnte die Stimmbürger bisher nicht davon überzeugen, dass sie fähig ist, diesen Weg zu gehen.

Die Kritik, die Schweiz sei rückwärts-gewandt und fürchte sich vor Veränderungen, trifft ins Leere. Zahlreiche Abstimmungsergebnisse sowie die tatsächliche Entwicklung der letzten Jahre zeugen vom Gegenteil. Es sind vielmehr die Initianten der Operation Libero, welche in einer Welt leben, die es nicht mehr gibt.

**Lukas Voellmy**, 28, kommt aus Zürich und doktoriert in Volkswirtschaftslehre an der Universität Bern.



*Kampf gegen einen imaginären Gegner: Geroldareal in Zürich.*

## Fundierte Recherchen im «Taschen- format».

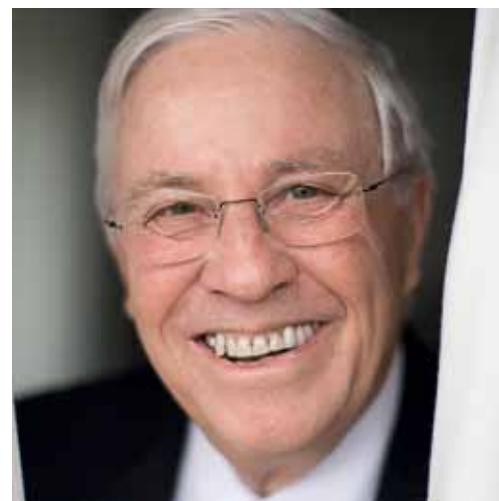
Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



Jetzt  
downloaden!



«Gleichgeschaltete Kohorten»: alt Botschafter Woker.



«Euro-Angsthasen»: alt Bundesrat Blocher.

## Unanständig

Verblüffend: Ein Vertreter der Weltoffenheit und des friedlichen Miteinanders hört sich an wie ein Antidemokrat.

Von René Zeyer

«Rechtsnationale Rumpelstilzchen», «Euro-Angsthasen», das ist noch harmloses Dummschwätzen. Ein «Grossmaul aus Herrliberg» mit seinen «gleichgeschalteten Kohorten» habe sich «eine Mehrheit gekauft», die SVP insgesamt vertrete «teilweise faschistoides Gedankengut» und «bedient sich entsprechender Methoden», angeführt von «einem einzigen Rattenfänger von Herrliberg», das geht nicht.

Man traut seinen Augen nicht, dass ein Alt-Botschafter der Schweiz und ein Lehrbeauftragter «für Handlungskompetenz» an der Uni St.Gallen tatsächlich in der Internetzeitung *Journal 21* so etwas veröffentlichen darf. Der Verfasser Daniel Woker gehört zum Autorenteam, wie ich übrigens auch. Woker ist zudem als «Eurorealist» Unterzeichner des Appells «Die Schweiz in Europa» (CH-in-Europa). Diese neue Kampf-Formation von Euro-Turbos trat in der Sonntagspresse zum ersten Mal als «Vereinigung von über 100 Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur» mit einem «Aufruf besorgter Bürgerinnen und Bürger» in Erscheinung. Leider hat niemand so recht verstanden, wozu und wogegen sie aufrufen.

### «Gleichgeschaltete Kohorten»

Aber Woker schreibt nun Klartext. Unter dem Titel «Die Eurorealisten treten endlich an»\* tritt er zu. Man muss nicht strammer Anhänger der SVP oder glühender Bewunderer von Christoph Blocher sein, um seine Wortwahl als zutiefst unanständig, widerlich, abstossend und menschenverachtend zu empfinden. Es gibt zwei Grenzen, die bei Polemik niemals

überschritten werden dürfen. Das persönliche Verächtlichmachen des politischen Gegners und die Abqualifizierung seiner Anhänger beispielsweise als «gleichgeschaltete Kohorten». Erschwerend kommt der Vorwurf hinzu, die immerhin grösste Partei der Schweiz bediene sich faschistoider Methoden.

«Faschistoid» ist eine Abschwächung von «faschistisch», und darin enthalten sind Antisemitismus, Rassismus, Antikommunismus, kurz: eine zutiefst antidemokratische Weltanschauung, die zu ihrer Durchsetzung vor nichts zurückschreckt. Nicht vor Diktatur, Liquidierung des Gegners, Massenmord oder Krieg.

Wer meint, nur er sehe das Licht, die einzig mögliche Lösung, das Heil, ist ein Fanatiker. Wer Andersdenkende, gar die Mehrheit der Schweizer Stimmbürger dermassen abqualifiziert, ist gefährlich. Denn er ist zu allem fähig. Wer behauptet, das Ergebnis einer demokratischen Abstimmung sei «gekauft» worden und das Volk habe sich halt «getäuscht», nur weil ihm das Resultat nicht passt, begibt sich ausserhalb des erlaubten demokratischen Diskurses und entlarvt sich als Antidemokrat.

Es ist kein Ruhmesblatt fürs *Journal 21*, dass es nicht bereit war, diesen Kommentar von mir zu veröffentlichen, mit der aberwitzigen Begründung, er «verzerrt Wokers Position». Es ist kein Ruhmesblatt für «Die Schweiz in Europa», solche Anhänger zu haben.

\* <http://www.journal21.ch/die-eurorealisten-treten-endlich-an>

# Kuscheln mit Widmer-Schlumpf

Einst war es für Politiker und Showgrössen eine Mutprobe, zu Viktor Giacobbo in die Sendung zu gehen. Heute ist das anders. Der Satiriker macht Kurt Aeschbacher als einfühlsamstem und sanftestem Talker des Landes Konkurrenz. Von Rico Bandle

Letzten Freitag herrschte Jubelstimmung bei den Machern der ZDF-Satiresendung «Heute-Show». Sie waren aus dem deutschen Bundestag ausgesperrt worden, erhielten keine Drehbewilligung im Berliner Parlamentsgebäude. Die bissigen Komiker, die Woche für Woche Politiker von ihrer unvorteilhaftesten Seite zeigen, kosteten dieses «bodenlose Unrecht» genüsslich aus – im Wissen, dass für einen politischen Satiriker eine solche Aussperrung die höchste Form der Anerkennung ist. Zwei Tage später hatte auch die Schweizer Satiresendung «Giacobbo/Müller» Grund zu feiern. Einen ganz anderen Grund allerdings. Mit Eveline Widmer-Schlumpf stellte sich erstmals eine Bundesrätin als Gast zur Verfügung.

Die Vorfreude war gross. Jetzt also konnte Widmer-Schlumpf endlich mal jemand all die Fragen stellen, die sich sonst niemand zu fragen getraut. Doch Viktor Giacobbo machte keine Anstalten, von diesem Privileg des Satirikers Gebrauch zu machen. Schon die erste Frage erwies sich als eine Verbeugung, als Ehrerbietung gegenüber dem hohen Gast: «Sie sind eine weitgereiste Frau, das ist ja unheimlich, wenn man sieht, wo Sie allein letzte Woche überall waren und unsere Schweizer Interessen vertreten. Sie waren sowohl in den USA als auch in Luxemburg und dann noch am eigenen Parteitag, das war wohl das Schlimmste. Wie ist das, wenn man immer so herumreist? Haben Sie keine Mühe mit dem Jetlag, den anschliessenden Sitzungen?»

Nun gut, da war eine Andeutung eines Seitenhiebchens gegen den BDP-Parteitag. Aber sonst? Soft-Talker Kurt Aeschbacher hätte die Frage nicht anders formuliert. Die mediengewandte Bundesrätin antwortete souverän, sympathisch: «Nein. Ich bin Mutter von drei Kindern, hab dann noch gearbeitet in der Nacht, ich kann den Jetlag gut mit Arbeiten übertünchen.» Dann ging es darum, wie kompliziert all die Steuerfragen seien (Giacobbo: «Ich bewundere jemanden wie Sie») und wie schwierig es doch sei, solche Themen zu vermitteln. Die Bundesrätin gab sich betont entspannt, man glaubte fast, sie fühle sich unterfordert von dem devoten Fragesteller. Dass es sich um eine Satiresendung handelte, war nur noch durch das «Giacobbo/Müller»-Logo im Hintergrund erkennbar.

Dass Giacobbo freiwillig darauf verzichtet, die ihm zustehende Narrenfreiheit in Anspruch zu nehmen, fällt schon länger auf. Letzte Woche war der vife FDP-Nationalrat Andrea Caroni in der Sendung zu Gast und

enttarnte Giacobbos Harmlosigkeit schon bei der ersten Frage. Der Komiker schmeigte sich wie üblich seinem Gast an, attestierte ihm, er sei doch in allen Belangen perfekt, habe in Harvard studiert, mit Bestnoten abgeschlossen, sei allseits beliebt. «Gibt es irgendwo auch einen schwarzen Fleck auf Ihrer Weste?» – «Wäre es nicht der Job des Satirikers, diesen auszugraben und heute Abend zu präsentieren?», antwortete Caroni. Giacobbo reagierte etwas perplex auf diesen treffenden Einwand: Es wirke doch sympathisch, wenn der Gast seine Schwächen selbst vortrage, sagte er. In dieser Aussage steckt die ganze Misere von «Giacobbo/Müller»: Das Bemühen ist stets spürbar, bei allen gut anzukommen, selbst bei jenen, die man auf die Schippe nimmt.

## Ist diese Bundesrätin «sehr sexy»?

Dies wurde letzten Sonntag voll und ganz erreicht. Die Finanzministerin sagte, sie finde Steuerklärungsausfüllen «so etwas Furchtbare», deshalb überlasse sie das ihrem Mann, zudem machte sie ein Witzchen über die Körperfülle Mike Müllers – schon hatte sie das Publikum im Sack. Giacobbo lieferte Widmer-Schlumpf brav die Steilpässe, die Bundesrätin brauchte nur noch ins leere Tor zu schiessen.

Giacobbo war entzückt, lächelte seinen Gast unentwegt an. Auch das Publikum reagierte

begeistert. Vollends in Jubel brachen am nächsten Tag die Boulevardmedien aus. Sie erklärten die Bundesrätin zur Heilsbringerin: «Widmer-Schlumpfs Humor könnte BDP retten», titelte *20 Minuten*, «Widmer-Schlumpf muss <Giacobbo/Müller> retten», die Online-Ausgabe des *Blicks*. Die gedruckte Ausgabe des *Blicks* setzte noch einen drauf. Das Blatt schrieb der Bundesrätin eine Liebeserklärung und teilte ihr seine «uneingeschränkte Bewunderung» mit: «Sie, Frau Widmer-Schlumpf, haben die Talkmaster gebändigt. Wie eine Amazone. Ohne Peitsche, dafür mit Humor, Selbstbewusstsein, Sachverstand und Ihren stets hochgezogenen Augenbrauen. Prädikat: sehr sexy.» Der *Blick* bot unfreiwillig die bessere Satire als «Giacobbo/Müller».

Die Politiker werden fortan Schlange stehen für einen Auftritt bei «Giacobbo/Müller», sofern sie es nicht längst machen. Viktor Giacobbo und Mike Müller nehmen dies wohl mit Genugtuung zur Kenntnis. So ist die Satire im Land von Konsens und Konkordanz: Während die Satiriker in Deutschland sich dafür auf die Schultern klopfen, dass sie ausgesperrt werden, ist es hier gerade umgekehrt. Von allen geliebt zu werden, nirgends anzuecken, gilt als erstrebenswert. Deshalb ist «Giacobbo/Müller» ähnlich wie die auf Harmonie bedachte Schweizer Politik: meistens etwas langweilig. ○



Satire machen andere: Giacobbo und Widmer-Schlumpf am letzten Sonntag.

# Jagdfreunde

Mit ihrem Start-Up True Wealth wollen Digitec-Gründer Oliver Herren und Physiker Felix Niederer die Vermögensverwaltung in der Schweiz umkrepeln. Eine abenteuerliche Unternehmergeschichte in fünf Akten. Von Florian Schwab und Fabian Häfeli (Bild)

Oliver Herren, 35, ist einer der «Mini-Zuckerbergs» der Schweiz. So hat der *Blick* die Gründer von Digitec getauft, als sich die Migros vor zwei Jahren für mehrere Millionen Franken an dem Online-Elektronikhändler beteiligte. 140 Millionen war das Unternehmen damals laut Migros-Bilanz wert. Wenn Herren in den nächsten Tagen auf den Bildschirm seines Smartphones oder Computers blickt, interessiert ihn allerdings weniger, wie viele Flachbildfernseher, Digitalkameras und Handys Digitec verkauft hat. Nein, Oliver Herren wird gebannt verfolgen, wie viele neue Kunden ihr Geld seiner neuen Firma anvertrauen, dem Finanzdienstleister True Wealth. Oder wie viele Interessenten ein Testkonto eröffnen.

Seit Donnerstag ist True Wealth am Markt und verschafft Anlegern Zugang zu Investmentlösungen, welche bei Privatbanken erst millionenschweren Kunden für teures Geld offenstehen. Bei Herrns neuer Firma ist man schon ab 10 000 Franken dabei.

Damit tritt True Wealth in einen hartumkämpften Markt ein. Die Schweiz ist weltweit noch immer der wichtigste Standort für die Vermögensverwaltung – der Platzhirsch. Allerdings ist ihr Anteil am globalen Geschäft in den letzten Jahren geschrumpft. Viele Privatbanken kämpfen ums Überleben, da die regulatorischen Anforderungen gestiegen sind und das Bankkundengeheimnis als internationales Verkaufsargument wegfällt. Zudem sind die Kosten für repräsentative Räumlichkeiten und qualifizierte Kundenberater hoch. Sowohl die Ertrags- als auch die Kostenseite sorgen in vielen Chefetagen für Verzweiflung. Diese Szenerie betritt True Wealth als neuer Anbieter. Das Ziel: die Internetrevolution in der Vermögensverwaltung. Das braucht unternehmerischen Mut.

Seit den frühen Anfängen begleitet die *Weltwoche* das Vorhaben von Oliver Herren und seinem Compagnon Felix Niederer. Die Entstehungsgeschichte in fünf Akten:

## 1. Akt: Es funkt am Lagerfeuer

Irgendwann im Frühling 2012 verschickte Felix Niederer, wie so häufig, eine Einladung zu einer Grillparty an seine Freunde. Der junge Physiker (Jahrgang 1973) mit ETH-Diplom blickte da bereits auf eine reichhaltige berufliche Erfahrung zurück. Nach dem Studium war er zunächst einige Jahre bei Industrieunternehmen tätig gewesen. In den goldenen Zeiten der Schweizer Finanzbranche, Mitte des letzten Jahrzehnts,

wechselte er erst zur Swiss Re, wo er die komplexen Risiken, denen die Rückversicherung ausgesetzt ist, mit eigenen Modellen und Computerprogrammen analysierte. Später dirigierte er als Portfolio-Manager bei der Schweizer Niederlassung der LGT rund 200 Millionen Schweizer Franken.

Unter Niederers Gästen an dem Abend ist auch ein Bekannter, mit dem er seit Jahrzehnten befreundet und gar entfernt verschwägert ist: Digitec-Mitgründer Oliver Herren. Herren befindet sich gerade in der Abschlussphase der Beteiligungsgespräche mit Migros-Präsident Herbert Bolliger. Davon weiss Felix Niederer nichts, als er seinen Freund am Schluss der Feier auf eine Geschäftsidee anspricht.

Bei ein paar Bier wundert er sich, wie wenig innovativ die grossen Schiffe der Vermögensverwaltung unterwegs sind: Veraltete Softwarelösungen und das Vertrauen darauf, dass es schicke Büros und ein guter Espresso im Besprechungsraum auch in Zukunft richten werden, bestimmen das Selbstverständnis. Niede-

## Das ist der Kern ihrer Idee: die Anlagestrategien der Millionäre für jedermann zu erschliessen.

rer schwärmt von den Chancen aus einer intelligenten Verbindung zwischen dem Internet und der Finanzindustrie. Es gebe eine junge Generation, die auf das Mittagessen mit dem Kundenberater keinen Wert lege, sondern online kommunizieren und rasch entscheiden wolle. Zudem sei die Branche weltweit im Umbruch, und die Schweizer Vermögensverwaltung laufe Gefahr, die Internetrevolution zu verschlafen. Von der Messung der Risikobereitschaft beim Kunden über die Zusammenstellung eines passenden Portfolios bis hin zum Börsenhandel werde zu vieles noch «von Hand» gemacht, so dass sich der Aufwand bei kleinen Kunden gar nicht erst lohne. Standardisierung und Automatisierung hätten in anderen Märkten längst Einzug gehalten, nur nicht in der Vermögensverwaltung.

Der «Mini-Zuckerberg» hört aufmerksam zu. Und sagt erst einmal nichts. Doch Niederers Ideen beschäftigen ihn. Insbesondere, nachdem er durch den Teilverkauf von Digitec privat zu einer ansehnlichen Finanzkraft geworden ist. Damit ist er, finanziell betrachtet, ein gemachter Mann. Der *Blick* schreibt, Herren und seine Digitec-Mitgründer «müssten nie

mehr arbeiten – und tun es doch». Und wie er arbeitet: An einer nächsten Grillfeier geht Herren auf Niederer zu. Ob sie nicht zusammen ein Unternehmen wagen wollten? Niederer sagt zu. Online geht es an die Detailplanung, und es bildet sich das Muster heraus, das charakteristisch für die weiteren Entwicklungsschritte von True Wealth wird: Man spricht sich vor allem im Internet ab, tauscht über eine spezialisierte Website die Konzepte, Gedanken und Verträge aus.

## 2. Akt: Auf der Pirsch

True Wealth ist geboren. Oliver Herren reserviert kurzentschlossen die Internetseite Truewealth.ch. Sein Geschäftspartner Felix Niederer tauscht per Ende 2012 seine LGT-Stelle gegen eine Beteiligung an True Wealth ein und beginnt, von zu Hause aus an der Software zu feilen. Oliver Herren bleibt bei Digitec angestellt – bis heute.

Der äussere Auftritt Herrns liefert nicht den geringsten Hinweis auf die «Mini-Zuckerberg»-Dimension seiner Persönlichkeit. Er tritt mit Understatement auf, kleidet sich betont leger und legt auf Symbole des beruflichen Erfolgs keinen Wert. Wer ihn nicht kennt und ihn auf seine Arbeit anspricht, geht mit der Überzeugung davon, Herren programmiere Websites wie Tausende andere auch. An einem Treffen wundert sich der Jungunternehmer darüber, dass seine Putzfrau ihren Säuglingen neue Markenkleidung kauft, während das Ehepaar Herren bei seinen zwei Töchtern und seinem Sohn auf Secondhandshops zurückgreift. Auch Felix Niederer ist Vater von einer Tochter und einem Sohn.

Der Name des Selfmade-Millionärs Oliver Herren spricht sich auch bei einigen Privatbanken herum, die um die Gunst buhlen, sein Vermögen verwalten zu dürfen. Herren macht sich daran, systematisch Angebote einzuholen. Mit geballter Rechenkraft analysiert der Physiker Felix Niederer kritisch die Bankofferten, die jetzt täglich bei seinem Geschäftspartner eingehen. Schonungslos seziert er die ausgeklügelten Gebührenmodelle von UBS über Credit Suisse bis zu kleinen Privatbanken und Goldman Sachs: hier ein Viertelprozent für die Währungsumrechnung, dort ein ganzes Prozent für die Depotführung, da verdächtig hohe Kosten bei jeder Umschichtung der Wertpapiere. Aus seinem Geschäft mit institutionellen Kunden weiss Niederer: Das geht genauso gut auch günstiger. Indem man die



«Das geht auch günstiger»: True-Wealth-Gründer Niederer und Herren (r.).

Anlageentscheidungen und die Ausführung der Börsenaufträge automatisiert und sie den unumstösslichen Gesetzmässigkeiten der Finanzmärkte anpasst.

Das ist der Kern der True-Wealth-Geschäftsidee: die Anlagestrategien der Millionäre kostengünstig für jedermann zu erschliessen. Wer dabei an komplizierte Finanzprodukte denkt, deren Mathematik selbst für Eingeweihte nur schwer zu durchschauen ist, täuscht sich: Oliver Herren pochte von Anfang an darauf, dass True Wealth für den Kunden so einfach wie möglich ist. Von den Widrigkeiten des Börsenhandels sollte möglichst nichts sichtbar sein, auch wenn

eine ausgeklügelte Mathematik unter der Oberfläche ihr Werk tut.

Die Vermögensverwaltungs-Website True Wealth ist auf den drei Buchstaben ETF aufgebaut. ETF bedeutet Exchange-Traded Fund und bezeichnet Anlagefonds, bei denen nicht ein Fondsmanager einzelne Titel auswählt («aktive» Strategien). Stattdessen kauft ein ETF automatisch alle Wertpapiere eines bestimmten Marktsegments, und zwar genau in dem Verhältnis, in dem die einzelnen Wertpapiere in dem betreffenden Marktsegment wertmässig vertreten sind («passive» Strategie). In einem ETF auf den Schweizer Börsen-

index SMI befinden sich die Aktien der 20 SMI-Titel genau in den Mengen, wie sie am Markt insgesamt gehandelt werden. Zusätzlich zu solch regionalen ETFs (z. B. Schweizer Aktien), gibt es auch ETFs auf einzelne Branchen (z. B. Beispiel Konsumgüter), bestimmte Kategorien von Obligationen oder Rohstoffen.

Aus Sicht eines kleineren Anlegers bieten ETFs viele Vorteile: Sie sind günstiger als andere Fonds, weil kein aktives Management bezahlt werden muss. Sie erlauben mit begrenztem Einsatz eine sehr grosse Diversifikation über Anlageprodukte, Währungen, Branchen und Regionen. Zudem ist es aus finanztheore-

## Preisübersicht Vermögensverwaltung

Bei kleineren Anlagebeträgen, in Prozent des angelegten Vermögens

ANLAGESUMME in Franken	True Wealth	UBS	Credit Suisse	Zürcher Kantonal- Bank	Neue Aargauer Bank	Raiffeisen
50 000	0,50	1,72 (keine Delegation)	1,45 (keine Delegation)	1,47 (keine Delegation)	1,20	1,20
100 000			1,20	0,70		
250 000		1,25	1,10	Bank behält Retroszes- sionen		
500 000		1,15				

Berücksichtigt sind die anfallenden Gebühren von Seiten des Vermögensverwalters bei der Investition in Strategiefonds wie bspw. ETFs.

QUELLE: TRUE WEALTH

tischer Sicht sowieso praktisch unmöglich, langfristig den Gesamtmarkt zu schlagen, indem man auf einzelne Unternehmen setzt.

Der Haken: Es gibt mehrere tausend verschiedene Exchange-Traded Funds. Der wenig versierte Anleger findet sich schwer zurecht. True Wealth will eine Software entwickeln, welche diesen Entscheid vereinfacht: Der Kunde füllt einen Fragebogen zu seiner Risikobereitschaft (und -fähigkeit) sowie seinen finanziellen Verhältnissen aus. Aufgrund dieser Daten macht True Wealth einen aus finanztheoretischer Sicht optimalen Anlagevorschlag, bestehend aus ETFs. Diesen kann der Kunde im Nachhinein auf einer einfachen grafischen Oberfläche jederzeit ändern: Darf es etwas mehr Lateinamerika sein? Etwas weniger Pharma-Aktien? Etwas mehr Pharma-Aktien aus Europa? Über allem steht das Diktum von Oliver Herren: Selbst ein Kindergartenkind muss die Plattform bedienen können.

Das ambitionierte Ziel im Herbst 2013; Mitte 2014 soll die True-Wealth-Website online sein.

### 3. Akt: Mit einem Bein in der Bärenfalle

Doch der Teufel steckt im Detail. Zuerst müssen rechtliche Fragen geklärt werden. Niederer und Herren, beide fremd in der komplizierten Welt des Finanzmarktrechts, suchen sich Rat bei einer renommierten Wirtschaftsprüfungsgesellschaft. Sie müssen sich mit True Wealth einer sogenannten Selbstregulierungsorganisation anschliessen. Bis zum Ende sollten die Aufwände für regulatorische Aspekte sechsstellige Dimensionen erreichen.

Rasch zerschlägt sich die Idee, dass die Kunden ihr Geld einfach an True Wealth überweisen können und True Wealth dieses an die führende Handelsplattform für ETFs in den USA weiterleitet, welche die tiefsten Gebühren verlangt. Denn die Annahme von Kundengeldern ist regulatorisch zu anspruchsvoll.

Also beginnt die mühsame Suche nach einer Depotbank in der Schweiz, bei welcher die

Kunden ihr eigenes Konto eröffnen und dieses mit Hilfe der True-Wealth-Software managen können. Etliche Banken winken ab. Sie fürchten um die Konkurrenzierung ihres eigenen Geschäfts.

Einen Erfolg bringt erst der Kontakt zur Schweizer Niederlassung der Saxo Bank: Diese ist auf die technische Abwicklung des Börsenhandels spezialisiert und hat hierzulande nur wenige private Vermögensverwaltungskunden. Niederer und Herren fällt ein Stein vom Herzen. Einfach gestalten sich die Verhandlungen über die Entgelte aber nicht.

Das ursprüngliche Ziel, den Kunden eine Verwaltungsgebühr von lediglich 0,25 Prozent auf das verwaltete Vermögen zu verrechnen, kann True Wealth nicht beibehalten. 0,5 Prozent werden es am Schluss sein – immer noch sehr günstig in der Schweizer Landschaft. Die Infografik (oben) zeigt das Preismodell von True Wealth im Vergleich zu typischen passiven Vermögensverwaltungsmandaten anderer Anbieter. Berücksichtigt sind nur die Gebühren von Seiten des Vermögensverwalters respektive der Bank. Der Herausgeber des ETF verrechnet zusätzliche Gebühren, wobei True Wealth nur



sehr liquide ETFs mit sehr tiefen Kosten verwendet.

### 4. Akt: Man wird sesshaft

Bis im Frühjahr 2014 leitet Felix Niederer die Entwicklung von zu Hause aus. Seine geräumige Wohnung im Zürcher Binzquartier bietet genügend Platz. Auf zwei grossen Bildschirmen macht er sich an die Programmierung der Herzkammer von True Wealth: der Software, welche die einzelnen ETFs zur passenden Anlagestrategie für jeden Kunden zusammenfügt und bei der Saxo Bank regelmässig die Käufe und Verkäufe gesammelt auslöst.

Später kommen professionelle Softwareentwickler dazu. Niederer wechselt in ein Büro nicht weit von seiner Wohnung, wo er ab Februar mit seinem ehemaligen Chef bei der LGT einen zweiten Finanzinformatiker beschäftigt. Die von den Programmierern zu lösenden Fragen werden immer anspruchsvoller, doch Niederers Erfahrung in der Branche und seine Kenntnis der verschiedenen ETFs halten True Wealth auf Kurs.

Die regulatorischen Aspekte und die Suche nach der Depotbank haben viel Zeit verschlungen. Im März wird absehbar, dass der ursprünglich geplante Termin nicht eingehalten werden kann. Doch die Zeit drängt. In Grossbritannien arbeiten andere Unternehmen an einer ähnlichen Software. Niederer und Herren sind alarmiert: Sie ahnen, dass bei aller Attraktivität der Schweiz sich für die Online-Vermögensverwaltung mit ETFs am Schluss europaweit vielleicht zwei Anbieter halten können. Sie müssen jetzt rasch handeln, um sich den Vorteil dessen zu sichern, der als Erster einen neuen Markt erschliesst.

### 5. Akt: Der Hirsch wird erlegt

Kurz vor dem Start ihrer Plattform sind die beiden True-Wealth-Gründer überzeugt: Ihr Produkt ist besser als alles, was bislang an ETF-Lösungen angeboten wird. Und die Schweiz ist der richtige Ort, um loszulegen. Wenn es hier funktioniert, will man mit dem Schweizer Wind im Rücken den europäischen Kontinent aufmischen. Mit Erleichterung nehmen die True-Wealth-Gründer zur Kenntnis, dass die EU keinen Filialzwang für Schweizer Anbieter durchdrückt. Es gibt zwar weiterhin Fragezeichen dazu, wie man von der Schweiz aus in Zukunft Finanzdienstleistungen in der EU verkaufen kann. Die schlimmsten Befürchtungen sind allerdings nicht eingetreten.

Seit einigen Monaten haben Freunde und Bekannte Zugriff auf die Vermögensverwaltungslösung. Bislang seien die Reaktionen durchwegs positiv. Am Markt allerdings muss sich True Wealth erst bewähren. Der grosse Test beginnt erst.

Lesen Sie in der nächsten Ausgabe, welches grosse Schweizer Unternehmen versucht hat, True Wealth schon vor dem Markteintritt zu kaufen.

## Bericht vom Krankenbett

Bei der Euro-Krise häufen sich die Rückfall-Symptome. Der Patient riskiert einen Muskelschwund wie Japan in den 1990ern. Die Ärzte sind in einem Dilemma: Beine heilen und Arme amputieren – oder umgekehrt?

Von Andreas Höfert



Einer meiner Volkswirtschaftsprofessoren pflegte zu sagen: «Die Natur hat uns zwei Augen gegeben: eines für die Nachfrage, das andere für das Angebot.» Man könnte diese Metapher noch weitertreiben. Die Natur hat uns Beine gegeben – die Angebotsseite – und Arme – die Nachfrageseite. Selbst vor der Finanzkrise von 2007/2008 waren die Beine der Euro-Zone ziemlich schwach. Bei diesem Unfall gab's Beinbrüche. Und die darauffolgende Euro-Krise zerschmetterte die Knochen.

Nun liegt der Patient reglos im Krankenbett. Im zweiten Quartal 2014 lag das reale Bruttoinlandprodukt (BIP) der Euro-Zone um 2 Prozent unter dem Niveau des zweiten Quartals 2008. Im Vergleich dazu expandierte das reale BIP der USA um 7,4 Prozent. Die Probleme der Euro-Zone sind strukturell bedingt. Um die angebotsseitigen Probleme der gebrochenen Beine zu beheben, sind deshalb langfristige

**In technischer Hinsicht könnten wir es mit einer «keynesianischen Liquiditätsfalle» zu tun haben.**

Reformen nötig, die die Wettbewerbsfähigkeit stärken und die fiskalische Verschwendung reduzieren.

Während die USA jedoch wenigstens auf Krücken dahinhumpeln (und ihre Arme, das heisst Nachfrageinstrumente, nutzen), ist die Euro-Zone lieber unbeweglich geblieben und wartet darauf, dass die Beine heilen. Sie nutzte weder ihren linken Arm (Geldpolitik) noch ihren rechten (Fiskalpolitik). Da die Heilung der Beine einige Zeit dauern könnte, riskiert die Euro-Zone einen Muskelschwund wie Japan in den 1990er Jahren, von dem sich das Land nie erholte.

### Lebenszeichen der EZB

Obwohl die Zinsen bereits vor der letzten Senkung durch die Europäische Zentralbank (EZB) Anfang September nahe bei null lagen, war die Geldpolitik in der Euro-Zone in den letzten zwei Jahren bestenfalls neutral. Während die durchschnittliche Wachstumsrate des Geldmengenaggregats M3 von 2000 bis 2007 bei 7,5 Prozent lag, bewegte sie sich seit 2008 im Durchschnitt um 2,7 Prozent. Schlimmer

noch: Seit Mitte 2012 ging das Wachstum der Geldmenge M3 stetig zurück. Dies war eine Folge der Verkleinerung der EZB-Bilanz um tausend Milliarden Euro. Die jüngsten Ankündigungen der EZB und ihres Präsidenten Mario Draghi deuten darauf hin, dass sie jetzt versucht, diesen Trend umzukehren.

### Hilft der Kurszerfall dem Export?

Die Senkung der Zinssätze allein könnte jedoch nicht reichen. Man kann sich drei Übertragungskanäle vorstellen, über die niedrigere



*Paradoxe Situation:* EZB-Chef Draghi.

Zinsen die Wirtschaft ankurbeln könnten. In erster Linie durch die Senkung der Fremdkapitalkosten, zweitens durch die Beeinflussung der Inflationserwartungen und zuletzt durch die Schwächung der Währung.

Im Hinblick auf niedrigere Zinssätze erkennen wir die paradoxe Situation, dass sich diese bereits vor der Ankündigung der EZB auf Allzeittiefs bewegten, nicht nur in Deutschland und Frankreich, sondern auch in Italien und Spanien, ohne wesentlich zu einer Belebung der Kreditvergabe in der Euro-Zone beizutragen. Im Juli 2014 ging die Kreditvergabe an den Privatsektor im Vergleich zum Vorjahr

immer noch um 1,6 Prozent zurück. Solange dieser Indikator nicht wieder ins Plus zurückkehrt, ist es meiner Meinung nach schwierig, die Aussichten der Euro-Zone positiv zu beurteilen.

Darüber hinaus werden niedrigere Nominalzinsen alleine die Wirtschaft nicht beleben, wenn die Realzinsen nicht ebenfalls sinken. Das heisst, die Inflationserwartungen müssen steigen oder wenigstens unverändert bleiben. Es ist noch zu früh, um zu beurteilen, ob sich die Erwartungen infolge der jüngsten Ankündigung der EZB verändert haben.

Der Euro schliesslich ist nach der EZB-Ankündigung gegenüber dem US-Dollar weiter gefallen und notiert jetzt um über 8 Prozent tiefer als Anfang Mai. Dies könnte den europäischen Exporteuren tatsächlich helfen. Andererseits hat die Euro-Zone bekanntlich bereits einen ziemlich hohen Handelsbilanzüberschuss. Damit man eine Rettung aus dem Ausland erwarten könnte, müsste das Ausland zudem in einer guten Verfassung sein, was nicht der Fall ist.

### Skepsis trotz Liquiditätsschub

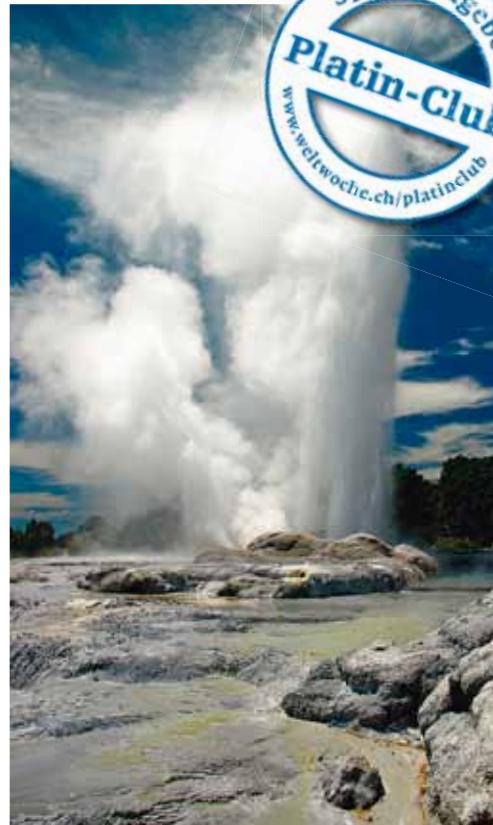
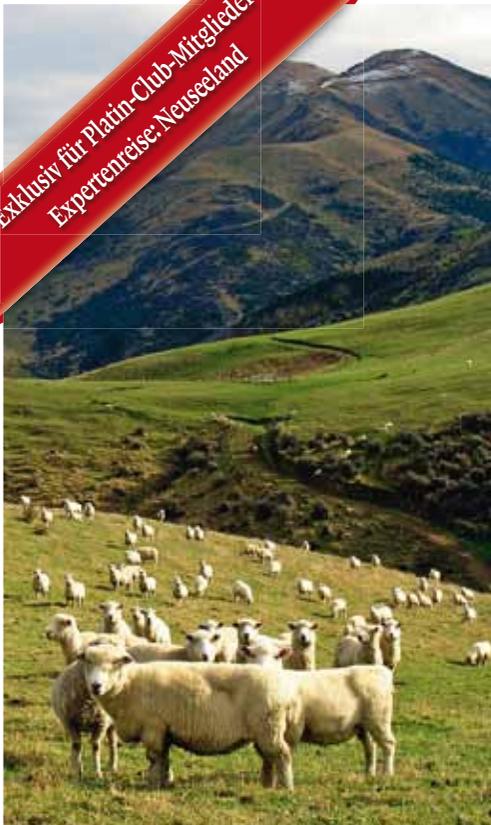
Die Analyse zeigt, dass die Geldpolitik der EZB die Arbeit beim besten Willen nicht allein verrichten kann. Der linke Arm ist taub. In technischer Hinsicht könnten wir es mit einer «keynesianischen Liquiditätsfalle» zu tun haben, in der eine weitere Zinssenkung nicht hilft. In einem solchen Umfeld bietet es sich gewöhnlich an, dass der rechte Arm, die Fiskalpolitik, die Wirtschaft ankurbelt.

Dies stände allerdings im Widerspruch zur Haushaltskonsolidierung in Europa und könnte die Heilung der Beine verzögern. Der Patient Euro-Zone befindet sich in einem schwierigen Dilemma.

Darüber hinaus besteht die Gefahr einer Krankenhausinfektion durch die weltpolitische Lage. Trotz des angekündigten Liquiditätsschubs durch die EZB im letzten Monat ist daher bei europäischen Aktien grössere Zurückhaltung geboten als noch vor einem halben Jahr.

Andreas Höfert ist Chefökonom der UBS.

Exklusiv für Platin-Club-Mitglieder  
Expertenreise: Neuseeland



## Weltwoche-Expertenreise nach Neuseeland

# Auf James Cooks Spuren

Entdecken Sie die atemberaubenden und verborgenen Seiten von Neuseeland. Ihr fachkundiger Begleiter ist der langjährige Korrespondent und Reisebuchautor Urs Wälterlin.

Auch über 240 Jahre nach der waghalsigen Erkundung durch Captain James Cook aus dem englischen Yorkshire hat die Faszination der beiden Hauptinseln im südwestlichen Pazifik nicht abgenommen. Als Weltwoche-Leser haben Sie nun die einmalige Gelegenheit, die andere Seite des Globus in fachkundiger Begleitung kennenzulernen.

Auf der dreiwöchigen Reise geniessen Sie die unglaublichen Naturschönheiten von Geysiren und Jahrmillionen alten Gletschern, die sich im dampfenden Regenwald verlaufen. Oder das Farbenspiel von schneebedeckten Gipfeln, stahlblauen Seen und endlosen Wiesen. Sie entdecken Orte, an die nur wenige Touristen gelangen: die von Kiwis und Gelbaugenpinguinen bevölkerte Stewart-Insel, den charismatischen Taranaki-Vulkan oder mit dem Schiff den Doubtful-Sound-Fjord.

Unterwegs begegnen Sie Angehörigen von Maori-Stämmen und lernen den Teufelskreis von Segregation, Alkoholismus und Arbeitslosigkeit kennen. Beim Besuch der modernen

Zentren von Auckland, Wellington und Christchurch spüren Sie einen Hauch von Good Old England, und beim Essen auf einer Farm erzählen Ihnen die Bauern über die Herausforderungen der neuseeländischen Landwirtschaft. Sie werden empfangen von der Schweizer Botschafterin und erfahren im Gespräch mit einem ausgewanderten Landsmann spannende Hintergründe über das Leben am anderen Ende der Welt.

### Ihr begleitender Experte

Der gebürtige Basler Urs Wälterlin lebt mit seiner Familie seit über zwanzig Jahren in



Australien, wo er als Neuseeland- und Ozeanien-Korrespondent für Schweizer und ausländische Printmedien und Radiosender berichtet. Er wird Sie auf der Reise durch Neuseeland während zehn Tagen begleiten.

### Platin-Club-Spezialangebot

#### Expertenreise für Weltwoche-Leser Neuseeland

mit Urs Wälterlin: 7. bis 30. März 2015

#### Reisearrangement

Für Abonnenten: Fr. 10 900.-  
Für Nichtabonnenten: Fr. 11 100.-

#### Detailprogramm/Anmeldeformular

Weitere Informationen zur Reise sowie das Anmeldeformular finden Sie auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

#### Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf Expertenreisen spezialisierte Reiseagentur cotravel in Allschwil BL ([www.cotravel.ch](http://www.cotravel.ch)).  
Telefon: 061 308 33 00  
E-Mail: [cotravel@cotravel.ch](mailto:cotravel@cotravel.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Peinliche Chefsache

Die Misstände am Institut für Medizinische Genetik der Universität Zürich sind noch grösser als bisher angenommen. Das zeigt eine Beschwerde von Eltern, die Opfer von Schlamperei und Indiskretion wurden. Dekan Klaus Grätz verspricht Besserung. *Von Alex Reichmuth*

Klaus Grätz, Dekan der Medizinischen Fakultät der Uni Zürich, ist gewiss ein vielbeschäftigter Mann. Seit einiger Zeit aber füllt eine zusätzliche Aufgabe seine Agenda: sich für Fehler des Instituts für Medizinische Genetik entschuldigen. Anfang Juli traf sich Grätz mit Gabi und Andreas Büchler\*, die nach einer Totgeburt und der Geburt eines Kindes mit Trisomie 21 das Risiko bei weiterem Nachwuchs abklären wollten. Statt vom Institut ein Resultat zu bekommen, hatte das Paar fast zwei Jahre gewartet und war von Institutsleiterin Anita Rauch hingehalten worden. Dabei wäre die Analyse für Büchlers enorm wichtig gewesen – wegen des Entscheids für oder gegen weitere Kinder (*Weltwoche* Nr. 34/14).

Grätz hat aber bereits im Mai ein anderes Ehepaar wegen Schlampereien des Instituts empfangen: Pierre und Evelyne Weller\*. Sie mussten im März 2013 hilflos zusehen, wie ihr Sohn wenige Stunden nach der Geburt starb, wegen einer angeborenen Missbildung der Lunge. Auch Wellers wollten wissen, ob bei einem weiteren Kind das Risiko einer Wiederholung besteht. Das Universitätsspital Zürich verwies sie an das Institut für Medizinische Genetik für eine Analyse.

Im vergangenen April nun, ein Jahr nach dem ersten Kontakt mit dem Institut, schrieben Wellers einen langen Beschwerdebrief an die kantonale Gesundheitsdirektion und die Präsidentin des Universitätsrats, Regierungsrätin Regine Aeppli (SP). «Wir empfinden eine ganze Reihe von Vorkommnissen am Institut für Medizinische Genetik [...] als stark irritierend und unprofessionell», beklagte sich das Paar. Die angeführten Beanstandungen in geraffter Form: Versprechen, über die Analyseergebnisse zu informieren, hielt das Institut mehrfach nicht. Versäumnisse wurden aktiv vertuscht. Nach dem Entscheid der Wellers, auf weitere Analysen durch das Institut zu verzichten, liess der Abschlussbericht monatelang auf sich warten. Stattdessen schickte das Institut eine Rechnung, die vor Fehlern strotzte. Als der Bericht endlich vorlag, wurde klar, dass das Institut vertrauliche Informationen an andere Ärzte weitergeleitet hatte.

Das Ehepaar Weller ist mit seinen Erlebnissen nicht allein. Zahlreiche andere Klienten des Instituts für Medizinische Genetik machten ebenfalls sehr mühsame Erfahrungen. So warteten mehrere Elternpaare von epilepsiekranken Kindern zum Teil jahrelang auf dringend benötigte Resultate (*Weltwoche* Nr. 17/14).

Auf Anfrage der *Weltwoche* geht Institutsleiterin Anita Rauch nur knapp auf die Kritik des Ehepaars Weller ein. Im Wesentlichen führt sie eine «erschwerte Situation» wegen eines Umzugs des Instituts im Herbst 2013 für «Verzögerungen» an. Zudem schreibt Rauch im Zusammenhang mit den zum Teil peinlichen Irrtümern bei der Rechnungsstellung etwa von «Tippfehlern». Einen Verstoß gegen Geheimhaltungspflichten bestreitet sie. Ihre weitere Behauptung, sie habe mit Wellers persönlich sprechen wollen, «als ich von der Unzufriedenheit des Ehepaars W. erfahren habe», ist unglaubwürdig. Ein Blick in die Korrespondenz zeigt, dass Wellers mehrfach nachdrücklich beim Institut intervenierten – und Rauch trotzdem monatelang nicht auf die Beanstandungen einging.

## Zu wenig Druck?

Die schlechten Erfahrungen des Ehepaars Weller wurden zur Chefsache. Ende April schrieb Unirats-Präsidentin Regine Aeppli den Wellers, dass sie deren Beschwerde «mit Sorge zur Kenntnis genommen» habe. Sie habe diese zuständigshalber an die Uni-Leitung weitergeleitet. Klaus Grätz als Dekan der Medizinischen Fakultät empfing Pierre und Evelyne Weller im Mai dann zu erwähnter Aussprache. «Er entschuldigte sich nicht nur für die Ver-

säumnisse des Instituts», so Pierre Weller, «sondern sagte uns, dass die Arbeit des Instituts schon mehrfach zu Beschwerden geführt habe – sogar bei Patienten, die er selber als Arzt betreut habe.» Grätz habe zugesichert, für Besserung zu sorgen. Auch in einem Brief an Aeppli meldete der Dekan zurück, er habe Wellers zugesagt, «dass Verbesserungen [...] unmittelbar an die Hand genommen werden».

Die *Weltwoche* wollte von Klaus Grätz wissen, was seither konkret unternommen wurde, um weitere Verschleppungen seitens des Instituts zu verhindern. Doch der Dekan ist nicht bereit zu einem Gespräch. In einer knappen Stellungnahme bestätigt er lediglich, dass er Institutsleiterin Rauch im Mai kontaktiert hat, um Verbesserungsmaßnahmen «zu besprechen und zu implementieren».

Allzu viel Druck scheint Anita Rauch jedenfalls nicht zu spüren. Im Fall des Ehepaars Büchler etwa nahm sie die Erledigung der verschleppten Analysen höchst zögerlich an die Hand, obwohl sie in diesem Fall schon im April ein Ultimatum der Ombudskommission des Uni-Spitals auf dem Tisch hatte. Es ist nicht auszuschliessen, dass Dekan Grätz in seiner Agenda Platz für weitere Entschuldigungsgespräche reservieren muss.

\*Namen geändert



**Auf Entschuldigungstour:** Dekan Grätz.



**Besorgt:** Regierungsrätin Aeppli.

# Erdogans Blamage

Der Kampf um die syrische Kurden-Enklave Kobane setzt Ankara unter Druck. Die USA liefern den dortigen Kurden Waffen, obwohl diese mit der in der Türkei verbotenen PKK zusammenspannen.

Von Kurt Pelda

Es sind Männer zwischen zwanzig und vierzig Jahren, die am Grenzübergang von Kobane stehen und auf die Einreise nach Syrien warten. Nur selten öffnen die türkischen Sicherheitskräfte das stählerne Tor, um Flüchtlingen die Heimkehr in die Kurden-Enklave im Norden Syriens zu ermöglichen. Kobane ist im Westen, Süden und Osten von den Terrortruppen des sogenannten Islamischen Staats (IS) eingeschlossen. Im Norden sorgt die türkische Armee dafür, dass die Kurden keinen Nachschub erhalten – abgesehen von dem, was Schmuggler nachts und unter hohem Risiko zu Fuss herüberbringen.

Das Verhältnis zwischen Ankara und den Kurden war schon lange nicht mehr so gespannt wie heute. Seit rund zwei Jahren führt der türkische Geheimdienst MIT zwar Friedensverhandlungen mit dem auf der Gefängnisinsel Imrali inhaftierten Abdullah Öcalan, dem Anführer der verbotenen Arbeiterpartei Kurdistans (PKK); die Gespräche mündeten in einen Waffenstillstand und führten zum weitgehenden Rückzug der bewaffneten PKK-Kämpfer aus der Türkei in die nordirakischen Kandil-Berge. Doch nun drohen Ankaras Haltung im Kampf um Kobane und die Reaktion der türkischen Kurden das Land in einen neuen Waffengang mit der PKK zu stürzen. Bereits hat Öcalan angekündigt, dass der Friedensprozess torpediert werde, falls Kobane in die Hand der IS-Terroristen fallen sollte.

## Abdullah Öcalan als Führer

Im Moment sieht es zwar so aus, als ob die Kurden die IS-Truppen – vor allem auch dank der amerikanischen Luftunterstützung – zurück schlagen konnten. Doch die dreiste Behauptung des türkischen Präsidenten Erdogan, es gebe keinen Unterschied zwischen dem Terror von PKK und IS, hat viele Kurden gegenüber Ankara noch mehr verbittert als zuvor. Manche warnen, dass sie zum bewaffneten Kampf zurückkehren werden – den schätzungsweise 40 000 Todesopfern zum Trotz, die der dreissig-jährige Konflikt mit der PKK in der Südosttürkei bisher gefordert hat.

Um die Türken nicht zu provozieren, haben die Kämpfer der kurdischen Volksverteidigungseinheiten (YPG) am syrischen Grenzposten von Kobane keine Fahne gehisst. Nicht alle Männer, die vor dem Zollhäuschen stehen, sind Rückkehrer, viele von ihnen haben türkische Papiere und sind Mitglieder der PKK. Nur wenige hundert Meter entfernt haben kurdi-

sche Demonstranten eine Bresche in den türkischen Grenzzaun geschlagen. In kurzer Zeit kommen plötzlich Hunderte von Menschen ohne Ausreisestempel und aus türkischer Sicht illegal nach Kobane herüber. Viele Männer schliessen sich sofort den YPG an. Pick-ups bringen die Neuankömmlinge direkt in Militärlager. Dort erhalten die Männer Uniformen, Waffen und Munition. Viele gehören zu den Volksverteidigungskräften (HPG), dem bewaffneten Arm der PKK. Dass diese fast den gleichen Namen haben wie die syrisch-kurdischen YPG,

ist kein Zufall: HPG und YPG stehen einander sehr nahe, genauso wie ihre politischen Mütter, die PKK und die syrisch-kurdische Partei der demokratischen Union (PYD). Beide Bewegungen sehen in Abdullah Öcalan ihren Führer.

Nach Angaben von Augenzeugen kämpfen in Kobane inzwischen mehrere hundert PKK-Mitglieder auf Seiten der kurdischen YPG. Viele von ihnen kommen aus der Türkei. Ein Kämpfer gibt zum Beispiel an, aus Istanbul angereist zu sein. Andere stammen aus den PKK-Lagern in den Kandil-Bergen, an der Grenze zwischen



Laut Ankara grössere Gefahr als IS-Kämpfer: PKK-Mitglieder bei Erbil.

dem Irak und dem Iran. Dort befindet sich das Rückzugsgebiet der Guerilla, die in der Türkei, in der EU und in den USA als Terrororganisation gelistet ist. Kurden und westliche Politiker haben Erdogan und dessen Premierminister Davutoglu gebeten, einen Korridor nach Kobane zu öffnen, damit kurdische Kämpfer aus der Türkei, aus dem Irak und aus anderen syrischen Kurdengebieten über türkischen Boden nach Kobane fahren können. Doch dagegen sträubt sich Ankara, wo man in der PKK eine grössere Terrorgefahr als im IS sieht.

Das hat zu mehr als nur Kopfschütteln unter den Nato-Partnern der Türkei und zu einem Zerwürfnis mit den USA geführt. Erdogan benützt Kobane als Faustpfand in einem zynischen Machtspiel, in dem er die westliche Koalition gegen den IS zu Zugeständnissen an Ankara zwingen will. Er will den Kampf gegen den IS dem Krieg gegen Syriens Diktator Assad unterordnen, die USA gar in einen Waffengang

mit Assad hineinziehen. Dazu soll in Syriens Norden, direkt an der Grenze zur Türkei, eine Flugverbotszone eingerichtet werden, damit nicht noch mehr Zivilisten vor Assads Fassbomben in die Türkei flüchten. Ausserdem wünscht sich Erdogan eine Pufferzone auf syrischem Gebiet, in die er einen grossen Teil der rund 1,5 Millionen in der Türkei lebenden syrischen Flüchtlinge zurückschicken könnte.

#### Munitionskisten an Fallschirmen

Die USA haben aber kein Interesse, ihren Luftkrieg gegen den IS zu verzetteln und auch noch Ziele des syrischen Regimes anzugreifen. Ihre Kapazität ist schon jetzt ziemlich ausgelastet, denn die Kampfjets müssen von Basen am Persischen Golf – also weit entfernt – starten und dürfen den türkischen Militärflughafen von Incirlik (noch) nicht benützen. Dem Vernehmen nach erlaubt Ankara nur Drohnen Starts und Landungen in Incirlik. Könnten die amerikani-

schen Maschinen Incirlik anfliegen, wären sie in rund zwanzig Minuten über Kobane. Diese stark verkürzte Reaktionszeit würde die Wirksamkeit der Luftangriffe erheblich erhöhen. Dass das Nato-Mitglied Türkei seinen Allianzpartnern diesen Liebesdienst versagt, zugleich aber den Schutz durch Patriot-Luftabwehrwaffen aus den USA, Deutschland und den Niederlanden in Anspruch nimmt, ist ein starkes Stück. Immerhin tragen diese Flugkörper dazu bei, dass die Türkei vor Assads Luftwaffe und vor ballistischen Raketen sicher ist.

Wie um ihre Trotzhaltung zu untermauern, liessen Erdogan und Davutoglu türkische Kampfflugzeuge aufsteigen, um PKK-Stellungen nahe der türkisch-irakischen Grenze zu bombardieren. Immerhin hat die kurdische Guerilla bisher auf Vergeltungsmassnahmen verzichtet, doch was nicht ist, kann noch werden. Die Falken innerhalb der PKK werfen Ankara schon seit geraumer Zeit vor, den Kurden zu wenig Zugeständnisse zu machen – dies, obwohl Erdogan die Rechte der kurdischen Minderheit deutlich ausgeweitet hat. Eine neuerliche Eskalation zwischen der türkischen Armee und der PKK wäre nicht nur eine Tragödie für die Türkei, sondern würde auch den Krieg der westlichen Koalition gegen die IS-Terroristen

---

### Ohne Türkei wird es keine nachhaltigen Erfolge im Kampf gegen den IS geben.

---

in Frage stellen. Ohne die Mithilfe der Türkei wird es nämlich keine nachhaltigen Erfolge im Kampf gegen den IS geben. Das «islamische Kalifat» teilt sich eine lange Grenze mit der Türkei, ein Grund, weshalb die Kurden-Enklave Kobane für den IS ein Stachel im Fleisch ist. Nur wenn Ankara die türkischen Sympathisanten des IS an die Kandare nimmt, verwundete IS-Kämpfer verhaftet, die sich in türkischen Spitälern behandeln lassen, und mehr tut, um die illegale Ausreise von ausländischen Dschihadisten nach Syrien zu verhindern, hat der Krieg der Koalition Aussicht auf Erfolg.

Wie ein Schlag in Erdogans Gesicht muss es deswegen gewesen sein, als drei Transportflugzeuge der US-Luftwaffe vom Typ C-130 Hercules am Wochenende Waffen, Munition und medizinisches Material an Fallschirmen über Kobane abwarfen. Damit sollen die kurdischen Verteidiger der Stadt endlich die Mittel erhalten, die ihnen die Türkei bisher verwehrt hat und die es den YPG ermöglichen sollten, von der Defensive in die Offensive überzugehen. Offenbar sollen die von den amerikanischen Präzisionsbomben geschwächten IS-Terroristen nun weiter zurückgedrängt werden. Es gab schon vorher Anzeichen, dass Flugzeuge Nachschub über Kobane abwarfen, auch wenn das bisher keine Seite bestätigte. Aber Frankreichs Präsident François Hollande sagte kürzlich,





**Schlag ins Gesicht:** Präsident Erdogan, Premier Davutoglu.

dass Paris die syrischen Kurden im Kampf gegen den IS weiterhin mit Kriegsmaterial unterstützen werde – mit Betonung auf weiterhin. Tatsächlich sind deutsch-französische Milan-Panzerabwehrraketen in Kobane aufgetaucht – wenn auch nur in kleiner Stückzahl. Aus welcher Quelle die Lenkwaffen stammen, ist bis heute ungeklärt.

### Defätistische Berichterstattung

Dass die Verteidiger von Kobane ihre Stadt entgegen den Unkenrufen fast aller westlichen Medien halten konnten, hat wohl auch Erdogan erstaunt. Die YPG arbeiteten offen mit der US-Luftwaffe zusammen und übermittelten Zielkoordinaten, womit sich die Treffsicherheit der amerikanischen Piloten stark verbesserte. Hunderte von IS-Terroristen dürften so in und um Kobane den Tod gefunden haben. Damit hat sich die Offensive von Kalif Ibrahim alias Abu Bakr al-Baghdadi gegen die Kurden-Enklave als schwerer Fehler erwiesen: Der IS kann nicht in offener Feldschlacht gegen eine disziplinierte, wenn auch nur mit leichten Waffen ausgerüstete Armee wie die YPG bestehen, wenn zugleich amerikanische Kampffjets am Himmel auftauchen. Wie schon in Libyen wirkt die Luftwaffe wie die mobile Artillerie der amerikanischen Partner am Boden, in diesem Fall der kurdischen YPG. Wie erst wäre die Niederlage der Terroristen ausgefallen, wenn man den Kurden in Syrien ähnlich wie jenen im Irak rechtzeitig panzerbrechende Waffen und Kanonen geliefert hätte?

Dabei hatte das Kalifat ein paar seiner besten Einheiten, darunter angeblich auch Tschetschenen, nach Kobane geschickt. Anders als am Hindukusch, wo sich Taliban und Al-Qaida-Kämpfer in Höhlen vor den amerikanischen

Drohnen verstecken, präsentierte der IS in Kobane Tausende Terroristen mitsamt Panzern und Artillerie praktisch auf dem Silbertablett. Dies war eine einmalige Chance, dem Kalifat eine erste entscheidende und symbolträchtige Niederlage beizubringen – vor den Zoomobjektiven der Fernsehketten. Bleibt zu hoffen, dass

### Im Extremfall droht der Türkei gar ein neuer Waffengang mit der PKK.

die westlichen Medien die Konsequenzen ziehen, ihre defätistische Berichterstattung korrigieren und aufhören, der angeblichen Unbesiegbarkeit des IS das Wort zu reden.

Und nun haben Amerikas Flugzeuge auch noch Kriegsgeschütz für die kurdischen Kämpfer in Kobane abgeworfen, unter ihnen mehrere hundert PKK-Kämpfer. Dass die USA damit eine Truppe unterstützen, die sie offiziell als Terrorbewegung ansehen, ist ein Novum – und ein Schlag ins Gesicht Erdogans. Ankara aber hat eine einmalige Gelegenheit verpasst, den



Kurden Vertrauen einzuflößen und den Friedensprozess mit der PKK voranzubringen. Stattdessen überschätzten Erdogan und Davutoglu die aussenpolitische Potenz der Türkei einmal mehr gewaltig. Sie stehen nun mit abgesägten Hosen da: Der Friedensschluss mit der PKK rückt in weite Ferne, und das Vertrauen der Nato-Bündnispartner ist erschüttert. Ausserdem haben die YPG- und PKK-Kämpfer mit amerikanischer Hilfe nicht nur einen wichtigen symbolischen Sieg gegen den IS errungen, sondern auch Ankara blamiert. Das Ansehen der PKK ist selbst bei jenen Kurden gestiegen, die der Partei wegen ihrer marxistischen und autoritären Haltung skeptisch gegenüberstanden. Das wird es Ankara erschweren, den Pfad zurück zum Friedensprozess mit seiner kurdischen Minderheit zu finden. Im Extremfall droht gar ein neuer Waffengang mit der PKK.

Um zu retten, was noch zu retten ist, schickte Ankara am Montag seinen Aussenminister Mevlüt Cavusoglu ins Rennen. Der musste eine hastig vollzogene Kursänderung an einer Pressekonzferenz bekanntgeben: Man werde nun zulassen, dass kurdische Peschmerga-Kämpfer aus dem Irak über türkisches Territorium nach Kobane reisten, um dort gegen den IS anzutreten. Diese Overtüre gilt offenbar nur für die Peschmerga, mit denen Ankara seit langem gute Beziehungen pflegt und deren Chef, Masud Barzani, nicht gerade ein Busenfreund der PKK ist. Ob, wann und mit welcher Art von Kriegsgeschütz die Peschmerga nach Kobane fahren werden, ist noch ungewiss. Wenn es tatsächlich dazu kommt, wird hinter der zusammengewürfelten Anti-IS-Koalition so etwas wie eine Strategie erkennbar: Das Kalifat von Abu Bakr al-Baghdadi soll von mehreren Seiten gleichzeitig in die Zange genommen werden, während die US-Luftwaffe strategische Ziele unter Feuer nimmt und Luftnahunterstützung an besonders umkämpften Frontabschnitten leistet. Damit türmen sich im Norden und Osten des sogenannten Kalifats Gewitterwolken auf.

### Unverzeihliche Lücke

Nur im Westen lässt Präsident Obama dagegen eine unverzeihliche Lücke. Dort gäbe es zwar auch Kurden, die wie in Kobane zusammen mit arabischen Anti-Assad-Rebellen gegen den IS kämpfen. Dies sind namentlich die Syrian Revolutionaries Front (SRF) und Harakat Hazm sowie Teile der Islamischen Front. Doch Washington hat kein Vertrauen in diese Rebellen, obwohl es doch immer wieder einige Gruppen von ihnen mit Waffen beliefert und ausgebildet hat. Statt sich auf diese Einheiten gemässigter Rebellen zu stützen, will Obama nun in Zusammenarbeit mit der Türkei 5000 syrische Kämpfer trainieren – ein Tropfen auf den heißen Stein. Ankara behält sich dabei das Recht vor, zu prüfen, ob Amerikas syrische Rekruten nicht vielleicht doch aus den Reihen der kurdischen YPG stammen. ○

**LIEBT DIE  
DEUTSCHEN. DIE  
SIND WIE WIR.**



Adrian H.

## #SagesderSchweiz

Teilen auch Sie der Schweiz etwas mit. Entweder auf [SagesderSchweiz.ch](https://www.sagesderschweiz.ch) oder via Hashtag. Und schon bald könnte Ihre Botschaft in einem Inserat wie diesem stehen. Weitere Teilnahmeanfos gibt's auf der Website.

# Afrikas unheimliche Krankheiten

Von Aids bis Ebola: Der Schwarze Kontinent bleibt ein riskantes Gelände. Seine Krankheiten haben allerdings mehr mit sozialen Umständen als mit tödlichen Mikroben zu tun. Auch Ebola ist vor allem ein afrikanisches, kein globales Bedrohungsphänomen. *Von Beda M. Stadler*

Afrika steht wieder mal im Blickpunkt. Die Welt schreit auf, wie wenn uns wegen Ebola eine weitere Epidemie im Ausmass von Aids drohte. Dabei gehört das Ebolavirus nicht einmal zu den 25 wichtigsten Krankheitserregern, die uns diese Region bereits beschert hat. Neben Aids sind dies tropische Krankheiten wie Morbus Chagas, Cholera, Denguefieber, Malaria, Leishmaniose und die zwei Formen der Schlafkrankheit oder Erkrankungen, die wir in unseren Breitengraden nur allzu gut kennen: Hepatitis B, Influenza A, Keuchhusten, Masern, Darminfektionen durch Rotavirus A, Syphilis, Tetanus und Tuberkulose. Nicht zu vergessen auch Gelbfieber, Diphtherie, Mumps, Röteln, Pest, Pocken, Typhus und Paratyphus. Der Grund ist einfach. Die Wiege der Menschheit ist auch die Wiege unserer infektiösen Krankheiten.

## Als der Mensch fast ausgestorben wäre

Vor zirka 100 000 Jahren wäre die Menschheit fast ausgestorben. Die Zahl unserer Vorfahren schrumpfte in Afrika zu einer Gruppe von 5000 bis 10 000 Individuen. Dadurch ist ein untereinander genetisch stark verwandter Menschentypus entstanden, ein «Beinahe-Klon». Die genetische Vielfalt beim Menschen ist deshalb wesentlich geringer als bei den Menschenaffen. Die Ähnlichkeit unter den Menschen ist derart gross, dass es bei ihnen, evolutionsbiologisch gesehen, Unsinn ist, von Rassen zu reden. Was umgekehrt die Krankheitsanfälligkeit innerhalb der Gattung Mensch erhöht.

Konkret: Hat sich ein Mikroorganismus auf uns Menschen spezialisiert, spielt es keine Rolle mehr, auf welchem Kontinent wir leben. Unsere Abstammung – die «Out of Africa»-Hypothese – bedeutet nicht nur, dass unsere Vorfahren auf Wanderung gingen, sondern sie taten dies mit einem Rucksack voller Mikroorganismen. Wir sind nämlich von mehr als tausend verschiedenen Bakterienarten besiedelt, einer derart grossen Zahl also, die einem Vielfachen unserer Anzahl Zelltypen entspricht. Wir sind ein Mikroben-Taxi, das aus allen Nähten platzt. Zum Glück machen nur wenige Keime krank.

## Ausrottung der Neandertaler

Die Folge von «Out of Africa» war schon zu Urzeiten verheerend. Der Homo sapiens wurde zu einem unheilbringenden Migrant, der überall auf der Welt seine koexistierenden Cousins,

etwa den Neandertaler, ansteckte und wahrscheinlich dadurch ausrottete. Was heute wie ein multipler Genozid anmutet, war ungewollt und ist eigentlich der Innovationskraft des Homo sapiens anzulasten. Die Domestizierung verschiedener Tiere ermöglichte es einigen tierspezifischen Krankheitserregern, auf den Menschen überzuspringen. Zudem erlaubte die Landwirtschaft ein dichteres Beisammensein der Menschen, was wiederum infektiösen Erregern die Ausbreitung erleichterte.

Durch die geografische Trennung der Menschheit kam es erst zu genetischen Unterschieden. In Afrika findet man gehäuft die Genvariante eines menschlichen Rezeptors (Toll-ähnlicher Rezeptor 4), weil sie gegen Malaria schützt. In unseren Regionen ging die Variante praktisch verloren, weil sie zugleich empfänglicher für bakterielle Infekte macht. Einige der tropischen Krankheiten haben die Migration aus biologischen Gründen nicht mitgemacht oder wurden nachträglich bei uns ausgerottet. Mit den grossen Gewässerkorrekturen des 18. und 19. Jahrhunderts in der Schweiz hat man die Malaria in der Linthebene, im Seeland oder im Wallis zurückgedrängt, weil die Anopheles-Mücke Hauptwirt und der Mensch bloss Zwischenwirt ist. Obwohl wir in der Zwischenzeit mehrheitlich für Malaria empfänglicher geworden sind, haben wir dafür die Natur verändert, um die Krankheit loszuwerden. Für Ebola

## Der derzeitige Hype um Ebola ist peinlich, ja geradezu beschämend.

sieht die Situation ganz anders aus. Hätte dieses Virus in unseren Regionen einen geeigneten Wirt, wäre es seit Jahrtausenden bei uns in den Wild- oder Haustieren heimisch geworden.

Der derzeitige Hype um Ebola ist umso peinlicher, ja geradezu beschämend, wenn man bedenkt, dass die Malaria jährlich immer noch zirka 1,2 Millionen Menschenleben fordert. Anopheles-Mücken könnten in jedem Flug aus Afrika mitreisen. Sollte es bei uns einmal wieder wirklich wärmer werden, würde diese Mücke bei uns sicher wieder Biotope finden. Trotzdem fürchten sich die Menschen vor dem Ebolavirus mehr als vor dem Malaria-Erreger. Aids ist ebenfalls fast ganz aus den Schlagzeilen verschwunden: Wen kümmert es, dass südlich der Sahara fast 25 Millionen HIV-Infizierte leben?

Man spielt derzeit hemmungslos mit der Angst, Ebola könnte bei uns grossräumig ausbrechen und sich zu einer Pandemie entwickeln. Diese Angst ist unbegründet, weil das Ebolavirus andere klimatische Bedingungen und geeignete Wirte brauchen würde. Dieses Virus ist deshalb nur begrenzt migrationsfähig, weshalb es auch damals nicht mit unseren Vorfahren auf Wanderschaft ging. Selbst mit der Sklaverei hat das Virus den Sprung nach Amerika nicht geschafft. Eine Überquerung mit dem Schiff dauerte länger als die Krankheit. Biologisch gesehen, ist der Mensch kein tauglicher Wirt für Ebolaviren. Das Virus bringt den Menschen viel zu rasch um, und die Überlebenden werden immun. Das Ebolavirus hat in früheren Zeiten ganze Stämme ausgerottet und tat dies so rasch, dass eine Übertragung auf weiter entfernte Populationen nicht gelang. Das ist keine erfolgreiche virale Strategie. In der Vergangenheit verschwand das Virus nach einigen Zyklen im Menschen jeweils wieder und überlebte nur im Tierreich.

## Pocken und Pest: Tödlichere Strategien

Das Pockenvirus und das Pestbakterium hatten eine wirkungsvollere Strategie. Die Krankheit und somit die Ansteckungsgefahr dauerten viel länger als bei Ebola. Derzeit werden Flüge aus Afrika so behandelt, als ob es sich um einen kontinentalen Übertritt handeln würde wie bei der Pest im 6. Jahrhundert von Konstantinopel nach Europa. Das ist verständlich, denn, so wie die historische Schifffahrt eine neue Migration ermöglichte, fürchtet man heute, dass Viren zu blinden Flugpassagieren werden. Diese Angst freilich ist stark übertrieben. Man kann davon ausgehen, dass in den letzten Monaten Hunderte von Flügen im Ebola-Gebiet gestartet sind mit Destinationen innerhalb und ausserhalb Afrikas. Darunter befanden sich sicher auch Ebola-Infizierte. Trotzdem hört man nichts davon, dass Menschen in einem Flugzeug angesteckt worden seien.

Das Virus ist nicht entfernt so infektiös wie etwa das Masernvirus oder Grippeviren. Fürchten muss man sich vor allem vor dem fortgeschrittenen Stadium bei Ebola-Patienten, wenn es zu unkontrollierten Ausscheidungen von Fäkalien und Erbrochenem kommt. In einem solchen Zustand ist man aber sicher nicht mehr flugtauglich. Ungeachtet dessen gibt es in Amerika bereits Passagiere, die in B-Waffen-tauglichen Schutzanzügen die Reise antreten möchten. Ironischerweise passiert



*Das Ebolavirus verschwand jeweils wieder: Personal von Médecins sans Frontières in Monrovia.*

dies in dem Land, in welchem den Indianern pockenverseuchte Wolldecken und Kleider überreicht wurden, um sie absichtlich umzubringen.

Ebola ist ein afrikanisches, kein globales Phänomen. Entstehungsbedingungen und Gefährlichkeit haben sehr viel mit dem Kontinent zu tun, auf dem das Virus zu Hause ist. Der Ausbruch von Ebola ist geradezu ein Paradebeispiel für die Krankheitswirkung bestimmter kultureller Überlieferungen. Traditionelle Bestattungsrituale und Voodoo-Glaube waren neben der unzureichenden Hygiene ein Hauptgrund für das Ausbrechen der Krankheit.

Dies allerdings ist kein Grund, mit dem Finger auf Afrika zu zeigen. Schliesslich sind es bei uns auch Anhänger religiöser Sekten, die sich weigern, sich gegen die Masern impfen zu lassen, oder Pflegepersonal, das sich weniger gegen die Grippe impfen lässt als der Durchschnitt der Bevölkerung. Sechzig Prozent der Schweizer glauben gemäss Umfragen, reines Wasser und Zucker seien ein Medikament. Seit wir die Homöopathie in unserer Verfassung verankert haben, haben wir kein Recht, über Voodoo zu lächeln.

### **Ebola ist nicht Aids**

Die Ebola-Hysterie wurzelt in falschen Parallelen zum HI-Virus. Es waren der Zeitgeist, die sexuelle Revolution, die Aids erst die Möglichkeit gaben, pandemisch zu werden. Anders als das Ebolavirus hat dieses Virus den Sprung vom Tierreich auf den Menschen vor Tausenden von Jahren vollzogen und ist seither ein rein Menschen-pathogenes Virus.

Aus viraler Sicht hat HIV eine perfekte Strategie entwickelt, um im Menschen zu verweilen. Für die Fähigkeit, sich weltweit zu vermehren, war es aber auf geänderte Verhaltensweisen und technische Innovation angewiesen. Zu den ersten Aids-Opfern in der Schweiz gehörten Bluter, die aufgrund von modernen Medikamenten und der Bluttransfusion angesteckt wurden. Die erste in Afrika dokumentierte Ebola-Epidemie wurde ebenfalls durch verseuchte Injektionsnadeln verursacht, da die behandelnden Nonnen bloss fünf Injektionsnadeln besaßen. Daraus von Ebola auf Aids zu schliessen, ist freilich nicht zulässig.

Das Ebolavirus hat einen weiteren makabren Nachteil gegenüber den allermeisten anderen Viren. Mit seiner relativ kurzen Inkubationszeit von sieben bis zwanzig Tagen und dem schweren Krankheitsverlauf weiss man jederzeit rasch, wo das Virus steckt. Man kann es alleine mit Quarantänemassnahmen eingrenzen und zurückdrängen.

Eine rationale Abschätzung der Ansteckungsgefahr scheint für die meisten Menschen dennoch nicht möglich. Man kann es nicht genug betonen: Das Ebolavirus kann nicht fliegen, und ein Patient müsste einen Menschen sehr unappetitlich ansprechen oder anhusten, um eine



*Ungenügend versorgt: Malaria-Patient in Makeni.*

Gefahr darzustellen. Aber eben, es scheint, dass unser Affengehirn gerne mit Risiken flirtet und dafür echte Gefahren ausblendet.

Bis hierhin kann man die Situation nüchtern zusammenfassen: Dem Ebolavirus fehlt die biologische Fähigkeit, eine Pandemie zu verursachen. Während der früheren und der heutigen Ausbrüche hätte das Virus genügend Möglichkeiten gehabt, auf Wanderschaft zu gehen. Was es aber nicht tat, da es sich für Wanderungen nicht besonders eignet. Obwohl man das eigentliche Reservoir des Ebolavirus nicht kennt, deutet vieles darauf hin, dass es Flughunde sind, die bei uns nicht vorkommen. Einigen anderen Tierarten scheint jeweils das gleiche Schicksal zu blühen wie dem Menschen. Sie werden angesteckt, erkranken und sterben, ohne wirklich zum Wirt für das Virus zu werden. Es existiert auch keine neue technische Errungenschaft, keine spezielle Drogenszene, welche dem Virus neue Fähigkeiten verleihen würde.

### **Afrikas Seuchenherde**

Trotz der begrenzten Gefährlichkeit des Ebolavirus bleibt Afrika ein seuchenmässig riskanter Kontinent. Luis Gomes Sambo, der Regionaldirektor der Weltgesundheitsorganisation (WHO) für Afrika, führte bereits 2010 aus, dass 63 Prozent der Todesfälle in Afrika auf ansteckende Krankheiten zurückzuführen sind. Auch wenn Aids damals für zirka 15 Prozent aller Todesfälle verantwortlich war, sind heute in Afrika viele ansteckende Krankheiten im Prinzip Zoonosen: Der Mensch steckt sich beim Tier an. Bei der noch herrschenden Armut in ländlichen Gebieten ist es unmöglich, etwa die Jagd auf wilde Tiere oder den Umgang mit Haustieren derart zu verändern, dass man nicht auch

weiterhin mit Ausbrüchen von verschiedenen Krankheiten in Afrika rechnen muss. Es ist eine Tatsache, dass Afrika im Unterschied zu anderen Kontinenten, trotz oder wegen der Abermilliarden an Entwicklungshilfe, immer noch keinen genügenden Selbstversorgungsgrad in der Medizin erreicht hat. Die WHO hat für Afrika als Entwicklungskontinent gerade mal 350 essenzielle Medikamente definiert. Die Antibabypille findet sich darin nicht, bloss das Kondom. Wer sich bei uns mit dieser minimalen Apotheke pflegen müsste, würde auswandern.

### **Gefährlich für Afrika, nicht für Europa**

Die WHO betreibt zudem zahlreiche Impfprogramme für Afrika und behandelt diesen Kontinent so, wie wir unsere Kleinkinder behandeln. Neuerdings kämpfen Unicef und Pampers-Hersteller gar gemeinsam für kostenlose Tetanusimpfungen. Die bewundernswerte Aktion macht deutlich, dass in Afrika die allereinfachsten medizinischen Grundlagen nicht gegeben sind. Das macht Afrika zu einem gefährlichen Kontinent – für Afrikaner, weniger für Europäer, die gegen die meisten der in Afrika noch immer gefährlichen Krankheiten geimpft oder gewappnet sind. Sollte die Impfdisziplin in Europa, in der Schweiz allerdings nachlassen, könnte Afrika für uns seuchenmässig wieder zum Problem werden, weit bedrohlicher als jetzt bei Ebola.

Zum Schluss: Uno und WHO spielen aktuell eine traurige Rolle. Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon macht auf Alarmismus, statt zu beruhigen: «Wir müssen Versprechen zu Taten machen. Wir brauchen mehr Ärzte, Pfleger, Ausrüstung, Behandlungszentren und Evakuierungskapazitäten.» Das Problem sei «sehr ernst».

Tatsächlich hat die Weltgesundheitsorganisation ein ernstes Problem, allerdings ein anderes als das, welches sie zu haben vorgibt. Die von der WHO zuletzt als Weltbedrohung hochgespielten angeblichen Pandemien – Vogel- und Schweinegrippe – erwiesen sich als gewöhnliche Grippe. Seither lautet die verschärfte Fragestellung: Wie finanziert man einen solchen bürokratischen Moloch, nachdem die Glaubwürdigkeit selbstverschuldet beschädigt worden ist?

Am 17. Oktober hat die WHO verlauten lassen, Ebola sei in Senegal vorbei. Der Kongo und Nigeria zeigen seit Ende September auch keine steigende Zunahme an Todesfällen mehr. Ebola wird hoffentlich bald wieder ausschliesslich auf der Leinwand grassieren. Die wirklich bedrohlichen Infektionskrankheiten werden weiterhin in Afrika wüten, aber wie bis anhin ohne mediale Begleitung.

**Beda M. Stadler** ist emeritierter Professor für Immunologie und lebt in Zeneggen VS.

# Veganer wehren sich gegen Conchita Wurst.



Die tägliche Nachrichtenflut kann einen ziemlich durcheinanderbringen.  
Unsere Zeitung sorgt für den Überblick: «Schweiz am Sonntag».



*Mit der Macht kam die Arroganz.*

## Auf der Seite der Guten

Das ökologische Denken hat die Köpfe im Sturm erobert. Die Gesellschaft hat es sich abgewöhnt, zu überprüfen, ob die Prämissen, auf denen die grünen Forderungen aufbauen, überhaupt stimmen. Zeit für eine Bilanz. *Von Dirk Maxeiner und Michael Miersch*

Als wir beide uns 1985 trafen, um eine neuartige Umweltzeitschrift (*Chancen*) zu entwickeln, war das grüne Denken in Deutschland schon ein Vierteljahrhundert alt. Bernhard Grzimek hatte 1959 mit seinem Film «Serengeti darf nicht sterben» Alarm geschlagen, weil er befürchtete, dass die letzten Naturgebiete der Erde verschwinden. Willy Brandt forderte 1961, der Himmel über der Ruhr müsse wieder blau werden. 1962 sorgte das Buch «Der stumme Frühling», in dem die amerikanische Biologin Rachel Carson den sorglosen Umgang mit Pestiziden anprangerte, weltweit für Aufsehen.

Die Farbe Grün, die in unserer Kindheit noch für Land- und Forstwirtschaft stand, war 1985 längst politisch geworden. Greenpeace, WWF und andere Öko-Organisationen gewannen Zehntausende Unterstützer. Die Grünen sassen seit zwei Jahren im Bundestag, und in Hessen war gerade der erste grüne Minister vereidigt worden. Jeder Student hatte «Die Grenzen des Wachstums» und «Global 2000» im Ikea-Regal. Tankerhavarien und Chemieunfälle wie der im italienischen Seveso hatten bewirkt, dass immer mehr Menschen Umweltschutz für das dringlichste politische Ziel hielten. Bis auf ein paar Wissenschaftler, die kein Gehör fanden, glaubte 1985 jeder Deutsche daran, dass der Wald schon sehr bald tot sein werde.

Bevor wir uns dem Thema journalistisch zuwandten, hatten wir kräftig mitgemischt,

beim Anti-Atom-Protest in Brokdorf und Gorleben. Oder im Alltag als Anhänger der Alternativbewegung, die Arbeit und Konsum nach grünen Wertvorstellungen ausrichtete. In jener Zeit entschlossen sich manche Freunde, Politiker zu werden. Wir blieben dann doch lieber Journalisten.

### Eine Farbe in Besitz genommen

Aber es kam – zunächst schleichend, dann heftiger – zur Kollision zwischen journalistischem Anspruch und grüner Überzeugung. Die Recherche stand den apokalyptischen Botschaften immer öfter im Weg. Unübersehbar wurde der Zustand der Umwelt in Deutschland und anderen westlichen Ländern besser. Wir schrieben 1996 das Buch «Öko-Optimismus» und setzten uns damit in die Nesseln. Die grüne Gemeinde exkommunizierte uns. Doch unser Interesse an ökologischen Fragen und den politischen Antworten darauf blieb bestehen. Wir beobachten die Entwicklung der grünen Idee und ihrer gesellschaftlichen Wirkung bis heute.

Unbestreitbar ist unser heutiger Zeitgeist grün, zumindest in Deutschland und den meisten anderen westlichen Industrienationen. Und das ist auch grundsätzlich gut so. Grünes Denken hat die Köpfe erobert, und wir müssen immer wieder staunen, wie schnell sich dieser Wandel vollzogen hat.

Eine Bewegung, die es schafft, eine Farbe gleichsam in Besitz zu nehmen, hat einen bleibenden historischen Erfolg errungen. Seit die Sozialisten das Rot für sich reklamierten, hat keine neue soziale Bewegung so etwas mehr geschafft. Rot bedeutet längst nichts mehr, es ist beliebig geworden, ein blosses Zitat aus der Vergangenheit, das jeder nach Gusto hervorkramt.

Wird es den Grünen genauso gehen? Was bedeutet diese Farbe eigentlich noch? Wir beobachten seit geraumer Zeit, dass man glaubt, grünes Denken überhaupt nicht mehr begründen zu müssen. Wer grün argumentiert, hat immer recht, denn er ist auf der Seite der moralisch Guten. Die grüne Bewegung, ja fast die ganze Gesellschaft haben es sich abgewöhnt, zu überprüfen, ob die Prämissen, auf denen sie ihre Forderungen aufbaut, überhaupt noch stimmen. Sie ist denkfaul geworden. Mit der Macht kam die Arroganz. Und die ist kein guter Ratgeber für die Zukunft.

Seit einiger Zeit meinen wir beobachten zu können, wie der grüne Zeitgeist immer mehr Risse bekommt. Wir sehen die Auseinandersetzungen über verschiedene grüne Anliegen vor allem im Zusammenhang mit der Energiewende. Da kämpfen Baum-, Wald- und Landschaftsschützer gegen Klimaretter, die Windräder und Sonnenfarmen oder Speicherseen in den bayrischen Bergen errichten wollen. Und wo die Klimaretter grosse Stromtrassees brau-

chen, wollen die einen die Landschaft retten und die Kabel unter die Erde legen, wogegen Tierschützer sind, da die so entstehende Wärme Mäusen den Garaus macht.

Wir sehen, dass die Grünen Probleme haben, ihr Thema weiter hochzuhalten. Auch Teile der Gewerkschaften beginnen zu erkennen, dass aus einer Forderung, deren Erfüllung die Arbeits- und Lebensbedingungen der Menschen tatsächlich verbessert hat, durch den geschickten Lobbyismus des ökoindustriellen Komplexes eine Umverteilungsmaschinerie von den Wenigverdienern zu den Wohlhabenden in Gang gesetzt worden ist. Und auch die NGOs, deren Verdienste nicht zu bestreiten sind, rücken für Demokratietheoretiker immer mehr in den Blickpunkt als globale Macht, die ohne Mandat und Legitimation handelt.

Es wird also Zeit, Bilanz zu ziehen. Geht man aus von den Anfängen, die zu dem führten, was später «grün» genannt wurde, also von Grzimeks Appellen, Carsons Warnungen und Brandts Wahlkampf für saubere Luft, ist dieser grosse gesellschaftliche Paradigmenwechsel nun ein halbes Jahrhundert alt. Was haben uns diese fünfzig Jahre Umweltbewegung gebracht? Wo stehen wir heute?

Wir können uns gut erinnern, wie wir Grüne einmal angetreten sind. Es ging um den Schutz von Wäldern, Flüssen und Wildtieren. Karikaturisten stellten die junge grüne Partei einst

klischeehaft als grünen Frosch dar. Eine Anspielung darauf, dass sogar das Leben von Lurchen für sie Bedeutung besass. Die alten Parteien und etablierten gesellschaftlichen Institutionen fanden das lächerlich.

Heute reiben wir uns die Augen angesichts vertauschter Rollen: Vielen, die unter dem Dach «grün» firmieren, sind die Menschen egal, denen ein Lurch oder ein Rotmilan am

### **Vielleicht wollen unsere Enkel die Autos abschaffen oder die Atomenergie wieder einführen.**

Herzen liegt. Die allesamt ergrüneten Parteien, die mittlerweile mächtigen Umweltverbände und die industriellen Profiteure grüner Subventionen stehen an der Spitze der Kräfte, die mit reinstem Gewissen die verbliebene Natur plattmachen.

Wir glauben an einen pragmatischen und menschenfreundlichen Umweltschutz. Statt visionäre Endzustände zu bemühen, sollten wir lieber auf den tastenden Fortschritt setzen. Um ihn zu ermöglichen, muss der Weg in die Zukunft offengehalten werden. Nicht Visionen zählen, sondern Zukunftsoptionen. Je mehr Möglichkeiten die Menschen haben, desto besser. Vielleicht wollen unsere Enkel die Autos abschaffen oder die Atomenergie

wieder einführen. Wir sollten ihre Freiheit, selbst zu entscheiden, nicht einschränken, indem wir Optionen zerstören und unumkehrbare Entscheidungen treffen.

Es geht um die Rückkehr zur Vernunft, nicht um ein ökologisches Rollback. Der wäre nicht nur falsch, sondern auch gar nicht durchsetzbar. Die Mülltrennung, das schlechte Gewissen beim Autofahren und – sei's drum – der Wille zum Ausstieg aus der Atomenergie sind gelernt und in Deutschland gleichsam ein verbindliches Verhaltensmuster. Egal, wie man im Einzelnen dazu steht, sind sie als Akt der Selbstzählung auch eine zivilisatorische Leistung. Doch jenseits davon entsteht immer mehr kontraproduktiver und schädlicher Unsinn im Dienste eines in fernster Zukunft liegenden Grossen und Ganzen.

Die Bürger warten auf ein vernünftiges politisches Angebot, auf einen klugen, pragmatischen und sozial verantwortlichen Umweltschutz. Für diese Debatte wollen wir Argumente liefern.



Dirk Maxeiner und Michael Miersch: Alles grün und gut? Eine Bilanz des ökologischen Denkens. Knaus



## **Die führende Militärzeitschrift der Schweiz**

# **SCHWEIZER SOLDAT**

**Aktuell, informativ, mutig und kritisch – Mit dem SCHWEIZER SOLDAT erhalten Sie wertvolle Informationen und Hintergründe, die in keiner Tageszeitung stehen.**

**Sichern Sie sich diesen militärischen und sicherheitspolitischen Vorsprung.**

**Jetzt den SCHWEIZER SOLDAT bestellen!**

### **Bestellcoupon**

- Schnupper-Abonnement, 3 Ausgaben für Fr. 20.–
- Jahres-Abonnement, 11 Ausgaben für Fr. 62.50 (Ausland: Fr. 95.–)

Name/Vorname: .....

Strasse: .....

PLZ, Ort: .....

Einsenden an: **SCHWEIZER SOLDAT**, Aboservice, Fürstenlandstrasse 122, Postfach 2362, CH-9001 St. Gallen, oder per E-Mail an [abo-service@schweizer-soldat.ch](mailto:abo-service@schweizer-soldat.ch)

**DIE WELTWOCH**

# Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik  
vermittelt das neue E-Paper noch  
mehr Lesevergnügen.



**Neu!**



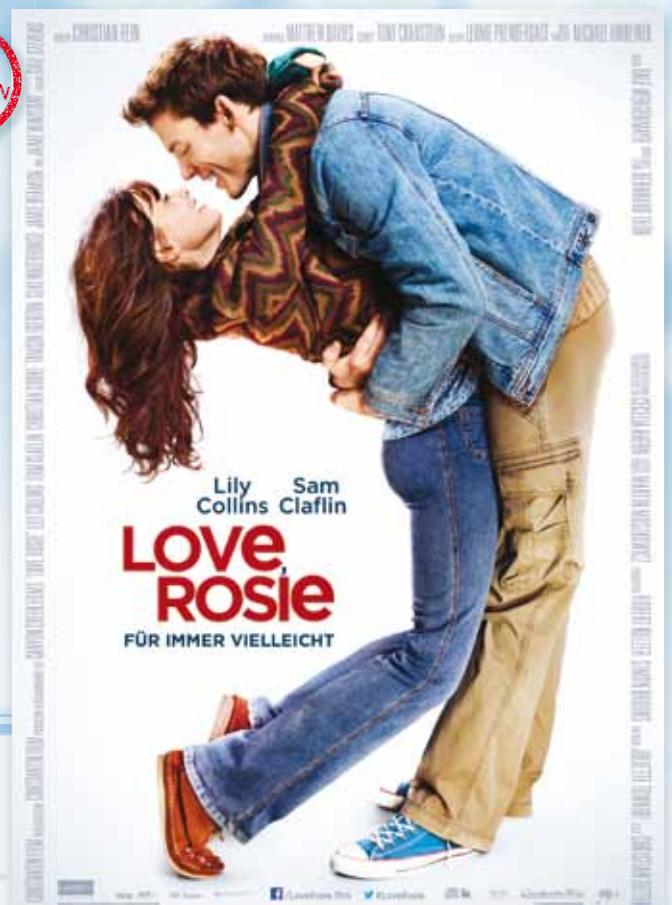
...DIIS RADIO  
LÄDT DICH ZUR

**VORPREMIERE  
AM 29. OKTOBER 2014  
ZUM LIEBESFILM  
«LOVE, ROSIE –  
FÜR IMMER VIELLEICHT»**

INS KITAG KINO MAXX IN WINTERTHUR EIN.  
LASSE DICH VON DEN JUNGSTARS LILY COLLINS  
UND SAM CLAFLIN VERZAUBERN!

ALLE TICKETS EXKLUSIV BEI RADIO TOP!

RADIO TOP HÖREN  
UND TICKETS  
GEWINNEN!



ALLE INFOS UNTER [TOPONLINE.CH](http://TOPONLINE.CH)

Basierend auf dem internationalen Bestseller von Cecelia Ahern, der Autorin von P.S. ICH LIEBE DICH

# Lob der alten Männer

Medienberichte über Popdiven mit jungen Liebhabern schüren den Eindruck, reife Frauen stünden auf «Toy Boys». Unsinn. Gestandene Männer sind in jedem Fall begehrenswerter.

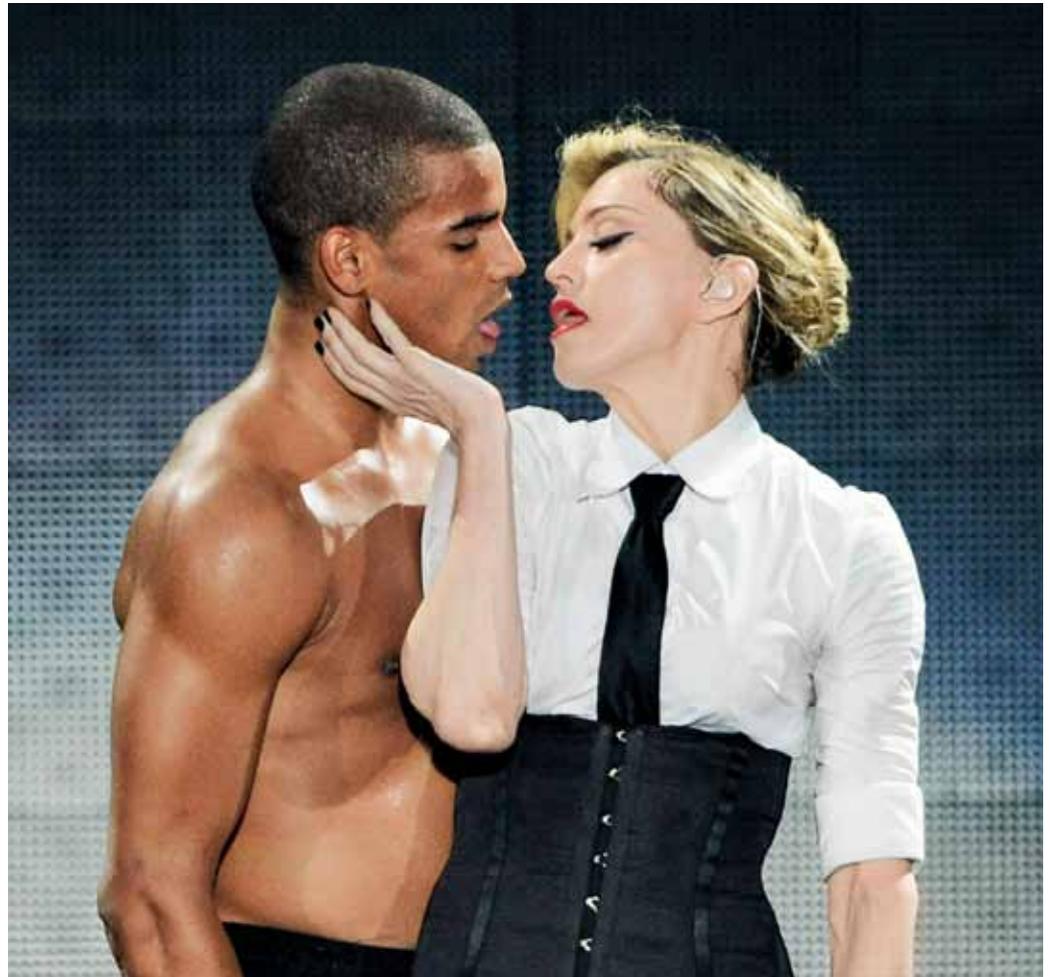
Von Kathy Lette

Älterwerden ist für Frauen das Gleiche wie Kryptonit für Superman. Zeig mir eine Frau, die mit ihrem Alter zufrieden ist, und ich zeige dir die versengten Stellen von ihrer Elektroschocktherapie. Ich hatte immer geglaubt, Altersdiskriminierung sei etwas, was nur Frauen zu spüren bekämen. Doch eine neue Untersuchung der Crown Clinic in Manchester zeigt, dass Männer mit 39 «sexuell unsichtbar» werden. Sowie der Bierbauch vorrückt, der Haaransatz zurückweicht und aus den Ohren ganze Gebüsche wachsen, scheint der Mann sein erotisches Haltbarkeitsdatum überschritten zu haben. Deshalb ist ein jüngerer Mann diese Saison für Frauen das angesagteste aller Accessoires.

Doch ist das schlau? Dafür spricht die Biologie: Ein Mann erreicht seine sexuelle Blütezeit im späten Teenageralter, eine Frau die ihre in den späten Vierzigern. Man braucht nicht Einstein zu sein, um auszurechnen, dass 19 in 50 bedeutend besser reingeht als 50 in 19. Dagegen spricht ausgerechnet die Mode. Denn ebenso wie allzu modische Kleidung einen erst recht alt aussehen lassen kann, datiert einen auch ein Date. Was soll beispielsweise Madonna, 56, mit ihrem Neusten, dem 26-jährigen Timor, anfangen: ihn abschleppen oder adoptieren? Eine Frau, die einen Toy Boy heiratet, bekommt von ihren Freundinnen zu hören, sie habe bei ihrem Liebesleben offenbar die Kindersicherung vergessen.

## Nur Laborratten hatten mehr Sex

Auch sonst ist es ermüdend: Du musst die ganze Zeit rückwärts aus dem Zimmer gehen, damit er die Rückseite deiner Oberschenkel nicht mit denen des letzten Supermodels vergleichen kann, mit dem er rumgemacht hat; und dann tanzt ihr die ganze Nacht den Horizontaltango. Ja, bei Toy Boys ist jedes Spermium rodeotauglich. Ich war mal mit einem zehn Jahre jüngeren Mann zusammen, und nur Laborratten hatten mehr Sex als wir. Wir hatten Telefonsex – in derselben Kabine. Wir machten es zu Musik – in der hintersten Reihe des Stadions. Ans Kopfteil seines Bettes hätte ein Airbag gehört. Ich war der Traum jedes FBI-Agenten: von Kopf bis Fuss voller Fingerabdrücke. Doch zwischendurch mussten wir auch mal miteinander reden – und da fehlte es an Stoff. Stimmt schon: So ein junger Kerl hat eine starke Libido, aber kann er das Wort auch buchstabieren? Vermutlich glaubt er, damit sei das Textbuch zu einer Oper gemeint. Aber



Kindersicherung vergessen: Pop-Diva Madonna mit Freund Timor Steffens auf der Bühne.

«Oper» gehört vermutlich auch nicht zu seinem Wortschatz, es sei denn, es steht «Seifen» davor.

Eine 45-jährige Freundin von mir hat einen Freund, der gleich alt ist wie ihr Sohn. Sie erzählt mir immer, es verbinde sie so viel. Das glaub ich gern: Sie hat eine karibische Insel, und er will eine. Am besten wäre es, sie liessen sich gleich von einem Buchhalter trauen. Toy Boys sind in der Regel so klamm, dass sie eine Frau wegen des Reises heiraten, der bei der Hochzeit rumgeschmissen wird. Bei älteren Männern mögen die Bettlaken klamm bleiben, und noch ältere werden inkontinent, bleiben aber oft solvent.

Zugegeben, auch sonst können sie einem auf den Zeiger gehen, zum Beispiel wenn sie jüngeren Freunden mit ihren Slang-Kenntnissen imponieren wollen und davon erzählen, wie «huckepack» sie neulich nach einem Besäufnis gewesen seien. Und natürlich wird frau auch da so manches von ihren Freundinnen zu

hören bekommen, zum Beispiel: «Ich habe gehört, ihr habt euch an einer Antiquitätenmesse kennengelernt. Hast du ihn da ersteigert?»

Trotzdem ziehe ich jederzeit einen älteren Mann einem Toy Boy vor. Denn da ist die Sache mit «bis dass der Tod euch scheidet» doch einigermaßen absehbar. Wo ein Wille ist, ist bekanntlich auch ein Weg. Das gilt insbesondere für den letzten Willen.

Doch das klingt zu sehr nach einer Goldgräberin. Mittlerweile sind wir Frauen schliesslich wirtschaftlich unabhängig und vermögen auch ohne Sex mit einem Mann schwanger zu werden. Ja, es ist schon so: Könnten unsere Vibratoren auch noch die Spinnen im Bad umbringen, mit dem Gartengrill umgehen und Einbrechern das Brotbrett über den Kopf hauen, dann kämen wir ganz ohne Männer aus.

Kathy Lette, geboren in Sydney, ist Autorin von mehreren Bestsellern und lebt in London.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



«Was habe ich den Leuten bloss angetan!»: Architekt Gehry im BZ-Bank-Gebäude in Berlin.

## «Die Götter lächeln auf mich herab»

Am Wochenende wird in Paris das Museum der Fondation Louis Vuitton eröffnet. Star-Architekt Frank Gehry über seine Auftraggeber, Momente der Erleuchtung, Budgetdisziplin und den Grund, warum er seine Bauten kaum je besucht. *Von Sven Michaelsen*

Mr Gehry, in einer Episode der Zeichentrickserie «Die Simpsons» erhält ein Architekt namens Frank Gehry einen Brief mit dem Angebot, eine dreissig Millionen Dollar teure Konzerthalle zu entwerfen. Der Meister zerknüllt das Schreiben, wirft es zu Boden – und fertig ist der neueste Gehry.

Ich wollte, ich könnte so arbeiten. Dann würde ich öfter zum Segeln kommen.

**Ihr bekanntester Bau ist die 1997 eröffnete Guggenheim-Dépendance in Bilbao. Welches Briefing bekamen Sie für das 140 Millionen Euro teure Projekt?**

Es gab ein Treffen mit drei spanischen Ministern und dem Bürgermeister von Bilbao. Da hiess es: «Bauen Sie uns so etwas wie die Oper in Sydney!»

Zu Ihren derzeitigen Auftraggebern gehört der Franzose Bernard Arnault, Chef des Luxuskonzerns LVMH und mit einem geschätzten Vermögen von 23 Milliarden Euro auf Platz zehn der Forbes-Liste der reichsten Menschen der Welt. Hat er Ihnen gesagt: «Bauen Sie mir so etwas wie das Guggenheim-Museum in Bilbao?»

Nein, so funktioniert Arnault nicht. Er gehört zu der Sorte Bauherren, die präzise Vorstellungen vom Ergebnis haben. Als er mich vor dreizehn Jahren in New York zum Lunch treffen wollte, hiess es, er wolle von mir ein Museum für moderne Kunst, das perfekt mit der Umgebung harmoniert. Als wir uns den Bauplatz in Paris gemeinsam anschauten, stiegen mir Tränen in die Augen. Das Grundstück

liegt neben einem 1860 entstandenen Vergnügungspark für Kinder im Bois de Boulogne. Marcel Proust ging dort spazieren, er gehört zu meinen Lieblingsautoren.

**Das «Fondation Louis Vuitton» genannte Museum wird am 27. Oktober eröffnet. Wissen Sie, was an den Wänden hängen wird?**

Nicht genau, denn Arnault gibt nicht bekannt, was zu seiner Sammlung gehört und welcher Teil davon ausgestellt wird. Ich kenne aber Künstler, die ihm Arbeiten verkauft haben. Darunter sind Jeff Koons, Chris Burden und Richard Prince.

**Sie hatten mit Ego-Bomben wie Donald Trump und dem Facebook-Chef Mark Zuckerberg zu tun. Wie schneidet Arnault im Vergleich ab?**



**Was machen Sie, wenn Ihnen mal nichts einfällt?**

Griesgrämig meinen Schreibtisch aufräumen. Oder in Museen und Konzerte gehen. Das zieht bei mir den Korken aus der Flasche. Die mieseste Idee ist, in meiner Bibliothek in Architekturbüchern herumzublättern. Dabei stellen Sie nur fest, dass alles schon mal gebaut worden ist.

**Einige Kritiker werfen Ihnen vor, der spektakuläre Stil Ihrer Museumsbauten würde die ausgestellte Kunst zur Nebensache degradieren.**

Als die Guggenheim-Dépendance in Bilbao fertig war, haben einige Museumsdirektoren das Gleiche verlauten lassen. Die Folge war, dass Renzo Piano seither 24 Aufträge für neue Museen bekommen hat und ich nur zwei. Es ist seit vielen Jahren ein Dogma, dass Ausstellungsräume weisse Kästen zu sein haben, um der Kunst nicht in die Quere zu kommen. Es ist aber ein Irrtum, zu glauben, dass es eine neutrale Umgebung geben kann. Mich erinnern diese weissen Kästen an Menschen, die dauernd duschen müssen, weil sie einen Waschzwang haben. Welchen Sinn soll es haben, die Werke der Arte povera in sterilen, aseptischen Räumen ohne Menschlichkeit zu zeigen? Das sieht fürchterlich aus! Mein guter Freund Claes Oldenburg bevorzugt graue Wände. Es gibt also kein Gesetz, wie Galerieräume auszusehen haben. Künstler wie van Gogh oder Rodin hätten sich sehr gewundert, wenn man ihre Bilder in Räumen gezeigt hätte, die die Anmutung von Kühlschränken haben.

**Sie sind 85 Jahre alt. Arbeiten Sie noch viel?**

Ich arbeite von Montag bis Samstag von acht bis sechs. Das ist mein Leben. Sonntags gehe ich segeln. Das bringt mich runter.

**Wir führen dieses Gespräch in Ihrem Büro in Los Angeles, einem Glaskasten, aus dem man auf eine Fussballfeld-grosse Betonhalle schaut, in der Hunderte Architekturmodelle stehen. Wie viele Mitarbeiter beschäftigen Sie?**

Ich glaube, es sind 125.

**An wie vielen Projekten arbeiten Sie gleichzeitig?**

Das habe ich gestern mal ausgerechnet. Sieben Grossprojekte sind in der Entwurfsphase, zehn werden zurzeit gebaut. Für mich ist es am besten, an vier bis fünf Projekten gleichzeitig zu arbeiten. Sind es nur zwei, drehe ich durch, weil ich befürchte, gleich klingelt das Telefon und jemand sagt: «Wir müssen drei Monate die Arbeit einstellen, weil wir auf eine Genehmigung warten.»

**Multitasking sei auf Dauer unproduktiv, heisst es.**

Den ganzen Tag nur an einem Projekt zu arbeiten, würde mich langweilen. Ich blühe auf, wenn ich wie ein Schachspieler denke, der auf fünf Brettern gleichzeitig spielt. Eine

Erst mal etwas zu Donald Trump: Ich mag diesen Mann nicht und habe ihn siebenmal abgewiesen – siebenmal hintereinander! Nie für ihn gearbeitet zu haben, macht mich bis heute stolz, denn er will keine Dialogpartner, sondern Befehlsempfänger, die vor ihm strammstehen. Arnault hat zwei Seiten. Es gibt den beinharten Geschäftsmann, und es gibt den Schöngeist, der Klavier spielt und mit einer Konzertpianistin verheiratet ist. Mir gegenüber ist er nie respektlos aufgetreten – auch nicht in Phasen, in denen er meine Modelle nicht mochte.

**Laut Vanity Fair hat Ihr Museum 143 Millionen Euro gekostet. Korrekt?**

Keine Ahnung, ob diese Summe stimmt. Geld war kein Thema. Ich habe von Arnault nie gehört, etwas sei zu teuer. Es ging ihm immer darum, das zu kriegen, was er sich vorstellte.

**Ihre Biografin Barbara Isenberg schreibt, die Grundidee für den Bau sei Ihnen eingefallen, als Sie 45 Minuten lang in einem Magnetresonanztomografen lagen, weil Ihr Gehirn untersucht werden sollte.**

Vielleicht sollte ich mein Gehirn nochmals untersuchen lassen, denn ich weiss nicht mehr, ob es so war. Ich trage immer ein kleines Skizzenbuch mit mir herum, in das ich Entwürfe kritzle, die mir auf Spaziergängen, im Flugzeug oder beim Telefonieren einfallen. Pro Zeichnung brauche ich nicht länger als fünfzehn Sekunden, aber meine Hand weiss aus Vorgesprächen eine Menge über

**«Ich arbeite von Montag bis Samstag von acht bis sechs. Sonntags gehe ich segeln.»**

den Bauplatz, das Budget und die Wünsche des Bauherren. Ich zeichne also keine Ego-Trips. Nach dreissig, vierzig Skizzen kommt irgendwann der zündende Funke. Die Götter lächeln auf mich herab und sagen: «Diese Skizze ist es!» Dann baue ich Dutzende Modelle aus Holzklötzchen, Karton, zerknülltem Packpapier und Tesafilm. Weist eines der Modelle in die richtige Richtung, lasse ich es von Computern in dreidimensionale Baupläne umsetzen.

## Frank Gehry

Der Vater verkaufte Glücksspielautomaten und fuhr «Yankee Doodle Root Beer» aus. Der Sohn, 1929 in Toronto geboren, konnte dank des Sekretärinnengehalts seiner Frau Architektur studieren und gründete 1962 sein eigenes Büro. Acht Jahre zuvor hatte er seinen Nachnamen Goldberg in Gehry ändern lassen, weil er antisemitische Vorbehalte fürchtete. Mehr als dreissig seiner Vorfahren waren im Holocaust ermordet worden. Sein Baustil, sagt der 85-jährige Wahlkalifornier, verdanke sich seiner Freundschaft zu bildenden Künstlern wie Donald Judd, Ed Ruscha, Richard Serra und Claes Oldenburg. Gehrys Lebensprojekt ist der Bau der Guggenheim-Dépendance in Abu Dhabi, die doppelt so gross werden soll wie das Guggenheim in Bilbao. Die Eröffnung ist für 2017 geplant.

Idee für ein Projekt in Berlin stimuliert einen Einfall für ein Projekt in Abu Dhabi und umgekehrt. Das ist wie beim Billard, wenn eine Kugel drei, vier andere bewegt.

### Wie oft besuchen Sie Ihre Bauten, nachdem sie fertiggestellt sind?

Sehr, sehr selten, denn mir fällt sofort auf, was ohne meine Zustimmung verändert worden ist. Ich poche dann darauf, dass dieser Unsinn zurückgenommen wird, und das treibt die Leute in den Wahnsinn. Eine Ausnahme ist die Walt Disney Concert Hall in Los Angeles. Die besuche ich zwei Mal im Monat, weil ich klassische Konzerte liebe. Bei meinem letzten Geburtstag hatte meine Familie die Idee, dass wir in aller Stille nach Bilbao reisen, um dort mit ein paar baskischen Freunden ein wenig zu feiern. Ich war dumm genug, zu glauben, dass unser Vorhaben gelingen könnte. Als wir ankamen, erwartete uns ein gesetztes Dinner mit 250 Gästen, und Daniel Barenboim spielte am Piano. Es wurde sogar eine Brücke nach mir benannt.

### Die vom Basler Architekturbüro Herzog & de Meuron konzipierte Elbphilharmonie in Hamburg sollte den deutschen Steuerzahler 114 Millionen Euro kosten. Die jüngsten Schätzungen belaufen sich auf 789 Millionen Euro. Was denken Sie, wenn Sie solche aberwitzige Zahlen hören?

Zuerst mal denke ich daran, dass mir der Job angeboten wurde, die Elbphilharmonie zu entwerfen. Zur Jury, die den Architekten auswählen sollte, gehörte Ernest Fleischmann. Er war dreissig Jahre lang Direktor der Los Angeles Philharmonic und wurde von der Stadt Hamburg als Berater engagiert. Fleischmann sagte mir, die Jury wolle mich zum Architekten des Projektes

machen und mein Budget belaufe sich auf rund 110 Millionen Euro. Daraufhin liess ich mir den Kaispeicher zeigen, auf den die Konzerthalle draufgesetzt werden sollte. Es war auf einen Blick zu erkennen, dass die Höhe des Budgets ein schlechter Witz war. Ich sagte zu Fleischmann: «Sorry, aber das Ding wird 550 Millionen Euro kosten – mit Glück.» Er wurde wütend und schrie mich an, mit dieser Kostenschätzung sei ich offensichtlich der falsche Mann für diesen Job. Damit hatte er

### «Der Buchprüfer schaute mir in die Augen und sagte: «Mr Gehry, you've been fucked!»»

recht, denn ich habe mir den Ruf erworben, Budgets eisern einzuhalten.

### Auch bei Problemfällen wie der Walt Disney Concert Hall, deren Fertigstellung sich wegen Finanzierungsproblemen und zahlloser Streitereien über fünfzehn Jahre hinzog?

Ja. Das Budget belief sich auf 207 Millionen Dollar. Der fertige Bau hat 215 Millionen gekostet – und nirgendwo leckt es durch.

### Was machen Sie anders als Ihre Kollegen?

Ich bin Realist und habe deshalb 2002 die Firma Gehry Technologies gegründet. Wir haben eine Computersoftware entwickelt, die jede Planungsänderung sofort in Geld umrechnet. Architektur war für mich von Anfang an ein Dienstleistungsbusiness, und von diesem Metier müssen Sie etwas verstehen. Man steht vor einem leeren Rahmen und hofft auf eine Intuition, wie man ihn mit Schönheit, Gefühl und einer individuellen Handschrift füllen kann. Der Augenblick der Wahrheit kommt, wenn Sie dem Bauherrn sagen müs-

sen, ob das Objekt Ihrer Begierde mehr Geld verschlingen wird, als veranschlagt war. Ich möchte kein Betrüger sein. Ich ahne, dass ich beim zehnten empörten Kunden Selbstmord begehen würde. Es macht das Leben sehr viel angenehmer, wenn nach getanem Job der Kunde noch mit einem redet.

### Was hat bei der Disney Concert Hall die jahrelangen Verzögerungen verursacht?

Das gleiche Phänomen wie bei meinen Bauten in Berlin: Es gab ein paar Verantwortliche, die glaubten, alles besser zu wissen, es aber nicht taten. Beim Bau der Disney Concert Hall habe ich diesen Leuten zig Briefe geschrieben, in denen ich gefleht und gebettelt habe. Aber niemand hörte mir zu, weil ich als der spinnerte Architekt galt, der mit dem Kopf in den Wolken lebt. Ihr Weghören liess diese Leute sechzig Millionen Dollar verlieren. Aber statt das zuzugeben, wurde ich die nächsten zwölf Jahre zum Sündenbock gemacht. Ich bin deswegen fast aus Los Angeles weggezogen.

### Wie kam es, dass man Sie am Ende mit Ehrungen überhäufte?

Die Verantwortlichen heuerten einen externen Prüfer an, von dem sie erwarteten, dass er mich zum Schuldigen erklärt. Das Erschliessungskommando stellte sich schon in Formation auf. Ich erinnere mich noch sehr genau an diesen Prüfer: Er war Vizechef des grössten amerikanischen Baukonzerns und ein Schrank von einem Mann. Er rief mein Büro an und sagte, er müsse mich dringend treffen. Als wir uns die Hände schüttelten, schaute er mir in die Augen und sagte: «Mr Gehry, you've been fucked!» Sein Abschlussbericht ergab, dass mich keine Schuld traf, und so durfte ich weitermachen.

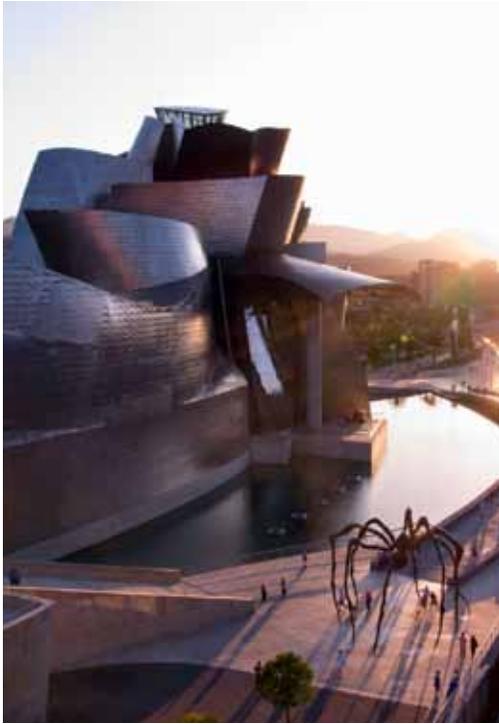
### Ihre internationale Karriere begann mit dem 1989 fertiggestellten Vitra Design Museum in Weil am Rhein. Da waren Sie bereits sechzig Jahre alt.

Schauen Sie sich die Biografien von Mies van der Rohe, Louis Kahn oder Le Corbusier an: Architekten werden erst ab fünfzig oder sechzig richtig gut, weil sie in einem Erfahrungsberuf arbeiten und viele Jahre brauchen, um eine einzigartige Sprache zu entwickeln. Hinzu kommt, dass es immer länger dauert, etwas zu bauen. Wenn ich heute einen Auftrag annehme, weiss ich, dass ich das fertige Gebäude nicht vor 2021 sehen werde. Für einen 85-Jährigen wie mich ist das keine angenehme Entwicklung.

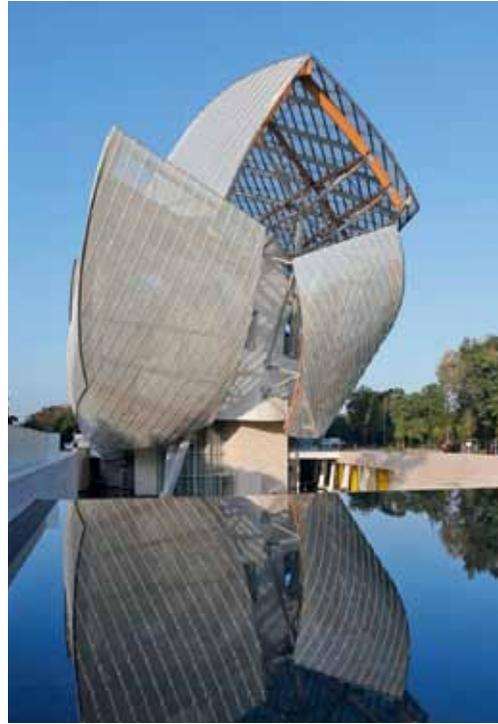
### Ihr Kollege Rem Koolhaas klagt, er könne es sich nicht leisten, sich selber ein Haus zu bauen. Seine Begründung: «Als Architekt wird man nicht reich. Norman Foster vielleicht und Frank Gehry, aber nicht ich.»

Der gute Rem, immer für einen Spruch gut. Kennt er meinen Kontostand? Ich bin nicht arm. Den Grund dafür habe ich bereits genannt: Ich betreibe ein Business, kein L'art





**Ikone:** Guggenheim Museum, Bilbao.



**«Tränen»:** Louis-Vuitton-Foundation, Paris.

pour l'art. Ich habe aber niemals der Versuchung nachgegeben, Praktikanten ohne Bezahlung für mich arbeiten zu lassen, denn das wäre gefährlich. Europäische Architekten erliegen dieser Versuchung, weil sie ihre Aufträge oft nur durch Wettbewerbe bekommen. Da die Teilnahme an Wettbewerben nicht entlohnt wird, beschäftigen sie Sklavenarbeiter, das ist ein wackliges Fundament für ein Business. Nur wer seine Leute anständig bezahlt, schafft eine solide Unternehmenskultur. Ich selbst habe erst mit Anfang sechzig ein Einkommen gehabt, das im rechten Verhältnis zu dem stand, was und wer ich war.

**Haben Sie in frühen Jahren gratis arbeiten müssen?**

Ich habe mich 1954 als junger Familienvater bei Richard Neutra beworben, der damals Mietshäuser für Menschen mit wenig Geld entwarf. Ich war ein idealistischer Sozialist, deshalb begeisterte mich dieses Projekt. Neutra war von meinen Zeichnungen begeistert und sagte, ich könne am Montag bei ihm anfangen. Ich fragte ihn, ob wir nicht vorher über Geld sprechen sollten. Er sagte: «Das ist nicht nötig. Am Montag wird Ihnen meine Assistentin sagen, was Sie zahlen müssen, um bei mir arbeiten zu dürfen.» Ich bin aufgestanden und habe nie wieder einen Fuss in sein Büro gesetzt.

**An die Aufträge für das Guggenheim-Museum in Bilbao und die Walt Disney Concert Hall sind Sie durch Wettbewerbe gekommen. Nehmen Sie noch an diesem Sport teil?**

Nein, ich arbeite nicht mehr ohne Bezahlung. Ausserdem haben Wettbewerbe einen

gravierenden Nachteil. Als Sieger haben Sie es hinterher mit Jurymitgliedern zu tun, die für einen anderen Architekten gestimmt haben, und das ist für die Zusammenarbeit nicht förderlich. Wenn ich heute meine Auftraggeber treffe, weiss ich, dass sie niemand anderen wollten als mich.

**Ihr grosses Vorbild Frank Lloyd Wright war ein Gigant der Geltungssucht. Bei Gericht als Zeuge vorgeladen, stellte er sich als grössten lebenden Architekten vor. Auf die Frage des Richters, was ihn zu dieser Behauptung veranlasse, erwiderte Wright, er stehe immerhin unter Eid. Haben Sie ihn kennengelernt?**

Beinahe. Ich habe seine Arbeit immer wieder studiert, weil er zu den wichtigsten Architekten gehört, die die Welt jemals gesehen hat. Mit dem Menschen Wright hatte ich aber immer meine Probleme. Als sozia-

**«Mein Vater hielt mich für einen verzagten Träumer, aus dem wohl nie etwas werden würde.»**

listisch gesinnter Student fand ich seine öffentlichen Äusserungen ziemlich faschistisch, und seine unfassbare Egomane und Arroganz stiessen mich ab. Als er an der University of Southern California einen Vortrag hielt, bin ich demonstrativ weggeblieben. Nach meinem Armeedienst bin ich mit Frau und Kindern in unserem Volkswagen nach Scottsdale gefahren, um mir Wrights Wohnhaus Taliesin West anzuschauen. Die Flagge war gehisst, was bedeutete, dass Wright zugegen war. An der Auffahrt stand ein Kontrolleur, der uns mit

den Worten begrüßte: «Pro Person ein Dollar Eintritt.» – «Vergiss es», dachte ich. Wir drehten um und fuhren zurück.

**Sydney Pollack hat 2006 einen Porträtfilm über Sie veröffentlicht. Darin sagt Ihr Psychoanalytiker, Ihnen fehle es an Selbstvertrauen.**

Das stimmt wohl. Ich muss bei jedem neuen Projekt wieder mühsam lernen, der Intuition meines inneren Kindes zu vertrauen. Ist der Bau abgeschlossen, möchte ich mir am liebsten die Bettdecke über den Kopf ziehen. Als Bilbao fertig war, dachte ich: «O mein Gott, was habe ich den Leuten bloss angetan!» Aber diese Verunsicherung ist gesund. Meine Selbstzweifel verhindern, dass ich zu sehr von mir eingenommen bin und immer das Gleiche baue. Mein Vater hielt mich für einen verzagten Träumer, aus dem wohl nie etwas werden würde. Inzwischen weiss ich, dass diese Eigenschaft mein wertvollstes Kapital ist.

**Was wird aus Ihren 125 Angestellten, wenn es Sie nicht mehr gibt?**

Mein Sohn Sam arbeitet für mich. Ich halte ihn für ein grosses Talent. Neben ihm gibt es noch fünf oder sechs andere, die ich für gut genug halte, um eines Tages ihr eigenes Ding zu machen.

**Angenommen, Sie haben noch 24 Stunden zu leben. In welcher Ihrer Bauten verbringen Sie die?**

In meinem Haus in Santa Monica, das ich 1977 für 160 000 Dollar gekauft und jahrelang immer wieder umgebaut habe. Dieses Haus war mein Ideenlabor und mein Manifest. Hätte ich in den vergangenen 35 Jahren an die zahllosen Besucher Popcorn verkauft, wäre ein Vermögen zusammengekommen.

**Stimmt es, dass Sie umziehen wollen?**

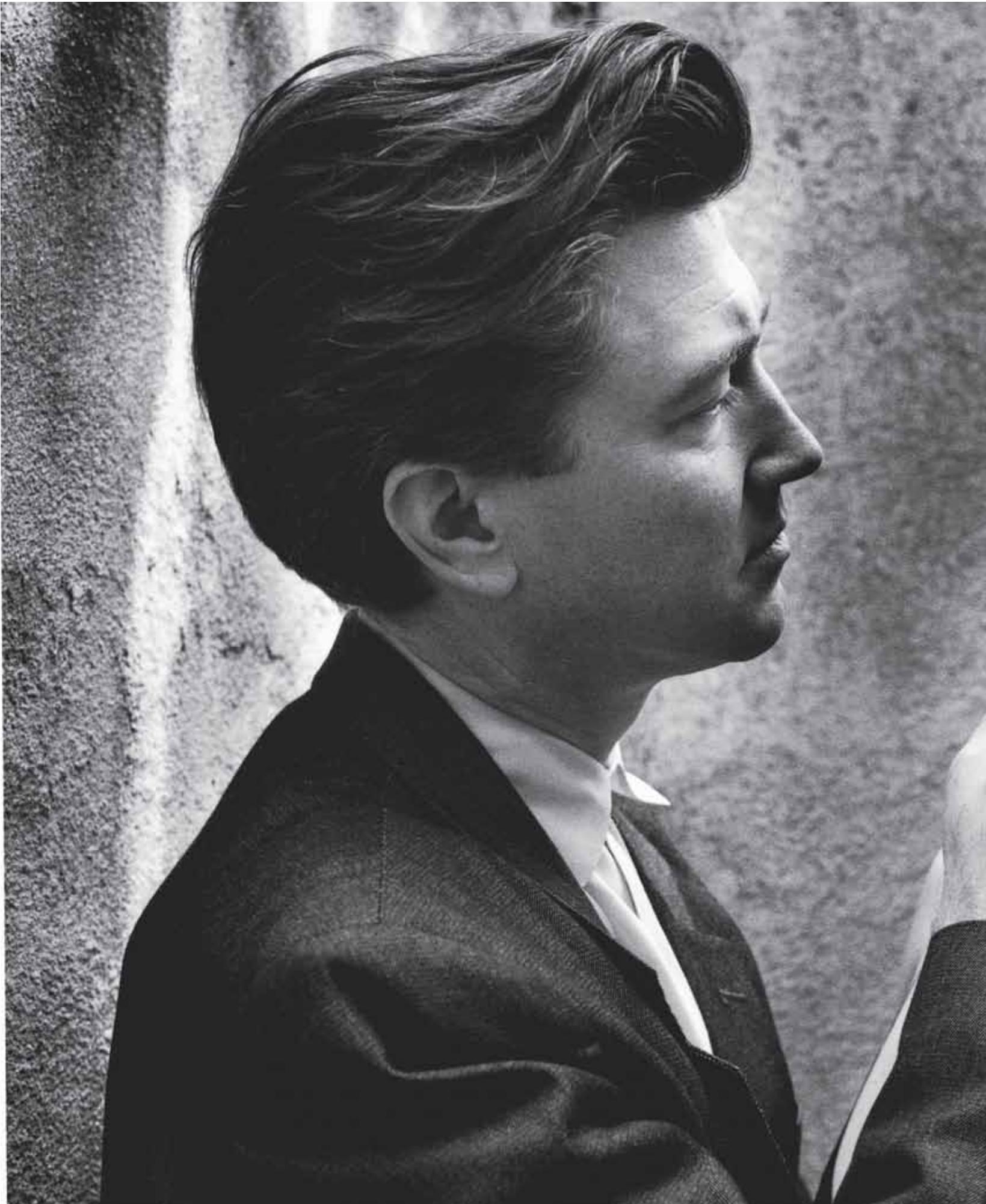
Sam baut mir gerade ein Haus nach seinen Entwürfen, ebenfalls in Santa Monica. Nächstes Jahr wird es bezugsfertig. Ich bin mir aber gar nicht so sicher, ob ich in dieses Haus einziehen möchte.

**Sohn baut Alterswohnsitz für seinen berühmten Architektenvater: Das klingt nach ödipalem Knatsch.**

Ja, der arme Junge. Aber er macht seine Sache gut. Es gibt da einige Dinge, die ich nicht mag, aber die sage ich ihm nicht. Man muss Menschen Fehler machen lassen, denn andernfalls bleiben sie ihr Leben lang von einem abhängig. Sam ist keine Primadonna und kann sich gut in Auftraggeber hinein-denken. Er baut gerade ein Haus für John Baldessari, und der hat offensichtlich einen Narren an ihm gefressen.

**Die Architekturwelt sieht Sie als Künstler. Sie auch?**

Irgendjemand hat mal gesagt: «Was ein Klo hat, kann keine Kunst sein.» Da meine Bauten Klos haben, bevorzuge ich für mich die Bezeichnung Architekt. ○



*Narziss und Kussmund*: David Lynch, Isabella Rossellini.



## Blauer Samt

Von Daniele Muscionico

Sie liefert sich aus. Sie bietet ihm ihre verwundbarste Stelle an. Und würde er bloss dem Griff seiner Hand etwas mehr Nachdruck verleihen ... Er könnte beides: sie küssen, einmal oder immer wieder. Sie küssen, einmal und zum letzten Mal. Der Besitzer und das Besitztum, zwei Menschen in symbiotischer Funktion. Ist es denkbar, dass eine Frau einen Mann genauso anfasst? Und was würden wir von ihr halten?

David Lynch, der Regisseur, hat Isabella Rossellini, die Schauspielerin, so angefasst. In Los Angeles 1988 für die Kamera von Helmut Newton. Sie bildgewordene Zerbrechlichkeit, er Cherub mit Föhnfrisur. Narziss und Kussmund. 1988, der Softporno «Blue Velvet» war noch nicht lange abgedreht und ein Kinoereignis geworden, Rossellini und Lynch waren seitdem ein Paar. Nach diesem Newton-Moment würde ihre Liebe nur noch zwei Jahre dauern. Sieht man es dem Bild an?

Nach «Blue Velvet» galt David Lynch als Gott, und Isabella Rossellini spielte gefügig die Rolle seiner Muse. Das hatte sie geübt, das konnte sie, im zweiten Glied stehen, im Schatten, denn der Schatten ihrer Mutter Ingrid Bergman war überlebensgross. Es war auch der Vergleich mit ihr, deren Mass sie nie erreichte, dass sie nach schlechten Kritiken darauf kam, den Film aufgeben zu wollen. Als Modell einen Weg zu suchen, der ohne Vorbild war.

Dann traf sie Lynch. Er erzählte ihr von «Blue Velvet», er bot ihr Probeaufnahmen an. Hanna Schygulla hatte die Rolle abgelehnt, Isabella Rossellini sagte zu – auch weil Lynch ihr zusagte, sehr. Dabei, das verriet sie vor noch nicht langer Zeit der Fotografin und Journalistin Herlinde Koelbl: Die Lesart der Hauptfigur, Dorothy Vallens, sie nicht als Nymphomanin anzulegen, wie im Drehbuch vorgeschrieben, sondern mit einem Stockholm-Syndrom auszustatten (eine Entführte, die mit dem Entführer sympathisiert) – sie stammte von keiner anderen als von Rossellini selber.

In der Öffentlichkeit war es die Leistung von Lynch, die den Film zum Klassiker machte. Doch die Idee für die Rolle von Vallens war eine weibliche gewesen; die männliche Antwort darauf war sodann: Lynch verliess Rossellini, es gab da eine andere. «David war die grosse Liebe meines Lebens», schreibt sie später in ihrer Autobiografie. Tochter von Stareltern zu sein, heisst womöglich, sich selbst in seiner Wirkung immer etwas zu beschädigen – um niemals voll und ganz dort zu stehen, wo die Eltern sein sollen. Im Licht.

6. Europäischer Monat der Fotografie Berlin. Bis 16. November. Die Helmut-Newton-Stiftung in Charlottenburg zeigt «Helmut Newton's Private Property».

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Paulo Coelho:** Untreue (*Diogenes*)
- 2 (4) **Nele Neuhaus:**  
Die Lebenden und die Toten (*Ullstein*)
- 3 (–) **Michael Hjorth, Hans Rosenfeldt:**  
Das Mädchen, das verstummte (*Wunderlich*)
- 4 (2) **Ken Follett:** Kinder der Freiheit  
(*Bastei Lübbe*)
- 5 (3) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt  
ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 6 (5) **Guillaume Musso:**  
Vielleicht morgen (*Pendo*)
- 7 (6) **Bernhard Schlink:** Die Frau auf der  
Treppe (*Diogenes*)
- 8 (–) **Wolf Haas:**  
Brennerova (*Hoffman und Campe*)
- 9 (10) **Dora Heldt:** Wind aus West mit  
starken Böen (*DTV*)
- 10 (7) **Charles Lewinsky:** Kastelau  
(*Nagel & Kimche*)

### Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (2) **Hape Kerkeling:** Der Junge muss an die  
frische Luft (*Piper*)
- 3 (3) **Guinness World Records 2015**  
(*Hoffmann und Campe*)
- 4 (–) **Thomas Piketty:**  
Das Kapital im 21. Jahrhundert (*C.H. Beck*)
- 5 (4) **Niklaus Flütsch:** Geboren als Frau –  
Glücklich als Mann (*Wörterseh*)
- 6 (–) **Tilman Jens, Heribert Schwan:**  
Vermächtnis (*Heyne*)
- 7 (5) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 8 (–) **Martin Walker:**  
Brunos Kochbuch (*Diogenes*)
- 9 (10) **Hans Küng:** Glücklich sterben  
(*Piper*)
- 10 (7) **Peter Scholl-Latour:** Der Fluch  
der bösen Tat (*Propyläen*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Serien ohne TV

Dass TV-Serien ähnlich komplexe Erzählstrukturen zulassen wie Romane, wurde oft geschrieben; dass sie in ihrer Bedeutung dem Kinofilm den Rang ablaufen, noch öfter. US-Regisseur David Fincher («The Social Network», «Fight Club») zeigt auf, wie die Zukunft dieser boomenden Gattung aussehen könnte. «Ich träume von einer Serie, bei der die einzelnen Folgen ganz unterschiedliche Längen haben, wie in einem Roman, denn nur so kann man eine Geschichte wirklich auf die interessanteste Art erzählen», schreibt er im *Spiegel*. Damit würde der letzte Schritt gemacht zur vollständigen Loslösung der Serien vom klassischen linearen Fernsehen, das aufgrund des Programmrastrers auf einheitliche Längen angewiesen ist. Man darf sich auf die Zukunft freuen. (rb)

## Literatur

# Finaler Bruch

**Singulär, radikal, ungeschützt: Botho Strauss lüftet mit «Herkunft» den Schleier über seiner Kindheit. Und enthüllt den Schmerz über den Untergang seiner Eltern. Von Pia Reinacher**

**B**otho Strauss hat ein Buch über Vater und Mutter geschrieben. «Herkunft» geht einem nahe. Das bescheiden anmutende Büchlein im fluoreszierenden, nachgrünen Leinenband, knapp hundert Seiten stark, ist eines der grossartigsten Bücher der aktuellen deutschen Literatur. Es ist scheue und ambivalente Wiederbelebung der Kindheit, Spurensuche nach den Mustern, die ihn formten, und zartes Andachtsbild an die Eltern. Hier streift einer wie absichtslos durch die Kindheit, holt melancholisch Bild um Bild der Erinnerung heran und vergrössert sie vor den Augen der Leser. Ein für alle Seiten erkenntnisreiches Verfahren.

Dass dieses Stück Literatur berührend ist, hat vor allem damit zu tun, dass Botho Strauss das Unaussprechliche, Unverständliche, Inakzeptable von Leben und Sterben, Aufwachsen und Untergehen, Lebendigkeit und Verfall thematisiert. Wir sehen in diesem Büchlein die Instanzen seiner Kindheit zusammenbrechen – es sind gleichzeitig die Instanzen jedes einzelnen Lesers. Das kann nur grosse Literatur leisten: das Eigene, Individuelle, Private erzählen und in diesem Offenbaren auch die Tragik, mehr noch, den heimlichen Skandal im Leben jedes Menschen einbinden. Wir entdecken die Vorbilder, die den Schriftsteller zu dem machten, der er ist: Vater und Mutter. Es sind die Vertrauten, Lehrer, Beschützer der Kindheit, die Garanten von Geborgenheit und Erfolg – und wir sehen sie langsam kleiner werden, gebrechlich, schwach, wir sehen sie zusammenbrechen und untergehen. Diese Ungeheuerlichkeit hält im Grunde kein Mensch aus – auch wenn es jeden trifft. Strauss hat diesem Unaussprechlichen in seinem neuen Buch «Herkunft» eine Sprache gegeben. Und durch die schonungslose Offenheit ein Tabu geritzt. Auf den letzten Seiten beobachtet der Leser am Horizont die Mutter, wie sie lautlos verschwindet. Den Vater sieht er Jahre zuvor schon auf einem Spaziergang in die Knie gehen. Blut strömt aus seinem Ohr. Sein Auge streift matt den Sohn, ein müdes Leid ist in ihm. Dieser weiss: Es ist das Ende.

«Morgen», so heisst der programmatische letzte Satz in «Herkunft», «wird ihre Wohnung entrümpelt. Morgen wird mein Zuhause aufgelöst.» Botho Strauss' Buch ist ein finaler Bruch mit den Göttern und den Dämonen der Kindheit. Schon lange haben die Kräfte der Mutter nachgelassen. Jetzt soll sie ins Altersheim. Was sie jeweils noch sagte, nach langer Überlegung leise herausbrachte, wurde von keinem mehr beachtet. «Die dünne, dünne

Mutter – so schwächling, so fleischlos ... Immer durchscheinender die Schläfenhaut. Seit 1910 tippelt sie mit diesen kleinen Schritten durch das Jahrhundert.» Die Mutter versteht kaum noch etwas. Wenn der Autor mit ihr redet, hebt sie den Kopf seitlich etwas, und sie lächelt lieb wie zu allen Zeiten. Noch lange hat sie den Haushalt selbst besorgt, wenn auch unter erheblichen Anstrengungen. Sie machte Kaffee, wenn Besuch kam. Vor fünfzig Jahren packte sie mit der gleichen Umsicht dem Kind für den Ausflug zum Fluss die Badesachen, Äpfel, Kekse, Handtuch – und gab ihm Weisungen, was es zu tun und zu lassen habe bei der Fahrt über die Landstrasse. Nur einmal sah der Erzähler sie noch weinen: am Tag, als sie erfuhr, dass die beste Freundin gestorben war.

### Widerborstig und eigensinnig

Botho Strauss gilt als einer der unfassbarsten Schriftsteller der deutschen Literatur. Vor zwanzig Jahren zog er sich aus dem Kulturzirkus der Grossstadt Berlin in die Einsamkeit der Uckermark zurück. Er gilt als widerborstig und eigensinnig, einer, der kaum jemanden an sich heranlässt und die aufgeregte Nervosität des digitalen Zeitalters mit dem gebotenen Misstrauen beobachtet. Wenige stehen ihm nahe – zu ihnen gehört der Schweizer Schriftsteller Thomas Hürlimann. Die Eigenwilligkeit ist wohl Erbe des Vaters. Ein Projektil durchschlug 1916 während einer Gefechtsnacht im Ersten Weltkrieg seine Stirnwand oberhalb der Nasenwurzel und zerstörte das linke Auge. Das Kind sieht den Vater nur mit dem getönten Brillenglas, das dem Beobachter den Anblick der leeren Höhle ersparen soll. Der Vater erträgt sein Schicksal so trotzig wie würdig. Als Apotheker und Chemiker ist er ein Tüftler, in seiner Freizeit schreibt er polemische Schriften zur Aufklärung, etwa das volksmedizinische Nachschlagewerk «Der grosse Schwindel mit den Arzneimitteln».

Botho Strauss entwirft mit der Elternbiografie gleichzeitig eine Kartografie deutscher Geschichte. Der Vater erlebt den Zusammenbruch der Weimarer Republik, das Hitler-Reich, den Zweiten Weltkrieg. Mit sechzig Jahren geht er in den Westen, auch dem Sohn zuliebe, und fängt nochmals ganz von vorne an. Er will vermeiden, dass dieser kommunistisch erzogen wird. Für jede Griechischstunde bezahlt er ihm zehn Mark, so wichtig ist ihm klassische Bildung. Die Flucht in den Westen aber hat ihren Preis. Zwar hätte er im Osten die Fabrik verlo-



«Morgen wird mein Zuhause aufgelöst»: Schriftsteller Strauss.

ren, er hätte aber als Pharmazeut ein ruhiges Leben gehabt; denn er wurde gebraucht. Im Westen steigt er langsam ab, der Erfolg will sich nie wirklich einstellen.

Grossartig ist, wie es Botho Strauss gelingt, sein zerrissenes, halb liebevolles, halb kritisches Verhältnis zum Vater unspektakulär auf den Punkt zu bringen. Auch in diesen Passagen redet «Herkunft» gleichzeitig vom Autor und von einer Generation von Söhnen, die mit der Kriegsvergangenheit der Eltern nicht fertig wird. Weder verrät er ihn, noch entlässt er ihn kritiklos aus dem Gedächtnis. Vater und Sohn lägen schon heute im gemeinsamen «Verfasser»-Grab, heisst es einmal. Aber beim

erstmaligen Lesen der Broschüren seines Vaters aus dem Jahr 1938 habe er eine unangenehme Zeile entdeckt, über die er zutiefst erschrocken sei. Der Vater habe darin die Betätigung in der Hitler-Jugend zum Zwecke der geistig-seelischen Erfrischung empfohlen.

«Herkunft» ist ein Buch, so eigenwillig wie der Autor selbst. Eine Folie der Gegenwartsgeschichte – auf ihr eingeritzt ein Familienleben. Trauriges und einführendes, scharfsinniges und liebevolles Epitaph für die Eltern. Man sollte es auf der Stelle lesen.

**Botho Strauss:** Herkunft. Hanser. 96 S., Fr. 22.90

## Jazz

# Dolphy now and then

Von Peter Rüedi

Alexander von Schlippenbach und Aki Takase gehören zu jener europäischen (respektive wahleuropäischen) Avantgarde, die die Nabelschnur zur Jazztradition nie durchschnitten hat. Beide haben wiederholt Hommagen an berühmte Ahnen vorgelegt. Schlippenbach holte 2005 mit «Monk's Casino» zu einer eigentlichen Enzyklopädie sämtlicher Kompositionen des grossen Thelonious aus, Takase verneigte sich vor so unterschiedlichen Altvordern wie Duke Ellington, W.C. Handy, Fats Waller und Ornette Coleman, abgesehen von ihrer eigenen Monk-Hommage und einem früheren Eric-Dolphy-Projekt. Aus Anlass des 50. Todestags des Altsaxofonisten und Pioniers der Bassklarinette schreiben die beiden nun gemeinsam ein erfrischend wildes Epitaph auf den tragisch Frühverstorbenen. Der wurde mit 36 in einem Berliner Spital Opfer eines vielleicht rassistisch motivierten Kunstfehlers: Dolphy starb an einem Diabetes-Schub, den die Ärzte – bei einem schwarzen Jazzmusiker! – als Drogenkollaps fehldiagnostizierten. Nach einer Europa-Tournee mit dem Sextett von Charles Mingus beschloss Dolphy 1964, in Europa zu bleiben. Der rabiate Bassist schrieb seinem Partner daraufhin den berührenden Abschiedsblues «So Long, Eric». Takase/Schlippenbach setzen ihn nun als Titel, ohne ihn freilich der Sammlung von Dolphy-Originalen anzufügen. Die Dolphy-Ehrung der beiden Pianisten mit einem vorwiegend jungen, durch zwei ehemalige Partner des Erinnerten (Karl Berger und Han Bennink) erweiterten Ensemble steht vor einem Problem, das wenig mit ihnen, aber viel mit Dolphys nach wie vor anhaltendem Status als Geheimtipp zu tun hat. Will sagen: Ein Grossteil des heutigen Publikums ist kaum in der Lage, in dem neunteiligen Rezital nicht nur den kühnen Komponisten Dolphy zu hören, sondern dahinter auch den Improvisator mit seinen atemberaubenden Intervallsprüngen und seinem besonders intensiven «cry». Die Musik also zu hören wie ein Palimpsest. Freilich: Auch ohne solchen Mehrwert ist der Intensitätstransfer vom Original in die neuen Arrangements sehr beeindruckend. *Music* «Out There», *now and then*.



**Aki Takase / Alexander von Schlippenbach:** So long, Eric! Hommage to Eric Dolphy. Intakt Records CD 239

# Die Kunst des riskanten Denkens

Wozu taugt heute noch die Philosophie? Als blosses Universitätsfach nutzt sie ihre Möglichkeiten nicht. Nach einem strahlenden Aufbruch zu Beginn des Jahrhunderts müsste sich das Denken wieder auf seinen ursprünglichen Auftrag besinnen: Dagegenhalten. Realismus ist gefragt. *Von Hans Ulrich Gumbrecht*

Der Freiburger Privatdozent Martin Heidegger war gerade 34 Jahre alt geworden, als er zum Wintersemester 1923/1924 eine «Professur ad personam auf einem ausserordentlichen Lehrstuhl für Philosophie» in Marburg antrat. Da er schon während des Studienjahrs 1915/1916 habilitiert und also berufungsfähig geworden war, konnte die Ernennung in der hessischen Provinz und auf eine Stelle, die nicht ganz dem Rang des ordentlichen Professors entsprach, höchstens als später Achtungserfolg für einen Akademiker gelten, der bis dahin weder mit der Zahl noch mit einem greifbaren Profil seiner Publikationen gegläntzt hatte. Dennoch war der «Name Heidegger damals schon durch ganz Deutschland gegangen, wie das Gerücht von einem heimlichen König», schrieb Hannah Arendt, die in Marburg bald Heideggers Studentin und auch seine Geliebte werden sollte. Und das Gerücht kündigte an, dass mit ihm jenseits aller «müssigen Universitätsgelehrsamkeit das Denken wieder lebendig werden» sollte.

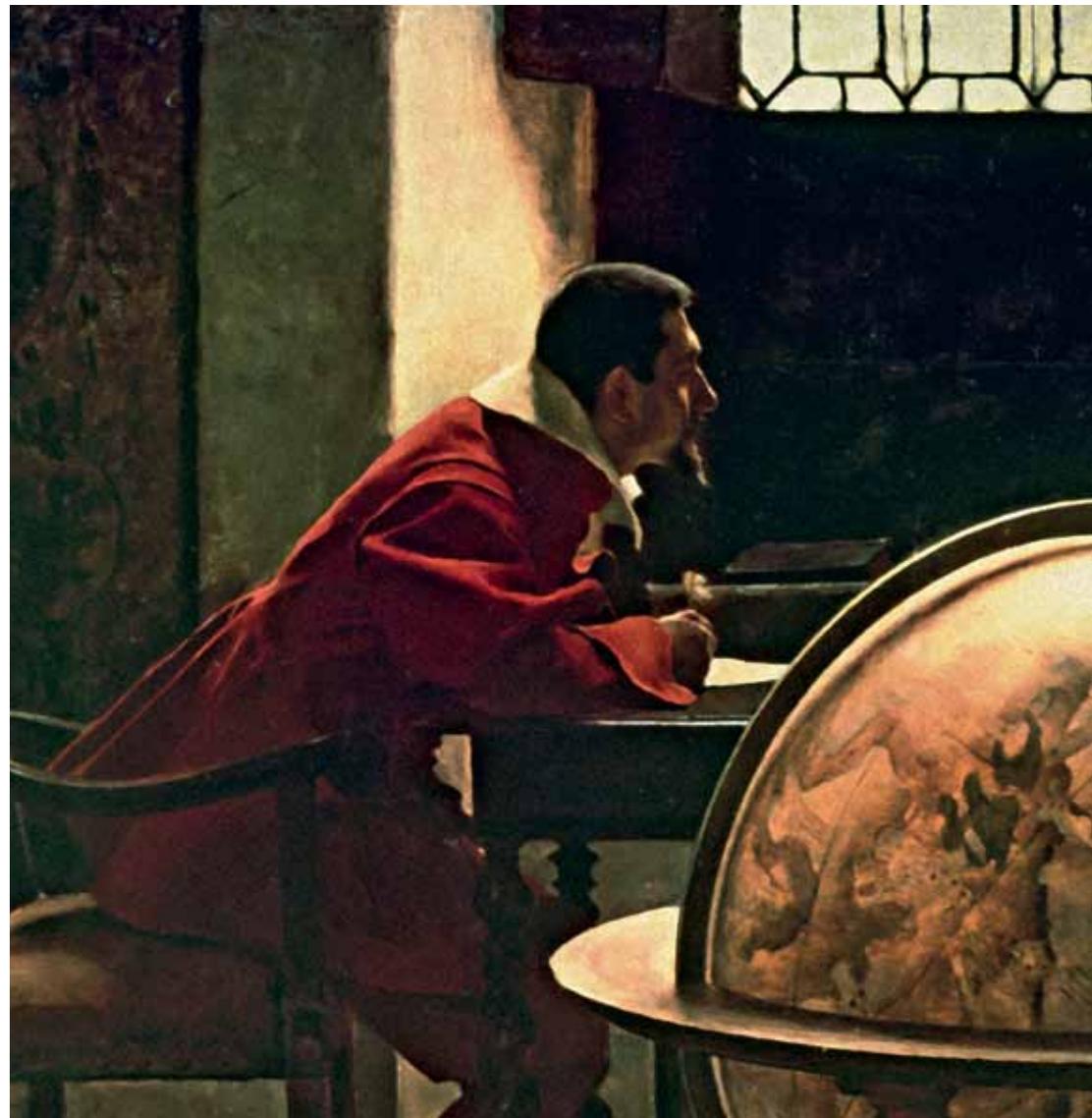
## Heideggers Heimweh

Eine Spannung zwischen universitärer Enge und dem Leben der Philosophie existierte also schon damals, aber zugleich war die Universität vor neunzig Jahren noch ein Ort voll grosser philosophischer Erwartungen – und Ereignisse. Bereits in Freiburg hatte Martin Heideggers Charisma die ihm vorgesetzten und zum Teil international berühmten Kollegen in den Schatten gestellt, sogar Edmund Husserl, den nicht wenige Zeitgenossen für den bedeutendsten Denker ihrer Gegenwart hielten – und der selbst seit seiner Berufung nach Freiburg im Jahr 1916 von Heideggers einzigartigem Talent beeindruckt war. Dessen Seminare und Vorlesungen faszinierten, ja «verzauberten» ihre Hörer – gerade das Wort vom «Zauberer» erscheint immer wieder in den Notizen akademisch-intellektueller Erinnerung. An der Universität Marburg entfaltete sich der Sonderstatus des eigentlich noch kaum ausgewiesenen Philosophen nur weiter. Provokant setzte Heidegger seine eigenen Vorlesungen genau zu den Tageszeiten an, die seit langem von prominenten Marburger Kollegen wie Hermann Cohen, Nicolai Hartmann und Paul Natorp belegt waren – und hatte bald die meisten Hörer in der Philosophie an sich gebunden (es gab etwa hundert von ihnen). Zugleich entstand eine geistige Freundschaft zwischen dem «geheimen Marburger König» Heidegger und dem grossen protestantischen Existenzial-

Theologen Rudolf Bultmann, aus der bald ein gemeinsames wöchentliches Oberseminar in Bultmanns Haus und eine Gruppe später berühmter Studenten hervorging.

Doch die immer neuen Vorschläge des Marburger Rektorats an das preussische Kultusministerium, Heidegger auf eine ordentliche Professur ohne institutionelle – und finanzielle – Abstriche zu versetzen, wurden «mangels grosser literarischer Leistungen» (so schrieb man damals statt: «wegen fehlender Publikationen») immer wieder abschlägig beschieden. Bis dann während weniger Monate des Jahres 1926 das Manuskript zum Buch «Sein und Zeit» entstand, das im April 1927 veröffentlicht wurde und Heidegger übers Jahr – und für immer – zu einer der grossen Autoritäten in der

Philosophie seiner Zeit machte. Mit ganz neuen, unkonventionellen Begriffen reformulierte und löste er dort eine Frage, die im neunzehnten Jahrhundert immer bedrängender geworden war und etwa Husserls Lebenswerk auf den Weg gebracht hatte. Ursprung jener Geisteskrise war eine wachsende Skepsis gegenüber der traditionellen Gewissheit, dass die intellektuellen Fähigkeiten des Menschen als «Subjekt» die Möglichkeit einer objektiven Erfassung der Welt als «Objekt» garantieren. Husserls Phänomenologie hatte vorgeschlagen, in Selbstanalyse die prägenden Auswirkungen des Bewusstseins auf unser Weltbild herauszufinden, um diese dann gleichsam vom Weltbild «abziehen» zu können und so doch noch zu objektiver Erkenntnis zu gelangen. Die



*Projektionen produzieren Projektionen: «Galileo und Viviani» von Tito Lessi, 1892.*

entscheidende Intuition von «Sein und Zeit» hingegen und eine wichtige Öffnung auf die Philosophie unserer Gegenwart ereignete sich in Heideggers Neubeschreibung des Verhältnisses zwischen Subjekt und Objekt als «In-der-Welt-Sein». Diese Auffassung unterstellte eine ursprüngliche Vertrautheit der Menschen mit ihrer Welt, und sie ersetzte ihr ausschliesslich geistiges Selbstbild als «Subjekt» durch den Begriff des «Daseins», mit dem unsere Existenz ihre räumliche («Da-») und körperliche Dimension zurückgewann. Dank dieser doppelten Begriffsverschiebung wurde der Mensch von einem gegenüber der Welt abgesetzten Aussenbeobachter wieder in einen körperlichen Teil der Welt der Dinge zurückverwandelt, gleichsam beheimatet. Seine Existenz vollzog sich innerhalb einer ihm eigenen, den Perspektiven des Daseins entsprechenden Struktur der Welt. Heidegger nannte seine Philosophie als Beschreibung dieser menschlichen Welt Existenzialontologie. Für sie konnte keine andere Welt von Belang sein als eben die aus dem Dasein der Menschen entstandene.

Aufgrund der Resonanz, die «Sein und Zeit» fand, stieg der vormalis «geheime Philosophen-

König» Martin Heidegger noch vor 1930 zu einem Protagonisten der Öffentlichkeit auf, der wohl – ähnlich wie die grossen Physiker jener Jahre, zu denen etwa Albert Einstein, Werner Heisenberg, Max Planck oder Erwin Schrödinger gehörten – mit der Universität in Verbindung gebracht wurde. Sie alle wurden Sinnbil-

---

### Philosophen bringen Aspekte des Lebens ins Bewusstsein, die zuvor übersehen worden sind.

---

der für ein Denken, das Nichteingeweihte aus der Ferne bewundern konnten – ohne es je wirklich zu verstehen. Diese Art von ferner und zugleich strahlender Präsenz hat die gesellschaftliche Wahrnehmung der Philosophie bis hin zum Ende des 20. Jahrhunderts begleitet, woran uns Namen wie Gottlob Frege, Bertrand Russell, Ludwig Wittgenstein und Richard Rorty, Gilles Deleuze, Jean-François Lyotard und Jacques Derrida, Theodor W. Adorno, Jürgen Habermas und Niklas Luhmann erinnern. Dass nicht alle Universitätsphilosophen zu philosophischen Fachbereichen gehören mussten und

dass Philosophie – im Gegensatz zu den anderen «Wissenschaften» – auch ausserhalb der Universität ein ausserordentliches Niveau zu erreichen vermochte, hatte sich aus ihrem Ursprung und ihrer besonderen Wirkung ergeben. Das belegen die Bücher der französischen Schriftstellerphilosophen Albert Camus und Jean-Paul Sartre.

### Warum ist nicht nichts?

Denn selbst wo Philosophie im offiziellen Status einer akademischen Disziplin stattfindet, lässt sie sich – im Gegensatz zu allen anderen Disziplinen – weder durch einen spezifischen Bezugsgegenstand definieren noch durch einen eigenen Typus von Denkregeln. Die Fähigkeit zu philosophieren ist nur durch die Praxis des Philosophierens zu erlernen. Westliches Philosophieren hat über drei Jahrtausende immer wieder besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen: Rousseau wurde im beinahe wörtlichen Sinn zu einem Heiligen der Französischen Revolution. Der deutsche Hegel avancierte zum preussischen Staatsphilosophen, und Marx prägte die internationale sozialistische Bewegung. Ungeachtet dieser Ausnahmen, erfüllt sich die Hauptwirkung der Philosophie nicht im Lösen von Problemen oder in der Entwicklung von Programmen, sondern in der Steigerung und Verfeinerung der Arten und Methoden, die Welt zu erkennen und zu beschreiben. Interessante Philosophie hat es immer wieder fertiggebracht, Alternativen, Kontrapunkte zu den jeweils herrschenden Weltansichten zu formulieren.

Philosophen bringen Aspekte der Welt und des Lebens ins Bewusstsein, die zuvor übersehen worden sind, und vor allem fassen sie die Welt und das Leben anders auf, als es Schule und Tradition als Autoritäten vorgeben. Zumindest sollten sie das. Man kann diese Art zu denken riskantes Denken nennen, weil sie immer wieder das Konventionelle – aber auch das Bewährte – herausfordert und vor die Möglichkeit seiner Veränderung stellt. Heidegger hat einmal vorgeschlagen, den – für ihn zu jedem menschlichen Leben gehörenden – Impuls des Philosophierens auf ein existenzielles «Heimweh» zurückzuführen, auf den nie endgültig zu erfüllenden Wunsch, ein «Ganzes» zu finden, aus dem unsere individuelle und kollektive Existenz entstanden sein und in dem sie ihre Bestimmung finden könnte, ihren Sinn. Dieser Impuls, sagte er, setze ein mit der eigentlich und ursprünglich philosophischen, mit der unvermeidlich erschreckenden Frage, warum es überhaupt «etwas» gebe – und nicht «nichts».

An diesem Grundverständnis des Philosophierens hat sich während der vergangenen zwei Jahrhunderte nur wenig geändert. Doch Universitätskarrieren wie die von Martin Heidegger oder auch von Ludwig Wittgenstein, in denen sich ein strahlendes Talent schon früh zeigte, um dann bald zu einem ebenso fernen



wie ekstatischen Leuchten für die Gesellschaft zu werden, scheinen sich heute nicht mehr zu ereignen. Zum letzten Mal weckte eine solche Erwartung im Kulturraum der deutschen Sprache wohl vor dreissig Jahren Peter Sloterdijks Buch von der «Kritik der zynischen Vernunft». Doch für die Ausstrahlung seines Autors ist die Universität dann immer nebensächlicher geworden. Sloterdijk gehört eher – als brillanter Vorläufer – zur Gegenwart einer Philosophie, die sich an vielen gesellschaftlichen Orten jenseits der akademisch-disziplinären Grenzen zu etablieren beginnt, etwa in den Medien, in Fernsehsendungen oder, heute besonders beliebt, in philosophisch auftrumpfenden Ethikräten, die im Regelfall allerdings weniger das riskante als vielmehr das bestätigend-beschwichtigende Denken pflegen. Diese inzwischen machtvollen Säulen des Mainstreams haben es dringend nötig, bald selbst einmal Gegenstand philosophisch fundierter Analyse zu werden.

### Die analytische Philosophie

So erstaunlich schnell also jener helle Glanz der Universitätsphilosophie aus dem zwanzigsten Jahrhundert verblasst sein mag, so sehr scheinen gebildete Leser mittlerweile dem Philosophieren mit oder ohne Diplom eine neue praktische Relevanz für den eigenen Alltag zuzutrauen. Und während sich das Philosophieren Schritt für Schritt seinen kleinen Markt erobert, ist die Philosophie als Universitätsdisziplin nun endgültig in eine Phase der Normalisierung und der akademischen Professionalisierung eingetreten, die sich in einer eigentümlich geo-intellektuellen Zweiteilung vollzieht, in der Zweiteilung zwischen einer «analytischen» und einer «kontinentalen» Philosophie.

Die längst zu einer kraftvollen institutionellen Tradition gewordene analytische Philosophie geht auf jene prekäre historische Phase des Denkens um 1900 zurück, als auch Husserls Phänomenologie und in Frankreich der ihr ähnliche Ansatz von Henri Bergson entstand, auf jenen Moment also, wo die blosser Möglichkeit objektiver Einsicht mit einem Mal ferngerückt schien. In Oxford und Cambridge vor allem, aber auch an einigen österreichischen und deutschen Universitäten liessen Philosophen mit einer damals neuen logischen, ja oft sogar mathematischen Strenge ein Bewusstsein von der Schwierigkeit entstehen, auch nur minimale Momente der Objektivität und Erkenntnisgewissheit aufrechtzuerhalten. Von diesem Ausgangspunkt her hat das analytische Denken im Lauf des 20. Jahrhunderts beinahe flächendeckend die nordamerikanische Universitätsphilosophie erobert. Zu seiner wohl berühmtesten Urschrift ist Ludwig Wittgensteins «Tractatus logico-philosophicus» von 1923 geworden, aber auch die Werke von Philosophen der Aufklärung wie Kant und Hume



«Philosophen-König»: Heidegger.

gelten ohne Abstriche als fundamental, während der Rest des akademischen Philosophieens gerne unter dem etwas herablassend klingenden Namen der «kontinentalen Philosophie» zusammenfasst wird.

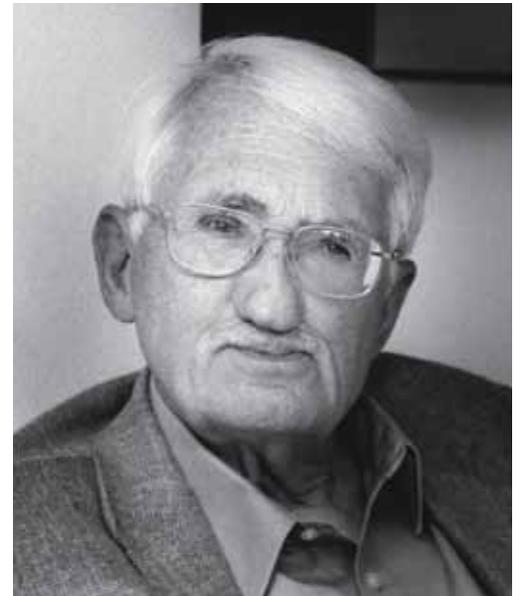
Vor allem hat sich in der analytischen Philosophie ein hoher Grad der Spezialisierung herausgebildet, eine Konzentration auf – von ausen gesehen oft minimal wirkende – «technisch» genannte Probleme, in die man sich einarbeiten muss wie in spezielle naturwissenschaftliche Forschungsgebiete und wo Fortschritte nur noch für Eingeweihte nachvollziehbar sind. Um bloss ein Beispiel zu nennen: Analytische Philosophen haben mit eindrucksvoller Differenzierung die besonderen Möglichkeiten ent-

### Die Welt greifbarer Tatsachen wurde in eine Welt geistiger Vorstellungen verflüssigt.

faltet, in denen sich Namen (im Gegensatz zu Substantiven) auf die Welt ausserhalb der Sprache und auf andere sprachliche Elemente beziehen. Mit solchen Leistungen hat ihr Denken einen betont «wissenschaftlichen» Grad der Professionalisierung erreicht und zugleich das Vertrauen von empirisch-praktisch ausgerichteten Disziplinen gewonnen. Für die Wirtschafts- und Ingenieurwissenschaften etwa ist die analytische Philosophie der Entscheidungsbildung zu einem hochgeschätzten strategischen Partner aufgestiegen.

### Kontinentalphilosophie als Recycling

Der «kontinentale» Rest der Philosophie, wie er heute von Universität zu Universität entweder in friedlicher Koexistenz mit dem analytischen Stil lebt oder in einer leidensbereiten Bewegung des geordneten Rückzugs, befindet sich mittlerweile in einer eigenen Phase der «wissenschaftlichen» Professionalisierung. Hoch-



Ausserordentliches Niveau: Habermas.

kompetent, wohlbestallt und mit einem ausgeprägten Sinn für die Grenzen intellektueller Territorien verwalten Philosophieprofessoren im mittleren Alter kurze Strecken einer oft als Vorgeschichte ihres «Fachs» missverstandenen Philosophiegeschichte. Eine neue Qualität in der Detailforschung und den kommentierten Neuausgaben klassischer Texte hat die Neigung zum eigenständigen Philosophieren ausgetrocknet – und den jeweils neuesten Wissensstand zur Bedingung für die Teilnahme an philosophischen Gesprächen gemacht.

Anders als das straffe Kraftfeld der analytischen Debatten duldet die Welt der kontinentalen Philosophie aber neben historischem Spezialistentum auch eine intellektuell ebenso ermüdende wie breite Nachhut von «Schulen», die an systematischen Positionen der Vergangenheit festhalten, obwohl sich deren Denkpotenzial für die zündenden Fragen der Gegenwart längst verflüchtigt hat. Das gilt für immer noch zahlreiche Restfraktionen, die an dem Anspruch festhalten, der Marxismus habe – nach einem Jahrhundert wiederholt katastrophalen Scheiterns oder gerade wegen dieses Scheiterns – noch eine Chance auf politisch-praktische Bewährung verdient. Der vor allem bei Lesern im Adoleszenzalter hochbeliebte Slavoj Žižek bedient diese hartnäckige Sehnsucht mit dem Charme erzählerischer und psychoanalytischer Ironie. Hingegen scheint die einst so einflussreiche neomarxistische Frankfurter Schule solche Rückzugspositionen inzwischen geräumt zu haben. Ihre Autoren bemühen sich heute eher um intellektuell gepflegte Legitimationen für den sozialdemokratischen Ist-Stand in der Europäischen Union.

Nach einem halben Jahrhundert beständigen Recyclings blass geworden sind auch die verschiedenen Positionen des Konstruktivismus und des *linguistic turn*, die einst breite und oft begeisterte Resonanz gefunden hatten. Es ging um den Schritt zum Verzicht auf ein objektives



Strahlende Präsenz: Wittgenstein.



Aus der Ferne bewundern: Adorno.

Bild von der Welt ausserhalb des menschlichen Bewusstseins und um die Ersetzung eines in diesem Sinn objektiven Wahrheitsbegriffs durch die Idee von der Wahrheit als innerhalb der Sprache und des sozialen Wissens zu erreichendem Konsensus über jeweilige «Weltkonstruktionen». Die Welt greifbarer Tatsachen wurde in eine Welt geistiger Vorstellungen – auch Diskurse genannt – verflüssigt, ja geradezu aufgelöst.

### Der neue Meister

Jacques Derridas «Deconstruction» und Niklas Luhmanns «Systemtheorie», die vor wenigen Jahrzehnten noch für viele aufstrebende Intellektuelle den Status von Heilslehren hatten, sind inzwischen zu einer nostalgischen oder zu einer in ihrer Nüchternheit eher ehrgeizig pragmatischen Variante des Konstruktivismus vergilbt. Die einzig verbleibende Anziehungskraft liegt wohl in ihrer ästhetischen Qualität als philosophische Entwürfen mit Totalitätsanspruch. Man kann in Luhmanns und in Derridas Schriften zwei ganz verschiedene Gesten denkerischer Eleganz bewundern, ohne sie als Ansätze vollständiger Welterklärung ernst zu nehmen.

Öffentlich sichtbar wird die ohne grosse institutionelle oder finanzielle Anfechtungen weiterlebende kontinentale Universitätsphilosophie aber heute nur noch dann, wenn sie auf ihre etwas stockfleckige Innenseite oder auf Situationen unseres sich dauernd verändernden Alltags mit der Energie riskanten Denkens reagiert. In diesem Sinn hat sich eine Intensität von Entwürfen in der philosophischen Ästhetik herausgebildet, die, wie Karl Heinz Bohrer's Begriff der «Plötzlichkeit» oder Martin Seels Begriff des «Erscheinens», auf neue Formen und Positionen ästhetischer Erfahrung in der Gegenwart Bezug nehmen. Vor allem aber ist es den inzwischen bereits als «klassisch» angesehenen Autorinnen eines philosophisch gebilde-

ten Feminismus wie Judith Butler oder Hélène Cixous nicht nur gelungen, ihre traditionellen Leserinnen bei der Stange zu halten, sondern der Philosophie neue Leserinnen und auch Leser zu gewinnen.

Zugleich sind innerhalb der kontinentalen Philosophie neue Positionen eines philosophischen Realismus entstanden, eine Hinwendung zu den Problemen des Lebens gewissermassen. Das ist erstaunlich, wenn man bedenkt, dass Sprache und Bewusstsein ja fast schon wesensmässig zu Einbildungen, Vorstellungen, eben zu Konstruktionen neigen, weil ihnen – niemand zweifelt mehr daran – der Zugang zur «objektiven Erkenntnis» versperrt bleibt. In diesem Zusammenhang finden heute vor allem die Schriften von Bruno Latour aus Frankreich verdiente Beachtung. Giorgio Agamben ragt aus einer Generation italienischer Philosophen heraus, die den Verlust klassisch individueller Freiheitsansprüche zum Anlass für einen in seinen Tönen oft heilig-nüchternen und hypersensitiven Protest genommen haben. Aufsehen erregt hat unter anderem Agambens Diagnose,



dass in der Europäischen Union die «peinliche» Tatsache verdrängt werde, dass es sich bei der EU um einen «Vertrag zwischen Regierungen» handle, dem die demokratische Beglaubigung fehlt.

Zu dem gerade vom verlässlich lauten Protest seiner Gegner bestätigten Meister der philosophisch-öffentlichen Provokation ist – nicht zuletzt dank seinem herausragenden schriftstellerischen Talent – im neuen Jahrtausend Peter Sloterdijk aufgestiegen. Er versäumt kaum eine Gelegenheit, die Bequemlichkeiten «breiter» gesellschaftlicher Einverständnisse aufzustören, ob es sich nun um die selbstgefällige Dämonisierung bestimmter technologischer, vor allem gentechnologischer Möglichkeiten handelt oder um die etatistische Begeisterung für steuerliche Höchstsätze.

Für Autoren wie Sloterdijk, Agamben und selbst Latour sind das Werk von Friedrich Nietzsche, die späten Schriften Martin Heideggers und auch bestimmte Begriffsschichten der christlich-theologischen Tradition zunehmend wichtig geworden. Die Linie des riskanten und deshalb produktiven Denkens zeichnet sich hier in einer Zuwendung zur Welt der Gegenwart ab, welche die konstruktivistische Begrenzung von Erkenntnis durch Sprache und Bewusstsein nicht mehr hinnimmt. Die Auswirkungen des neuen Realismus auf die akademisch-kontinentale Philosophie sind freilich bisher minimal geblieben – und schon gar nicht gibt es Verbindungen zur analytischen Philosophie, die ihren eigenen Realismus nie ganz aufgegeben hatte. Als Institution ist die Universitätsphilosophie zum riskanten Denken kaum bereit. Manchmal fragt man sich, ob ihre Protagonisten jeden Konflikt mit dem Staat und anderen Autoritäten vermeiden, der für für sie nachteilige Auswirkungen haben könnte.

### Rückkehr des riskanten Denkens

Dennoch legen eine Reihe von Symptomen in unserem gegenwärtigen Alltag die Vermutung nahe, dass sich das vernehmbar neue riskante Denken auf der Schwelle zu einer ungleich dramatischeren, ja tatsächlich zu einer überwältigenden intellektuellen Herausforderung befinden könnte. Die Vorzeichen, unter denen wir seit der Aufklärung in der westlichen und mittlerweile globalen Kultur Weltwahrnehmung und Welterleben in Begriffe umsetzen, haben sich seit der Mitte des 20. Jahrhunderts grundsätzlich gewandelt – obwohl wir diese Veränderung und ihre Konsequenzen erst jetzt zu ahnen und zu verstehen beginnen. Sozialismus und Kapitalismus, Geschichtsphilosophie und Evolutionsbiologie setzten voraus, dass die Welt «historisch» sei. Das heisst, wir rechneten damit, die Vergangenheit hinter uns zu lassen, nachdem wir ihr je bestimmte Strukturen existenzieller Orientierung abgerungen hatten.

Wir setzten voraus, dass die Zukunft ein offener Horizont von Möglichkeiten war, den wir



Vergilbt: Derrida.

auswählend gestalten konnten; und wir unterstellten, dass von der Gegenwart zwischen jener Vergangenheit und dieser Zukunft nicht mehr verblieb als ein Moment des Übergangs, in dem wir als Subjekte, das heisst mit unserem Bewusstsein und geleitet von den Erfahrungen der Vergangenheit, die jeweilige Zukunft zu bestimmen hatten. In seinen vielfachen intellektuellen, politischen und ökonomischen Ausprägungen wirkte dieses «historische Weltbild» als eine Verarbeitungsmaschine der Weltwahrnehmung, die alles Offene, Unbestimmte und Zufällige in den Eindruck von notwendigen Strukturen und notwendigem Geschehen entlang der Linie von Entwicklungsdynamiken umsetzte – ob es sich nun um die darwinsche Theorie von der Evolution der Gattungen oder um die marxische Geschichtsphilosophie des gesellschaftlichen Klassenkampfes handelte.

### Im Universum des Zufalls

Mittlerweile aber wird die Zukunft unseres Alltags von vielen Zeitgenossen nicht mehr als ein durch Handeln bestimmbarer Horizont erlebt, sondern als eine Sphäre, aus der Überlebensgefahren für die Menschheit unumkehrbar auf uns zuzukommen scheinen. Mit *global warming* und der Endlichkeit natürlicher Energiequellen sind nur zwei dieser tatsächlichen oder vermeintlichen Gefahren benannt, viele, aber nicht alle von ihnen gehören zum «ökologischen» Denken. Zugleich will es uns – auch aufgrund der neuen elektronischen Speicherkapazitäten – nicht mehr gelingen, die je nächste Vergangenheit hinter uns zu lassen, so dass immer deutlicher der Eindruck von einer Vergangenheit entsteht, die unsere Gegenwart überflutet.

Zwischen einer blockierten Zukunft und einer so aggressiv aktuellen Vergangenheit finden wir uns aber nun in einer Gegenwart wieder, wo alles – die Vergangenheit und die Möglichkeiten der Zukunft eingeschlossen – gleichzeitig



Philosophisch-öffentliche Provokation: Sloterdijk.

und nebeneinander präsent ist, in einer Gegenwart auch, deren vielfältige Explosionen und Dynamiken nicht mehr in der Richtung übergreifender «Geschichtsbewegungen» zusammenlaufen. Solche Vielfalt und Zentrifugalität erklärt, warum es uns heute viel schwerer erscheint als noch vor einem halben Jahrhundert, die Identität unserer Gegenwart zu bestimmen. Die Gegenwart wirkt wie ein Schnittpunkt gegenläufiger Tendenzen und ein Feld vielfältiger Möglichkeiten und Perspektiven ohne gemeinsamen Nenner. Zunächst zeigte sich diese immer breiter werdende Gegenwart als ein Feld der Kontingenz, als eine Zone des Zufälligen und des Beliebigen, als eine Zone auch, in der das Nebeneinander der Phänomene und das Durcheinander ihrer möglichen Deutungen

### Vielleicht kann die philosophische Zukunft eine Zukunft des Dagegenhaltens werden.

zwischen einer Randzone des Notwendigen (zum Beispiel mit der Annahme: «Menschen müssen sterben») und einer Randzone des Unmöglichen lag (zum Beispiel mit der resignativen Gewissheit: «Wir werden nie allwissend sein»).

Inzwischen scheinen diese beiden Randbereiche jedoch in einen Prozess der Auflösung eingetreten zu sein. Deshalb wird aus der Welt als Feld der Kontingenz zwischen Notwendigkeit und Unmöglichkeit derzeit ein unbegrenztes Universum der Kontingenz. Dieses Universum der Zufälligkeit und der Ungewissheit hat begonnen, unsere Gegenwart zu sein – und könnte auch unsere Zukunft werden. In dieser Hinsicht und als ein Beispiel für die Auflösung des Unmöglichen ist es bezeichnend, dass sich menschliche Unsterblichkeit und menschliche Allwissenheit von Möglichkeiten der Fantasie und des utopischen Denkens zu konkreten Zu-

kunfts- und Forschungsprojekten gemausert haben. Im Silicon Valley traut man einer grundsätzlich neuen Generation von Rechenmaschinen, den sogenannten *quantum computers*, vielfache Durchbrüche in dieser Hinsicht zu. Philosophisch gesehen ist es aber nur zweitranig, ob sich dies alles wirklich ereignen wird oder nicht. Wenn es so etwas wie eine Signatur der Gegenwart überhaupt geben kann, dann liegt sie vor allem im Umschlag solcher Gedanken vom Status rauschhafter Zukunftsbilder zum Status investitionsintensiver Projekte für Ingenieurfirmen. Man könnte in einem eigentlich geschichtsphilosophischen Sinn sogar weiter fragen, ob das Denken innerhalb all dieser Verschiebungen die stockfleckige Welt der Philosophen nicht längst verlassen hat, um jetzt und zukünftig vor allem die Programmierer zu inspirieren.

### Philosophie des Dagegenhaltens

Diese Entgrenzungen des Zufälligen und der Ungewissheit hin zur Kontingenz als universaler Bedingung menschlichen Lebens werden – so vermute ich – wohl nicht mehr als ein eingelöstes Fortschrittsversprechen erlebt werden, wie es vor 200 und vielleicht noch vor hundert Jahren der Fall gewesen wäre, sondern einfach als radikale Überforderung. Als eine Überforderung, welche die Sehnsucht nach Dingen und Situationen wecken wird, an denen wir uns in unserem Universum als einem Ozean des Zufalls «festhalten» können, um ein Gefühl des Überlebens zu gewinnen. Individuelle Heilung oder gar Erlösung von dieser universalen Existenzbedingung der Überkomplexität ist vorerst nicht einmal vorstellbar, weshalb unsere Gegenwart wohl auch nicht zu einer Renaissance der Psychotherapie finden wird. Philosophischer Konstruktivismus als Versuch und Strategie der Kontrolle würde das Chaos und die Überforderung durch eine von Zufällen bedrohte Welt wohl bloss steigern, weil jedes als Konstruktion vorgegebene Weltbild ja die Entstehung weiterer Konstruktionen dieser Art auslöst. Projektionen produzieren Projektionen.

Vielleicht kann aber die philosophische Zukunft, welche sich in unserer immer breiter werdenden Gegenwart zumindest als Sehnsucht abzeichnet, eine Zukunft des Dagegenhaltens werden. Sie könnte die Zukunft eines neuen philosophischen Realismus sein; die Gegenwart eines neuen philosophischen Realismus, der auch deshalb den Status des riskanten Denkens verdiente, weil er so weit entfernt ist von jenen Denkformen, die sich bequem und selbstgenügsam in der Gegenwart breit gemacht haben.

Hans Ulrich Gumbrecht ist Professor für Literatur an der Stanford University in Palo Alto, Kalifornien.

## Es begann mit «Schneewittchen»

Von Jürg Ramspeck — 70 Jahre Wolfram Knorr und davon 42 Jahre bei der *Weltwoche*. Gratulation zu einer Lebensleistung, die immer voller Frische, Witz und von zupackendem Urteil war. Und ist.

Der kleinste der sieben Zwerge stolperte über seinen Mantelsaum, verlor den Anschluss an die Gruppe, geriet in ein Unwetter, die Bäume des Waldes verwandelten sich in Monster, deren Äste in Fangarme, die nach dem hilflosen Nachzügler griffen – und Wolfram Knorr, 4, mit seiner Mutter erstmals im Kino, «Schneewittchen» von Walt Disney, fürchtete sich schrecklich.

So begann ein Leben für den Film. Das Leben von Wolfram Knorr, seit 1972 Filmkritiker und Redaktor der *Weltwoche*, dem Kollegen, der in 42 Jahren etliche Verleger und Chefredaktoren überlebt und ihr weitaus länger als jeder andere Sprache, Stil und Unverwechselbarkeit geschenkt hat. In der wechselvollen Geschichte des Blattes eine Säule der Beständigkeit.

Es begann dieses Leben vor nunmehr siebzig Jahren in Coburg, Oberfranken, nahe der damaligen Zonengrenze, einer Kleinstadt, deren Bürgermeister sich ihrer Industrialisierung vehement widersetzte. Einer Stadt voller Schlösser und Erinnerungen an Herzöge und Prinzessinnen, von Bomben weitgehend verschont, einem dem Wiederaufbau Deutschlands abgetrotzten Disneyland.

Und in diesem Disneyland, durchaus prägend, auch gleich noch in einem Schloss. Nicht gerade in den Gemächern seiner Erbauer, aber immerhin in der Dienstwohnung des Schlossbibliothekars. Dieser war sein Vater, Friedrich Knorr, studierter Philosoph, Soziologe, Historiker und Germanist, von 1957 bis 1965 Abgeordneter der CSU im Deutschen Bundestag. Ein Mann des Buchwissens und der leidenschaftlichen Hingabe an die Literatur. Ein Lebensweg abseits der Künste wäre für Sohn Wolfram ganz undenkbar gewesen, zumal keine seiner Schulnoten auf eine virulente Ambition in Richtung profanerer Berufe hinwies.

### Nebenrolle bei Volker Schlöndorff

Nicht zuletzt war es ausgerechnet die Bundeswehr, die ihm half, seine Weiche zu stellen. Achtzehn Monate verbrachte Knorr in Uniform, und früh erkannten seine Befehlshaber, dass er sich nicht für den Schützengraben eignete. Bei der sogenannten Schwere Instandsetzung in Schweinfurt, die vornehmlich stationierte US-Raketen bewachte, wurde er zuständig für das Unterhaltungswesen. Das hiess, den befreundeten amerikanischen Besatzungssoldaten die Wochenenden mit einem geeigneten Filmprogramm zu versüssen.

Zwischendurch bemerkt – und damit von Wolfram Knorr nicht der Eindruck vermittelt

wird, er hätte niemals etwas auch mit seinen Händen anfangen können: Als Internatsschüler in einem weltzugewandten Gymnasium hatte er als Obligatorium auch eine Schreinerlehre absolviert. Er ist, geprüft und per Dokument bestätigt, genau genommen Schreiner. Aber eben, die Schreinerlei war es nicht, die sich in ihm zu weiterer Bestimmung entfaltete. Knorr heuerte bei der Münchner Seitz-Film als Volontär an und avancierte alsbald zum Regieassistenten des berühmten Axel von Ambesser. Bei ihm und bei der Herstellung harmloser Filme verbrachte er eine gute Zeit, ehe ihm der «Fehler meines Lebens» unterlief. Er stieg in seiner Eigenschaft als bereits erprobter Regieassistent in eine Produktion von Volker Schlöndorff ein, um festzustellen, dass dieser, von eigenen Leuten umgeben, Knorr gar nicht benötigte. Noch gab er ein Gastspiel bei der Kölner TV-Produktionsfirma Köper und Schmidt. Aber schon regte sich in ihm die Feder: Filmkritik in einer deutschen Zeitschrift namens *Underground*, danach – jetzt hatte er in der jungen Baslerin Kornelia die «Frau meines Lebens» kennengelernt –, ab 1970, in den *Basler Nachrichten*. Zwei Jahre, dann entdeckte, verpflichtete und behielt ihn für immer die *Weltwoche*.

Nun baute sich eine Existenz auf, die allein schon um ihrer Organisation willen als eine ungewöhnliche bezeichnet werden kann. Knorr

wohnt in Basel und arbeitet in Zürich sowie in den SBB, die beide Städte miteinander verbinden. Eine zu bewältigende Distanz von zweimal neunzig Kilometern ist für ihn nicht Zeitverlust, sondern lediglich Zeitsprung. Im Zug entstehen Gedanken und Formulierungen, wird Lektüre vorgenommen, werden geschene Filme im Kopf nachvollzogen. Fahrbare Denkwerkstatt.

Was als überwältigende Sinneswahrnehmung in «Schneewittchen» anging, ist jetzt ein Gesamtwerk, gegliedert in unermessliche Opuszahlen. Unbeirrbar, konsequent hält Knorr daran fest, dass Reflexion über den Film, die einflussreichste Kunstgattung neuerer Zeit, unverzichtbar ist. Ebenso an seiner Position, dass es sich beim Film um eine Kunst der Erzählung in Bildern handelt, deren Gelingen daran zu messen ist, ob sich ihr Inhalt und Sinn dem Zuschauer vermittelt.

Auch dem Kritiker bleibt Kritik nicht erspart. Manchmal bekommt Knorr zu hören, es mangle ihm an dezidierter Begeisterung für den schwermütigen Problemfilm, besonders von deutscher Herkunft. Da gibt er ganz offen zu, dass er sich ungern im Kino langweilt. Da ist er ein Kritiker, auf dessen Urteil man sich, so oder so, verlassen kann.

Es erhellt sich seine Haltung freilich auch aus seiner Biografie. 1944 als Kriegskind geboren, erlebte er Amerika in Deutschland als Befreiung. Nicht so unmittelbar – dazu war er noch zu jung – als Befreiung von einer mörderischen Diktatur, sondern als eine Befreiung einer Kultur, die durch den Nationalsozialismus desavouiert war. Er ist dafür, diese Befreiung als Heranwachsender miterlebt haben zu dürfen, dankbar.

Jürg Ramspeck war zwischen 1956 und 1997 während 25 Jahren Journalist bei der *Weltwoche*, davon 14 Jahre als Chefredaktor.



*Ein Leben für den Film:* Kritiker Knorr.

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>Gone Girl</b>	★★★★★
	Regie: David Fincher	
2	<b>We are the Best</b>	★★★★☆
	Regie: Lukas Moodysson	
3	<b>The Judge</b>	★★★★☆
	Regie: David Dobkin	
4	<b>Calvary</b>	★★★★☆
	Regie: John Michael McDonagh	
5	<b>Monsieur Claude und seine...</b>	★★★★☆
	Regie: Philippe de Chauveron	
6	<b>The Maze Runner</b>	★★★★☆
	Regie: Wes Ball	
7	<b>The Cut</b>	★★★★☆
	Regie: Fatih Akin	
8	<b>Get On Up</b>	★★★★☆
	Regie: Tate Taylor	
9	<b>The Equalizer</b>	★★★★☆
	Regie: Antoine Fuqua	
10	<b>Phoenix</b>	★★★☆☆
	Regie: Christian Petzold	

### Kinozuschauer

1 (-)	<b>The Maze Runner</b>	16 403
	Regie: Wes Ball	
2 (-)	<b>Monsieur Claude und seine Töchter</b>	12 957
	Regie: Philippe de Chauveron	
3 (-)	<b>Teenage Mutant ... (3-D)</b>	12 445
	Regie: Jonathan Liebesman	
4 (2)	<b>Gone Girl</b>	10 826
	Regie: David Fincher	
5 (1)	<b>The Equalizer</b>	9 462
	Regie: Antoine Fuqua	
6 (6)	<b>Annabelle</b>	3 854
	Regie: John R. Leonetti	
7 (4)	<b>Dracula Untold</b>	3 845
	Regie: Gary Shore	
8 (-)	<b>The Love Punch</b>	3 524
	Regie: Joel Hopkins	
9 (-)	<b>The Judge</b>	3 477
	Regie: David Dobkin	
10 (8)	<b>Yalom's Cure</b>	3 331
	Regie: Sabine Gisiger	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	<b>Edge of Tomorrow</b> (Warner)
2 (-)	<b>A Million Ways to Die in ...</b> (Universal)
3 (2)	<b>Need for Speed</b> (Rainbow)
4 (-)	<b>Urlaubsreif</b> (Warner)
5 (1)	<b>Maleficent – Die dunkle Fee</b> (Disney)
6 (3)	<b>X-Men: Zukunft ist Vergangenheit</b> (Fox)
7 (4)	<b>Godzilla</b> (Warner)
8 (5)	<b>Lone Survivor</b> (Impuls)
9 (6)	<b>Tinkerbell und die Piratenfee</b> (Disney)
10 (8)	<b>Das Schicksal ist ein mieser ...</b> (Fox)

Quelle: Media Control



Existenzielles Raunen: «Cure – The Life of Another».

### Kino

## In der Beletage des Schwurbelns

Ein schweizerisch-kroatischer Teenager im Identitätstaumel. «Cure – The Life of Another» von Andrea Staka ist gnadenlos überambitioniert. Von Wolfram Knorr

Der zweideutige Titel bedeutet für die Kritik dasselbe wie das Klingeln für Pawlows Hund: Begeistert zuschnappen! Doppeldeutigkeiten signalisieren Raffinesse, Bedeutung, im Zweifel einfach Kunst! Und so wird «Cure – The Life of Another» von Andrea Staka («Das Fräulein»), auf den Filmfestspielen Locarno uraufgeführt, sogleich als das gewürdigt, was sich die Filmemacherin vorgenommen hat, als was es wahrgenommen werden soll: als etwas Tiefsinniges, Metaphorisches. Die konkrete Erzählung, die konkreten Bilder dürfen dann dürftig bleiben. Sie dienen ja gewissermassen nur als Lift hinauf in die Beletage des Schwurbelns. Mit dem Titel «Cure» also in seiner doppelten Bedeutung ist einmal «Heilung» gemeint und zum anderen «Mädchen» (auf Kroatisch).

Anfang der neunziger Jahre, ein Jahr nach der Belagerung von Dubrovnik durch serbische Truppen, ist die vierzehnjährige Linda (Sylvie Marinkovic) mit ihrem Vater aus Zürich in dessen Heimatstadt zurückgekehrt. Hier könnte also Linda ihre kroatischen Wurzeln finden – einem «Heilungsprozess» gleich. In der Schule ist sie ganz Mädchen, vor allem wegen Eta (Lucia Radulovic), ihrer kecken Freundin, die sie in wilde, heikle Gegenden mitnimmt und schlüpfrige Teenie-Reden schwingt. Auf einer Klippe über dem Meer

kommt's zu Kabbeleien, und Eta stürzt hinab. Hat Linda sie geschubst oder nicht? Wir erfahren's nicht, aber Linda hält sich für schuldig und besucht Etas Familie. Aus Schuldgefühlen? Aus perverser Neugier? Um Gottes willen, nein, denn jetzt wird hinaufgefahren in die höheren Sphären, die Essenz. Etas Grossmutter drängt nämlich Linda dazu, Etas Persönlichkeit anzunehmen; sie trägt ihre Kleider, schläft bald in ihrem Bett. Jetzt hätte Linda also eine kroatische Identität, aber dann will sie die nur probeweise und kehrt lieber in die Schweiz zurück.

### Die Szenen sind bloss Alibi

Bei ihren Spaziergängen werden die Freundinnen mal davor gewarnt, vom Pfad abzuweichen, wegen der Minen, und mal sieht man Rauch im Hintergrund; die Wunden sind also noch lange nicht verheilt, aber zu Kollisionen mit der Wirklichkeit führt das nicht. Konkrete Probleme der Kroaten? Fehlanzeige; die Szenen sind bloss Alibi. Es geht nur um grosse Fragen der Identität, an denen alles, was mit Gesellschaft, mit sozialen oder psychologischen Konflikten zu tun hat, abperlt. Es bleibt existenzielles Raunen und Symbolik. Dass Linda die Klamotten ihrer Freundin trägt, soll wohl der Frage nachspüren, wie es ist, eine andere zu sein. Schon die Komödie «Charleys Tante»

hat sich daran wundgescheuert. «Cure – The Life of Another» erzählt nicht von verwirrten Gefühlen, sondern behauptet sie. Das Thema von Lindas Haltlosigkeit im Identitäts-Niemandsland zwischen Schweiz und Kroatien hätte das Potenzial zu einem interessanten Stoff, doch Andrea Staka will nur auf hohem Kothurn mit hehrer, edler Bedeutung hantieren. Das verhindert jede emotionale Anteilnahme. Das Ambiente ist steril. Der komplette Verzicht auf Soziales beschwert nur die Grundausrüstung im Tornister für Höhenwanderungen zu den Sinngipfeln, wo die Luft ganz, ganz dünn ist. ★★☆☆☆

## Weitere Premieren

**Northmen – A Viking Saga** — Schlichte Handlung, schlichte Dialoge, schlichtes Mimenspiel, jede Menge Action – und kein Cliffhanger wird ausgelassen. Der Film wirkt wie ein Action-Katalog. Ein B-Film mit dem Charme des Rigorosen und dem kompletten Verzicht auf Charaktere. Das geht auf Kosten



Zweite Garde: «Northmen – A Viking Saga».

der Spannung, die erst in der zweiten Hälfte ein wenig auf Touren kommt. Wunderbar unfreiwillig komisch sind die Ober-Bad-Guys, Söldner aus den Karpaten, die dank ihres Grimmassenpiels auch so aussehen. Eine reine Schweizer Produktion mit US-Mimen der zweiten Garde. ★★☆☆☆

## Fragen Sie Knorr

«Heidi» wird wieder verfilmt. Darf man Personen von nationalem Interesse verleumden und ihren Charakter verändern? Ich denke dabei an die unsägliche Heidi-Reklame des orangen Riesen? U. H.-W., Lyss



Heidi ist ein Logo – wie die Labels der Textil-, Auto-, Luxus- oder Genussmittelbranche. Genau wie der Stern von Mercedes, der die «ideelle» Kraft der Marke signalisiert, dient Heidi als Logo einem Land, mit dem sich Emotionen und Assoziationen wecken lassen und von

**Blind Dates** — Lehrer Sandro ist vierzig und lebt noch bei seinen Eltern, die ihn ständig bevormunden. Sein Freund Iva drängt ihn deshalb zu Blind Dates, doch Sandro interessiert sich nicht dafür, verliebt sich in die Friseurin Manana und gerät in einen wilden Schlamassel. Mananas Mann Tengo wird aus dem Knast entlassen, setzt Sandro für seine Dienste ein und zieht den Lehrer noch tiefer in die Konflikte um Manana, ihren Mann und dessen Geliebte. «Das Absurde befreit nicht, es bindet», so Albert Camus, und der Georgier Levan Koguashvili bestätigt das in seiner Komödie über eine Gesellschaft, die sich in alles einmischt, aber einander nicht zuhört. Dieser herrliche Knatsch ist ganz in der Tradition des georgischen Kinos. Da lebt noch das «Theater des Absurden», besonders in der sozialen Welt. Wunderbar. ★★☆☆☆

**Wish I Was Here** — Zach Braff, bekannt aus der US-Serie «Scrubs», wurde mit seinem Debütfilm «Garden State» endgültig zum Darling der Indie-Szene. Zehn Jahre lang mussten seine Fans auf einen weiteren Film von ihm warten – doch die Freude kippte. Als seine Anhänger erfuhren, dass er seine Coming-of-Age-Story über Crowdfunding finanzierte, reagierten sie ungehalten und fragten sich empört, wieso der Millionär seinen Zweitling nicht «normal» produzieren konnte. An der Kinokasse zeigte sich die Abneigung. Aber davon abgesehen, ist Braffs Familienstory «Wish I Was Here» zu überfrachtet und tatsächlich nur etwas für hartnäckige Braff-Fans. ★★☆☆☆

**The Judge** — Wieder eines dieser hochroutinierten Familiendramen à la Hollywood: Ein altgedienter Richter (Robert Duvall) und rigider Familienpatriarch wird des Mordes bezichtigt, und sein ungeliebter Sohn (Robert Downey Jr.) kümmert sich um die Verteidigung. Die Profi-Mimen Duvall und Downey sind grandios. ★★☆☆☆

der Genussmittel- bis zur Tourismusindustrie auch eingesetzt wird. Es ist kein Zufall, dass in Zeiten der Globalisierung die Schweizer Marken-Gesellschaft sich dieses Logos eines «natürlichen» (sprich: bezopften) Mädchens vermehrt bedient. Es weckt Heimischsein zwischen kuscheligen Bergen und bietet Zuflucht vor den Stürmen der Welt. Da darf auch in der Käsewerbung, oben auf der Alm, Heidi Peter mal das Brot aus der Hand stibitzen. Hier ist das Leben noch lecker.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Radio-Kritik

# Botschaften aus der Parallelwelt

Von Rico Bandle

Auf den siebzehn Radioprogrammen von SRF stösst man immer mal wieder auf Sendungen, die weitgehend unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfinden. Zu ihnen gehört der «Kulturstammtisch» auf SRF 4 News. Moderator Eric Facon unterhält sich mit zwei Gästen aus der Kulturszene über kulturelle Ereignisse. Wie meistens bei Gesprächen, bei denen alle Teilnehmer aus demselben Milieu stammen, sagt auch hier die Diskussion mehr über die Diskutierenden aus als über das behandelte Thema.

In der letzten Sendung waren die Filmwissenschaftlerin Marcy Goldberg sowie der Autor Raphael Urweider im Studio. Thema war eine Umfrage über die Befindlichkeit der Schweiz, die eine Künstlergruppe in Auftrag gegeben hatte. Die Gäste gaben sich erstaunt, wie konservativ die Schweiz ist. So ist zum Beispiel kaum jemand bereit, einen Asylbewerber bei sich zu Hause aufzunehmen. «Es ist deprimierend, dass die Schweiz sich reflexartig eingigt, wenn es um Ausländerfragen geht», sagte Urweider. Ob nachts bei Urweiders zu Hause auf dem Stubensofa ein Asylbewerber liegt, fragte der Moderator leider nicht nach. Goldberg sagt, ihr sei es beim Lesen der Umfrageresultate ähnlich gegangen wie nach Abstimmungen, die anders herauskommen, als von ihr gewünscht: «Man fragt sich, wo diese Leute sind. Ich kenne sie nicht, bewege mich in anderen gesellschaftlichen Kreisen.» Nicht nur in dieser Sendung, offensichtlich auch im Alltag bewegen sich die Diskutierenden in einer Parallelwelt, zu der Andersdenkende keinen Zutritt haben.

Unverständlich für die Runde war es auch, dass in der Umfrage einerseits Künstler als einer der erstrebenswertesten Berufe genannt wurde, andererseits aber kaum jemand mehr Steuergelder für die Kultur aufwenden möchte. Das sei Ausdruck von Missgunst. Dass die Befragten mit «Künstler» wohl mehrheitlich an Tätigkeiten ausserhalb der Subventionskultur gedacht haben könnten – DJs, Popmusiker, Grafiker, Filmschauspieler et cetera – das kommt der subventionsverwöhnten Runde gar nicht erst in den Sinn.

**Kulturstammtisch:** Samstag, 13.30 Uhr, SRF 4

# Feiern im Minutentakt

Mehr Geld als Stimmung am Zürcher Kispi-Ball im Hotel «Baur au Lac». Von *Hildegard Schwaninger*



Setzte Massstäbe: die neue Miss Schweiz Laetitia Guarino am Kispi-Ball.

Wenn es nur ums Geld geht, will keine richtige Freude aufkommen. Das war leider so beim Kispi-Ball, der zum zehnten Mal im Hotel «Baur au Lac» stattfand. Es liegt in der Natur von Wohltätigkeitsveranstaltungen, dass man möglichst viel Geld generieren will. Der Ball zugunsten des Zürcher Kinderspitals brachte 750 000 Franken, bei 450 Gästen ein erfreuliches Resultat. Aber bis Mitternacht gab es überhaupt kein anderes Thema als Geld. Es ging um die Tombola, für die **Philippe Gaydoul** (er war nicht da) ein grosser Sponsor war. Die meisten Loggewinner durften einen Gutschein von Navyboot oder Fogal mit nach Hause nehmen.

Erstmals wurde am Kispi-Ball eine Auktion durchgeführt. Die wurde von **Cyril Koller**, assistiert von Abendmoderator **Sven Epiney**, durchgeführt, brachte Geld, aber keine Stimmung. Der ganze Abend war durchorganisiert im Minutentakt. 19.30 Uhr: Begrüssung durch Professor Felix Sennhauser vom Kinderspital. 19.40 Uhr: Die Gäste begeben sich zu Tisch. 20.15 Uhr: Beginn des Galadiners und Verkauf der Tombola-Lose. Nach 45 Minuten Versteigerung gab es um 23.15 Uhr Tanz bis 24 Uhr. Dann waren die Gäste erschöpft, und viele nahmen schon, kurz nachdem die Hauptpreise gezogen worden waren (von der dreizehnjährigen **Stéphanie Schmidt**, Finalistin «The Voice Kids Germany 2013», die auch in der Mitternachtsshow sang), Reissaus.

Es war alles etwas langatmig. Am meisten Schwung hatte der Aperitif, wo man sich auf der gutgeheizten Terrasse mit einem Glas Champagner, musikalisch begleitet von den Swing Kids, einem hübsch anzusehenden Kinderorchester, zuprostete. Es waren einige Stützen der Zürcher Society da, etwas Prominenz aus der Wirtschaft und die neue Miss Schweiz. Die Roben waren opulenter als in den letzten Jahren, und die schöne **Laetitia Guarino** setzte da, in schneeweisem Tüll, Massstäbe. Herausragend als schönes Paar waren der Steuerexperte **Richard**



Herausragend: Katharina und Richard Wuerkli.

**Wuerkli** (Tax Expert International AG) und seine zwei Köpfe grössere Frau **Katharina**. Die blonde Beauty ist Juristin, sie haben zwei Söhne (6 und 12) und stehen im Programmheft auf der

Liste der privaten Spender. Dort sind acht Spender aufgeführt, zuoberst steht die Fifa.

Schwung und Gesprächsstoff brachte die unverwüsthliche **Ljuba Manz**, die ihren neuen Gatten vorführte. **Marco Conte**, von dem man nur weiss, dass er Mathematiker ist, aus Wien, und dass er nie redet. Seit er verheiratet ist, redet er (ein Phänomen, das man sonst eher bei Frauen beobachtet). Ljuba Manz und Marco Conte sind ein attraktives Paar für die Boulevardpresse, sie strahlt vor Glück und nutzt den Tele-Züri-Auftritt gekonnt als Werbespot für sich und ihre Hotels. Auch mit dem sensiblen Thema Alter kann sie, die als verheiratete Frau nicht mehr auf dem Erotikmarkt bestehen muss, gelassener umgehen. «Meine Schwiegermutter und ich, wir sind etwa gleich alt», lacht sie. Und: «Es ist besser, ich heirate als Grossmutter, nicht erst als Urgrossmutter.» Ja, Ljuba Manz hat Humor.

Konkurrenz machte ihr nur **Vera Dillier**, die immerfröhliche selbsternannte Jetset-Lady. Sie hatte einen Trophäenmann Jahrgang 1993 bei sich. Und nicht irgendeinen: **Daniele Mezzi** ist Kundenbetreuer bei Postfinance, ihn drängt es in die Politik. Zurzeit ist er Vorstandsmitglied der CVP Aargau, er möchte Nationalrat werden.

Was sonst noch los war: Die Ballsäle waren festlich geschmückt, das Essen gewohnt hervorragend. Neu ist, dass plötzlich ein gediegener Restaurantchef den Gast aus seinen Träumen reisst: «Haben Sie irgendwelche Allergien?» Das nennt man: eingehen auf den



Fröhlich: Vera Dillier, Daniele Mezzi.

Zeitgeist. An den meisten Tischen gab es keine Allergien. Alle assen das Gleiche: Médailles de homard, Loup de mer grillé, Filet de bœuf rôti.

Mit 450 Gästen war der Ball weniger gut besucht als in den Vorjahren. Viele kaufen Tickets, gehen aber nicht hin. Gesichtet: Peach-Property-Unternehmer **Oliver Wolfensberger** mit **Olivia Fischer** und seinen Eltern, Ueli und **Ingrid Wolfensberger**, Ex-Banker **Lukas Mühlemann** mit **Dorothea**, **Sergio** und **Sandra Vassalli**, Malerin **Marietta Gianella**, Unternehmerin **Franziska Tschudi** mit Ehemann **Thomas Sauber** (ist neuerdings Beirat im Mozarteum Salzburg).

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

## Unter der Kuppel

Die PR-Spezialistin Olya, 26, und der Illustrator Yossi Shamrik, 28, haben kürzlich in Tel Aviv unter einer mobilen Chuppa geheiratet. Sehr modern, aber mit Landhaus-Charme.



*Mission erfüllt:* Ehepaar Shamrik.

**Olya:** Ursprünglich stamme ich aus Sibirien. Kennengelernt haben wir uns übers Internet: Ich suchte eine alte Schreibmaschine mit hebräischen Lettern, und Yossi meldete sich aus Los Angeles, um mir das Gewünschte im Bild zu zeigen. Mit dem Vermerk, dass das uralte Prachtstück unverkäuflich sei. So kamen wir ins Gespräch, und die Liebesgeschichte nahm ihren Lauf: mittels der technologischen Möglichkeiten des 21. Jahrhunderts.

**Yossi:** Wir wundern uns noch heute, wie das Wunderbare geschehen konnte, aber heute sind wir verheiratet, und die türkisfarbene Schreibmaschine, die ich von meinem Grossvater geerbt habe, gehört nun beiden.

**Olya:** Als es darum ging, die Hochzeit zu planen, die auf Wunsch von Yossi in Tel Aviv statt-

**Man soll locker werden, dem Rabbiner aber nicht betrunken unter die Augen treten.**

finden sollte, hatte ich eine simple, aber starke Vision: Es sollte eine Bohemien-Feier mit rustikalem Touch werden. Ich bin kein Fan von Plastik, Neonlicht und anderen Schnapsideen, die manche Hochzeitsfeiern aufpeppen sollen.

Auch für die in Israel beliebten riesigen Hochzeitshallen in meist sehr uncharmanten Gewerbebezonen habe ich nichts übrig.

**Yossi:** Ich lebte zu diesem Zeitpunkt glücklicherweise noch immer in Los Angeles. Ich dachte: «Eine romantische, beinahe ländliche Hochzeit mitten im grossstädtischen Tel Aviv? Viel Vergnügen bei der Organisation, mein Schatz!»

**Olya:** Ich würde mich selbst als sehr kreativ und stilsicher bezeichnen, und so malte, nähte, klebte und stickte ich die meisten Dekorationen selbst. Ich organisierte den ganzen Event in nur drei Monaten. Was erschwerend dazukam: Ein kleines Fest bedeutet in Israel mindestens hundert Gäste, und so war es auch bei uns.

**Yossi:** Obwohl wir beide säkular sind, durfte die Chuppa nicht fehlen. Unsere war mobil, weil Freunde sie trugen. Zur Hochzeitstradition der Männer gehört oft auch der sogenannte «Tisch». Er ist dem Polterabend nicht unähnlich, findet allerdings am Tag der Trauung statt. Es geht laut zu und her, man trinkt Whisky und singt hebräische Lieder, die alle kennen. Der «Tisch» dient der Kontaktaufnahme und dazu, dass man sich auf das wichtige Ereignis einstimmen kann. Die Schwierigkeit: Man soll locker werden, dem Rabbiner aber nicht betrunken unter die Augen treten.

**Olya:** Obwohl es in Tel Aviv Hunderte von Brautmodegeschäften gibt und sogar eine Strasse mit auf Hochzeitsbekleidung spezialisierten Geschäften, fand ich mein Traumkleid aus gehäkelter Spitze erst im letzten Moment. Beim Brautstrauss schob ich auch beinahe eine Krise. Ich wollte keine einzeln drapierten Rosen, sondern eine märchenhafte Kombination aus Getreide, Moos und Lavendel.

**Yossi:** Doch auch diese Mission wurde erfüllt. Abschliessend kann ich sagen: Meine Frau brachte es fertig, die unterschiedlichen Wünsche so zu verbinden, dass etwas Neues entstanden ist, und der Anlass wurde zu einer einzigartigen Kombination – so, wie wir es hoffentlich auch als Paar bleiben werden.

Protokoll: Franziska K. Müller

## Krippenspiel

Von Andreas Thiel —  
Der Pfarrer und die sieben Pharisäer.

**Pfarrer:** So, dann wollen wir mal das bundesrätliche Krippenspiel für die parlamentarische Weihnachtsfeier vorbereiten.

**Johann:** Ich will aber nicht wieder der Esel sein.

**Didier:** Tausch mit Ueli. Er kann den Esel spielen, und du bist der Ochs.

**Ueli:** Wir könnten den Ochsen auch ersetzen durch eine Kuh.

**Eveline:** Was schaust du mich an? Doris hat Kuhaugen.

**Doris:** Dann bist du aber ein Schaf.

**Eveline:** Niemals. Ich bin der Engel, der dem Herodes verkündet, wo Jesus geboren wird.

**Pfarrer:** Den Hirten sollst du es verkünden, nicht Herodes.

**Eveline:** Aber Herodes hat ein Rechtshilfege-such gestellt. Und wir sind geneigt, ihm statt-zugeben.

**Pfarrer:** Gottes Engel kümmern sich um die Hirten und nicht um Rom.

**Eveline:** Die Hirten würden besser darauf achten, dass keine schwarzen Schafe in ihren Herden weiden. Rom und ich verfolgen nämlich eine Weiss-Schaf-Strategie.

**Alain:** Du verkündest den Hirten die Erlösung in Form einer Weiss-Schaf-Strategie?

**Doris:** Ich möchte die Erlösung in Form einer Energiewende verkünden.

**Ueli:** Ihr könntet aber auch im Stall umgepolte Goldesel spielen.

**Doris:** Was sind umgepolte Goldesel?

**Ueli:** Esel, die Gold fressen und Mist produzieren.

**Simonetta:** Ich könnte den Engel vom Sozialamt spielen, der dieser armen Familie einen Check überreicht.

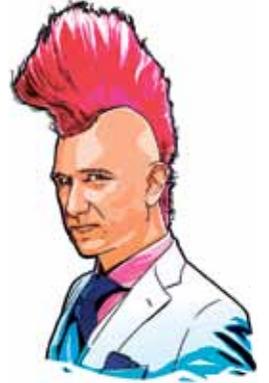
**Pfarrer:** Das ist nicht nötig, die Heiligen Drei Könige sind mit wertvollen Geschenken unterwegs.

**Eveline:** Zudem: Woher willst du das Geld für den Check nehmen?

**Simonetta:** Ich erhebe eine Schenkungssteuer auf die Geschenke der Heiligen Drei Könige.

**Pfarrer:** Vielleicht wäre es einfacher für euch, statt der Weihnachtsgeschichte die sieben Plagen darzustellen.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



# Als Ali die Welt erstürmte

Vor vierzig Jahren fand in einer afrikanischen Gewitternacht das bedeutsamste Sportereignis des 20. Jahrhunderts statt. Von Rod Ackermann

*Von küener recken striten /  
muget ir nû wunder hören sagen*  
Aus dem Nibelungenlied

Unendlich ist der Disput um die Frage, welches Sportereignis das grossartigste des vergangenen Jahrhunderts war. Hingegen besteht weitgehend Einigkeit darüber, wer als bedeutsamster Athlet gilt: Muhammad Ali. Daraus lässt sich folgern, dass der «Rumble in the Jungle» vom 30. Oktober 1974 in Kinshasa der sportliche Jahrhundert-Event war – der Weltmeisterschaftskampf im Schwergewichtsboxen, bei dem Ali den ihm aus politischen Gründen aberkannten Titel von George Foreman zurückeroberte. Auf eine Art und Weise, die in puncto Dramatik und weltumspannender Anteilnahme jedes Sportereignis übertrifft, sogar die Endspiele von Fussball-Weltmeisterschaften und die 100-Meter-Finals bei Olympischen Spielen.

Dies ist in erster Linie auf Alis Persönlichkeit – die herausragendste im Sport des vergangenen Jahrhunderts – zurückzuführen. Muhammad Ali ist bis heute «The Greatest» geblieben, nicht allein im Boxen, sondern im Sport überhaupt, stets zugänglich für alle, Gross und Klein, wo auch immer er auftaucht, selbst als über Siebzigjähriger und seinem Parkinson-Leiden zum Trotz. Mit dem als Cassius Marcellus Clay in Louisville, Kentucky, geborenen Nachfahren afrikanischer Sklaven kann es an Popularität kein anderer Athlet aufnehmen, nicht einmal Pelé oder Michael Jordan.

## Sympathie der Verdammten

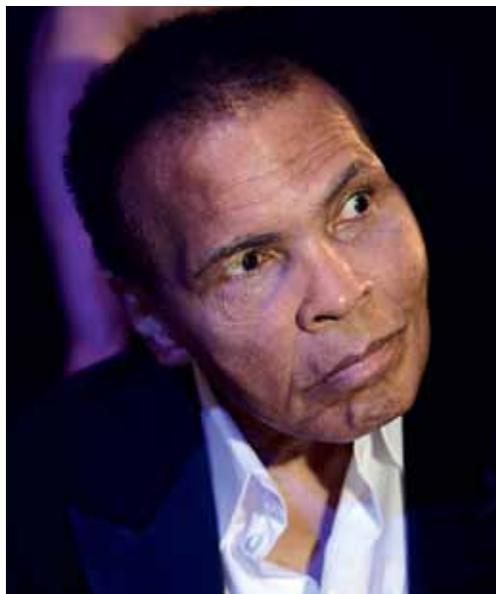
Im Preisboxen ist immer wieder, dem amerikanischen Hang zur Übertreibung gehorchend, der «Kampf des Jahrhunderts» veranstaltet worden, meistens im Schwergewicht und in New York. Wie eine Ironie der Geschichte mutet an, dass der wahre «Fight of the Century» nicht in den Vereinigten Staaten stattfand, sondern in Kinshasa, der Hauptstadt des damaligen Zaire (heute Demokratische Republik Kongo).

Im Stadion des 20. Mai verteidigte in einer schwülen Gewitternacht mit Temperaturen um dreissig Grad sowie einer Luftfeuchtigkeit von neunzig Prozent der Schwergewichts-Champion George Foreman, 25-jährig, seinen Titel gegen den um sieben Lenze älteren, vermeintlich im Niedergang begriffenen Muhammad Ali, dem die Weltmeisterwürde 1967 auf politischen Druck der USA hin aberkannt worden war. Das offizielle Amerika

hatte seinem besten Athleten den Krieg erklärt. Da ihm jedoch die Sympathie der Verdammten dieser Erde galt, dem Titelhalter hingegen die Gunst des Establishments, hielt in jenem Herbst die Welt den Atem an für diesen Zweikampf.

Das Ereignis war von den Amerikanern als «Rumble in the Jungle» (Schlägerei im Urwald) vermarktet worden, was mehr mit der angelsächsischen Vorliebe für Wortspiele als mit rassistischen Hintergedanken zu tun hatte. Ins Gewicht fiel zudem, dass in der Aufbruchstimmung jener Zeit unter dunkelhäutigen Amerikanern der «Back to Africa»-Gedanke ebenso verbreitet war wie das aufmüpfige Gefühl des «Black is Beautiful» und sich der Schwarze Kontinent als Austragungsort geradezu aufdrängte. Mochten indes beide Boxer dunkler Hautfarbe sein, so war Ali – durch seine kongolesischen Rassenbrüder empfangen wie ein Nationalheld – in seiner Heimat erklärtes Feindbild der (weissen) Bevölkerungsmehrheit, Foreman dagegen der brave Patriot, der zwei Jahre zuvor nach seinem Olympiasieg in Mexiko-Stadt eine US-Flagge geschwenkt hatte – markante Gegendemonstration zum Black-Power-Gruss der Sprinter Tommie Smith und John Carlos.

Somit war die jedem Boxpromoter als Afficheteure Konstellation des «Wir gegen euch» auf ideale Weise gegeben – und zugleich der Stoff, aus dem grosse Geschichten sind. Zu den prominenten Schlachtenbummlern zählten der Schriftsteller Norman Mailer, der ein Buch («The Fight», 1975) darüber schrieb, sowie



Von Parkinson gezeichneter Ali, 2012.

Regisseur Leon Gast, dessen Dokumentarfilm («When We Were Kings», 1996) mit einem Oscar belohnt wurde. Natürlich hatte Ali Anhänger auch in der Schweiz, wo jeweils Tausende mitten in der Nacht aufstanden, um Direktübertragungen seiner Kämpfe im Schwarzweissfernsehen mitzuverfolgen.

Wie überall waren dies nicht allein Freunde des Boxsports, sondern auch und gerade jene, die im Vietnamkriegs-Dienstverweigerer ein Symbol des Kampfes von Unterdrückten gegen Mächtige erkannten. Die begriffen hatten, dass Ali weit mehr war als ein Faustkämpfer. Dass die grossmäuligen Aussagen, die schillernden Show-Einlagen, so kalkuliert sie sein mochten, vor Ironie strotzten. In kompletter Verkennung der Bewandnis seiner Tiraden – ein Rap der frühen Stunde – verstieg sich zum Beispiel die *Neue Zürcher Zeitung* zu einem Kommentar mit der Überschrift «Litanei eines Irren».

Allerdings hätte in den Wochen und Tagen vor jenem 30. Oktober 1974 kaum jemand auf einen Sieg von Ali wetten mögen, nicht einmal seine feurigsten Bewunderer. Allzu mächtig und bedrohlich schien «Big George» Foreman; siegreich in sämtlichen seiner bis dahin bestrittenen vierzig Profikämpfe – 37-mal durch K. o. – hatte er in fünfzehn seiner letzten siebzehn Kämpfe den Gegner bereits vor Ende der zweiten Runde mit der Unbarmherzigkeit eines Henkers erledigt. Eines seiner Opfer war Joe Frazier, der Ali drei Jahre zuvor – beim «Kampf des Jahrhunderts» im Madison Square Garden – knapp bezwungen hatte.

## «Bring ihn um!»

Bei der folgenden Titelverteidigung gegen den aufstrebenden Foreman sank «Smokin Joe» Frazier innerhalb von viereinhalb Minuten sechsmal zu Boden. So gab Howard Cosell, damals tonangebender Kommentator des US-Sportfernsehens und Anhänger Alis, der überwältigenden Publikumsmeinung Ausdruck, als er im Ausblick auf Kinshasa mit Leichenbittermiene verkündete: «Die Zeit ist gekommen, um Muhammad Ali Lebewohl zu sagen, denn – ganz ehrlich – ich glaube nicht, dass er imstande ist, George Foreman zu schlagen.»

Dessen ungeachtet brauste in Kinshasa und bald auch rund um den Erdball ein Sprechchor auf: «Ali, boma ye!» (kongolesisch für: «Ali, bring ihn um»). Unmissverständliche Aufforderung an den Grössten und Schönsten und Coolsten, den Weltmeister der Völker, dem finsternen Foreman sowie allem, wofür er einstand, eine Lektion zu erteilen. Hatte der Welt-



«Wir gegen euch»: Ali schlägt Foreman am 30. Oktober 1974 in Kinshasa.

meister solches nicht verdient mit seinem arroganten Auftreten, das darin gipfelte, sich auf Schritt und Tritt von deutschen Schäferhunden begleiten zu lassen, einem verhassten Machtsymbol der davongejagten belgischen Kolonialherren?

Der Tag der Wahrheit! Über Kinshasa waren sintflutartige Regenfälle niedergegangen, der Schirmherr und politische Profiteur des Events, der Diktator Mobutu Sese Seko, zog es vor, in seinem Palast zu bleiben. In der Schweiz, wo bis kurz vor Kampfbeginn nicht feststand, ob es mit einer TV-Direktschaltung klappen würde, füllte sich zu mitternächtlicher Stunde die Eishalle Allmend in Bern, wo zwecks Übertragung eine Grossleinwand errichtet worden war. Rund um die Welt gab es nur ein Gesprächsthema: den «Rumble in the Jungle» – die Wettenden 4:1 für Foreman.

Die Stimmung in Alis Garderobe war «wie in einer Leichenhalle», erinnern sich Dabeigewesene. Zuversichtlich schienen einzig Ali und sein Trainer Angelo Dundee, der einzige Weisse seiner Entourage, denn sie hatten einen quasi wasserdichten Schlachtplan ausgedacht. Er beruhte auf Foremans Schwäche, die ganze Kraft in wenigen Runden zu verpulvern, danach aber

für den Gegenangriff offen zu sein. Was allerdings voraussetzte, der Kontrahent überstehe die ersten vier bis fünf Runden – ein kühnes Vorhaben angesichts der überwältigenden Power von «Big George». Kaum im Ring, lockerten Dundee und seine Helfer die Seile, auf dass Ali sich möglichst weit zurücklehnen und das absehbare Trommelfeuer abfedern könne – das «rope-a-dope» war geboren. Ein Meisterstück der edlen Kunst der Selbstverteidigung – und die vermutlich alleinige Chance zum Sieg.

In der ersten Runde deutete Ali, ganz Showman, kurz sein «Float Like a Butterfly» an, verlegte sich dann aber zum Erstaunen der Zuschauer vom Schweben des Schmetterlings auf die Verteidigung. Siebeneinhalb Runden lang steckte er alles, aber auch alles weg, was Foreman in den Dampfhammerfäusten hatte. blieb in der Doppeldeckung, provozierte den zuerst ungläubig, dann ungeduldig, schliesslich ratlos gewordenen Champion mit ausgewählten verbalen Frechheiten sowie – «*Sting Like a Bee*» – blitzschnellen Attacken. Während aus den Zuschauerrängen das «Boma ye» im Crescendo erschallte, wurde mit jedem dieser Bienenstiche offensichtlicher, dass Foreman über den schnellen K.o. hinaus kein Konzept hatte.

In der achten Runde war mit Ali die ganze Welt zur Einsicht gekommen, dass es mit dem Nachweltmeister aus und vorbei war. Zwölf Sekunden vor dem Gong bewirkte eine Rechte an dessen Kopf das Nötige, und als Foreman wie in Zeitlupe auf den Teppich niedertorkelte, explodierte millionenfach die Freude. Abgespielt hatte sich in der afrikanischen Nacht eine der gewaltigsten Sensationen des Sports.

### Schönheit der Geste

Der Sieger unterliess es, dem stürzenden Rivalen mit einem weiteren Punch den Rest zu geben: Schönheit der Geste – auf Niedrigkeiten dieser Art konnte Muhammad Ali, der eleganteste Schwergewichtsboxer aller Zeiten, verzichten. Was zur Folge hatte, dass die beiden, wann immer sie sich in späteren Jahren wieder begegneten, sich gegenseitig an die Brust drückten, als wären sie die besten Freunde.

Der «Rumble in the Jungle» hallt seit jenem Oktoberabend vor vierzig Jahren wie ein Echo auf das eingangs zitierte, vor acht Jahrhunderten aufgeschriebene Nibelungenlied und die Kämpfe kühner Recken. Ob die Nachwelt den Streit von Ali und Foreman dereinst in gleichermaßen berückten Versen besingen wird? ○

## Wenn der Meister irrt

Von Peter Rüedi



Ich ging im Keller so vor mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn. Da fiel mein Blick auf ein paar vergessene Flaschen 1994er des renommierten und grotesk-pittoresken Châteaux Cos d'Estournel, jenes Saint-Estèphe-Weinguts, von dem schon Stendhal sagte: «Es macht einen heiteren Eindruck und wirkt recht asiatisch.» Tatsächlich ist Cos d'Estournel ein Traum (oder Albtraum) der Chinoiserie-Mode des vorletzten Jahrhunderts. Für unsere Zeiten, in denen asiatische Moguln die Preise der berühmtesten Bordeaux ins Irrationale treiben, sind die pagodenartigen Türmchen so etwas wie ein unfreiwillig ironisches Symbol geworden. Lassen wir das. Meine Erwartungen waren bescheiden, wie ich die Flasche öffnete, die Überraschung umso grösser. 1994 war ein durchzogenes Jahr, namentlich beim Cabernet Sauvignon, mit welchem Cos zu 70 Prozent bestockt ist. «Der 94er ist wirklich kein grosser Cos. Das Gerüst des Weins ist erbärmlich schlank, und wenn die Frucht dereinst verschwunden ist, wird eine sehr magere Leistung übrigbleiben», lese ich bei René Gabriel, für dessen Urteil ich den grössten Respekt hege, namentlich in Sachen Bordeaux. Allein, hier irrt der Meister. Nach zwanzig Jahren ist weder die Frucht (viel Cassis!) geschwunden noch der Wein insgesamt zu einem dünnen Saft verkommen. Er springt mich mit einer funkeln den Lebendigkeit an, mit einem soliden, keineswegs dünnen Tanningerüst: ein wunderbarer Cos von beträchtlicher Eleganz und Resistenz. Und damit eine Lektion und abermalige Warnung, weder die verbreiteten Urteile über vermeintlich magere Jahrgänge blind zu übernehmen, noch den Geschmack selbst des geschätztesten Vorkosters. Gewiss ist dieser Cos nicht das, was der als «gross» bezeichnen würde, und ganz sicher ist die Frage erlaubt, ob er wert ist, was er heute im einschlägigen Handel kostet. Zufällig fand ich noch den Vermerk, was ich seinerzeit bezahlt hatte: Fr. 24.90. Was ich nicht mitteile, um meine Cleverness zu betonen, sondern als Beleg für den galoppierenden Wahnsinn des (Wein-)Markts.

**Cos d'Estournel Saint-Estèphe 1994.** 13%. Artevino, Bad Zurzach. Fr. 81.– (artevinozurzach@bluewin.ch)

## Italienisch für Fortgeschrittene

Es gibt einfachere Aufgaben, als aus der italienischen eine anspruchsvolle Küche zu machen. Flavio Fermi gelingt es. Von David Schnapp



*Gelungene Verbindung von Italianità und klassischer Küche: Flavio Fermi, «Osteria Tre».*

Er trägt einen Bart und meist ein Lächeln im Gesicht: Der 31-jährige schweizerisch-italienische Doppelbürger Flavio Fermi, Küchenchef der «Osteria Tre» im «Hotel Bad Bubendorf», geht mit Optimismus an die Arbeit. Sein Vorgänger Gianluca Garigliano hat ihm kein einfaches Erbe hinterlassen. Es galt, fünfzehn Punkte und einen Stern zu verteidigen, das hat Fermi in kurzer Zeit geschafft und jetzt noch einen draufgelegt. Im neuen «Gault Millau» erhält er sechzehn Punkte und das Prädikat «hochbegabt».

Zu Recht, möchten wir hier anfügen, denn Fermi gelingt etwas, was zu den schwierigeren kulinarischen Aufgaben gehört: die italienische Küche, die im Grund eine einfache, bäuerliche ist, zu einer anspruchsvollen Haute Cuisine zu erheben. Meister dieses Fachs sind Antonio Colianni in der Schweiz («Mesa», Zürich, *Weltwoche* Nr. 38/2013) und Koch-Star Massimo Bottura («Osteria Francescana», Modena). Bei Fermi ist alles eine Nummer kleiner, aber mit Witz, Fantasie und guter Technik gelingen ihm einerseits solide Gänge wie Agnolotti mit Gorgonzola, pochierten Birnen und schwarzen Walnüssen, was scharf-würzig, cremig und leicht süss gerät.

Komplizierter, aber auch interessanter ist ein Carne cruda, die Piemonteser Variante des Rindstatars, das Fermi mit Ossete-Kaviar aus Venedig, rotem, kurz gebratenem Thunfisch, Gurken (roh, als Creme und als Eis) sowie einer

leichten Tonnato-Sauce kombiniert und es damit nicht nur auffrischt, sondern auch gleich zwei Gerichte zu einem fusioniert.

### Trüffel aus dem Baselbiet

Zu Beginn seiner Amtszeit in der gemütlichen «Osteria», die wenig idyllisch an einer Hauptstrasse und einer Bahnlinie unweit von Liestal liegt, hat sich Küchenchef Fermi weiter hinausgelehnt. Aber zu ausgefallen wollten die Gäste die Küche dann doch nicht, so hat er sich gemässigt, was dem Menü (sechs Gänge, Fr. 128.–) eine gute Dramaturgie gibt, weil die Gerichte in einer gewissen Spannung zueinander stehen.

Der Hauptgang ist eine gelungene Verbindung von regionalen Produkten (Kalbsfilet, Baselbieter Sommertrüffel), Italianità (Gnocchi) und klassischer Küche (Trüffeljus). Das Fleisch ist perfekt gebraten, hat eine schöne Struktur und wird durch das leichte Trüffelaroma, die cremigen Gnocchi und etwas Mangold unspektakulär, aber wirkungsvoll getragen. Am Ende macht's die Mischung. Fermi vermag einen zu überraschen, um dann wieder das wohlige Gefühl des Altbekannten aufzurufen. Und bei allem stimmt das Wichtigste: der Geschmack.

**Osteria Tre im «Hotel Bad Bubendorf»**  
Kantonsstrasse 3, 4416 Bubendorf  
Tel. 061 935 55 55  
Sonntags und montags geschlossen.  
Ausführliche Besprechung des Menüs auf:  
[www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)



Auto

## Darf der das?

Wenn «RS» auf einem Audi steht, erwartet man viel, vor allem Tempo. Aber ab wann ist ein Audi ein «RS»? Von David Schnapp

Vielleicht war das früher einfacher, Audi-Modelle, die die Bezeichnung «RS» trugen, waren selten und mit Sicherheit sehr, sehr schnell. Denn «RS» kommt von «Rennsport», verantwortlich dafür ist die Quattro GmbH, die Audi-Firma mit dem Zuständigkeitsgebiet Hochgeschwindigkeit. Die Geschichte beginnt 1994 mit dem RS2 Avant in Kooperation mit Porsche und führt uns über den RS6 5.0 TFSI quattro – bestückt mit einem Zehnzylinder-Saugmotor von Lamborghini – bis in die neueste Zeit, in der wir einen Wagen mit der Bezeichnung RSQ3 zum Test entgegennehmen.

### Audi RSQ3

Leistung: 310 PS, Hubraum: 2480 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h  
Preis: Fr. 74 600.–; Testwagen: Fr. 87 480.–



Heute sind RS-Modelle häufiger geworden, und so stellt sich dann die Frage: «Darf der das?» Darf ein gutes, aber nicht unbedingt aussergewöhnliches Auto wie dieses kompakte SUV, gebaut auf der Plattform des VW Golf und des Audi A3, die Bezeichnung «RS» führen?

### Geschwindigkeiten aller Art

Ja, heisst es bei der Quattro GmbH, denn «die RS-Modelle sind die sportlichen Speerspitzen der jeweiligen Modellreihen». Die Leistungswerte des RSQ3 sind auf den ersten Blick zwar durchaus sportlich (Fünfzylinder-Benziner, 310 PS), aber doch einiges entfernt von Werten, die ein Spitzenmodell wie ein RS6 vorzeigen kann. Das spielt aber keine Rolle: «Der RSQ3 zeigt, dass die Quattro GmbH unter anderem auch in neuen Segmenten Potenzial für ihre Palette sieht. Der RSQ3 hat eine völlig neue Leistungsklasse eröffnet, die Performance und Fahrspass mit den Vorzügen eines SUV vereint. In technischer Hinsicht geht es nicht darum, nur an der PS-Schraube zu drehen.»

Selbst wenn an der PS-Schraube nicht bis zum Anschlag gedreht wurde, ist der kleine RS

ein Auto, das einen bei jeder Fahrt froh macht. Wie oft bei Audi gerät der Auftritt zwar etwas nüchtern – vor allem, was den Innenraum angeht. Aber die wahren Qualitäten des Autos sind auch nicht auf den ersten Blick sichtbar, wir sprechen hier von den berühmten inneren Werten. Deren Herz ist der erwähnte Fünfzylinder mit 2,5 Liter Hubraum, Direkteinspritzung und Turboaufladung, den Audi «einen preisgekrönten Hochleistungsmotor» nennt. Seit 2010 ist das Aggregat dreimal in Folge zur «International Engine of the Year» seiner Klasse gewählt worden. In Verbindung mit dem Fahrwerk und dem Sieben-Gang-Direktschaltgetriebe wird es seinem Ruf jederzeit gerecht.

Lustig dreht der Motor hoch, 310 PS liegen bei 5200 bis 6700 Umdrehungen an, das maximale Drehmoment beträgt stolze 420 Nm, womit man ziemlich flott aus Kurven zu schiessen vermag. Dank Allradantrieb sind 100 km/h aus dem Stand nach schnellen 5,5 Sekunden erreicht, abgeriegelt wird erst bei standesgemässen 250 km/h. Dabei wirkt der RSQ3 nie brachial, sondern immer souverän – hier spürt man die grosse Erfahrung von Quattro: Im Umgang mit Geschwindigkeiten aller Art ist die Audi-Tochter so geübt, dass sie selbst ein kleines SUV zu einem der ihren machen kann. Deshalb finden wir es am Ende auch völlig in Ordnung, dass dieser Audi die Bezeichnung «RS» führen darf.



«Lieber gross als klein»: Modeunternehmer und Milliardär Hilfiger, 63.

MvH trifft

## Tommy Hilfiger

Von Mark van Huisseling — Einer der erfolgreichsten Modeunternehmer der Welt erzählt von seinen Schwächen.

Sie sind einer der wenigen amerikanischen Unternehmer, der höchste Stellen mit Ausländern besetzte, weshalb?» (Zwei Beispiele: Der heutige Chairman von Tommy Hilfiger, Fred Gehring, ist Holländer und der CEO, Daniel Grieder, Schweizer.) «Ich würd sagen, der amerikanische Teil unserer Firma hatte in den späten neunziger Jahren [des vergangenen Jahrhunderts] eine bestimmte Stufe erreicht, während der europäische Teil mit einer äusserst durchdachten Strategie wuchs... Es machte nur Sinn, dem europäischen Team die Schlüssel in die Hand zu geben.» – «Trotzdem, worin sind Amerikaner besser als Europäer?» – «Im Kommerziellen. Allerdings ist unser hiesiges Managementteam darin auch sehr stark. Und gleichzeitig haben sie Respekt vor Kreativität und handwerklichem Können, was ich lobenswert finde.» – «Was haben Sie aus der Zusammenarbeit mit Europäern gelernt?» – «Man ist hier sehr familienorientiert.

Wenn ein Unternehmen in Amerika gross wird, wird es sehr *corporate*; in Europa fühlt sich immer noch jeder Mitarbeiter – und wir haben Angestellte aus, glaube ich, 32 verschiedenen Ländern – als Teil der DNA der Firma.»

«Thomas Jacob Hilfiger, besser bekannt als Tommy Hilfiger, 63, aus Elmira, New York, ist ein amerikanischer Modedesigner», steht bei Wikipedia. Ich erlaube mir, genauer zu sein: Hilfiger ist zuerst Unternehmer in der Modebranche, das Entwerfen von Mode kommt danach. Zusammen mit Geschäfts- und Finanzpartnern baute er die Marke auf, die zur Hauptsache Kleidung im sogenannten College- oder Preppy-Stil (von *preparatory school*, weiterführende Schule für Kinder wohlhabender Eltern) anbietet. 1992, als der Umsatz zirka 25 Millionen Dollar erreichte, öffneten die Partner das Unternehmen für Anleger. 2006 verkaufte Hilfiger seine Anteile für 1,6 Milliarden an eine Beteiligungsgesellschaft; rund fünf Jahre spä-

ter verkaufte diese die Firma an die amerikanische Modegruppe Phillips-Van Heusen, für rund drei Milliarden. Hilfiger ist heute Principal Designer und Visionary; davon abgesehen ist er, unter anderem, investiert in Belstaff, eine britisch-italienische Modemarke. Er sammelt zeitgenössische Kunst und Immobilien, ihm gehören etwa ein 80-Millionen-Dollar-Penthouse in New York und ein Hotel in Miami. Er ist zum zweiten Mal verheiratet, hat fünf eigene Kinder sowie zwei Stiefkinder; dieses Gespräch fand im Tommy-Hilfiger-Laden an der Bahnhofstrasse statt, wo er während des Zurich Film Festival an einem vom Hilfiger-CEO veranstalteten Abendessen teilnahm.

«Sie haben in einem Interview für die *Financial Times* gesagt, Ihr Ziel sei gewesen, eine globale, fortdauernde Marke zu bauen – hatten sie wirklich einen Masterplan oder sagt man das im Nachhinein?» – «Es hat sich ergeben. Anfänglich dachte ich, es werde eine amerikanische Marke, dann setzten wir einen Fuss nach Europa, dann betraten wir die aufstrebenden Märkte Indiens und Chinas... Was ich lernte: Entscheidend ist, dass eine Marke bleibt. In der Modebranche gibt es so viele Marken, die kommen und gehen – einen Augenblick grossartig, nie mehr davon gehört.» – «Einer Ihrer Führungsgrundsätze sei, haben Sie gesagt, sich mit Mitarbeitern zu umgeben, die Ihre Schwächen ausgleichen. Es ist selten, dass erfolgreiche Unternehmer Schwächen erkennen...» – «Zuerst einmal war ich nie auf der Modeschule, also sah ich, dass es wichtig ist, Leute zu holen, die können, was ich nicht kann. Als das Unternehmen dann wuchs, brauchte ich Anwälte und Buchhalter – ein Gebiet, das mich nie interessiert hat. Ich hatte von früh an Leute um mich, die gescheitert waren als ich, in ihren Bereichen. Aber die Vorstellung von der Marke hatte ich. Und ich erkannte, dass ich nur gut aufgestellt sein würde mit Spitzenleuten um mich herum. So denke ich immer noch.»

– «Es braucht Selbstbewusstsein, Leute einzustellen, die besser sind als man selber, nicht wahr?» – «Ja. Und das ist eine Erklärung für meinen Erfolg: dass ich mit Leuten zusammenarbeiten wollte, die *really big* denken. Weil ich lieber gross sein wollte als klein.»

«Robert Burke, ein Markenberater, sagt: Sie seien zu interessiert am Gewinn und hätten deshalb kreativ eher wenig gewagt. Was sagen Sie dazu?» – «Er könnte recht haben, wir werden es nie rausfinden.» – «Sein strenges Urteil scheint Sie nicht sehr zu stören.» – «Nein, es stört mich nicht sehr. Vielleicht wäre ich kreativer gewesen, wenn ich weniger aufs Geld geschaut hätte. Und vielleicht hätten sich meine kreativen Produkte dann nicht verkauft, das ist das Dilemma: Am Schluss braucht es zahlbare und tragbare Kleider.»

**Sein liebstes Restaurant:** «Eines meiner liebsten Restaurants.»

«Bukhara» im «ITC Maurya»-Hotel, Sardar Patel Marg, New Delhi, Indien, Tel. +91 11 2611 2233

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17			18		
19						20								
			21									22		
23		24						25						
26					27					28			29	
30				31				32		33				
34				35				36					37	38
39								40					41	
				42						43				
	44							45					46	

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Schöpferische Beherrschung der totalen Objektivität

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Die musikalische Einheit ist schlicht Wortgeklingel. 5 Man hat die Wahl zwischen dem im Schwarzwald und dem im Kaisergebirge. 11 Frucht mit mythischer Wucht. 12 Vater des findigen Dupin. 13 Christi Kreuzigung fiel in eine solche Woche. 16 Der kreative Kopf des Projektes ist eine. 19 Damit heben auch Genfer oft ab. 20 Bei solchem Ausschnitt denken wir an Renoirs Bild von Madame Henriot. 21 Zusätzlich zu räumlich angrenzend – na also. 22 Formel: Christen wie Juden und Moslems bekannt. 23 Frauen, entstanden aus 22 waagrecht mit doppeltem m. 25 Ob güst oder nicht, dieses Kamel ist eine. 26 Wenn der ... extrem ... , ist Ohrenweh die Folge. 27 Sie beflügelt die Phantasie vom schnellen Geld. 28 Der ist mächtig, der vier hat, wusste Ganesha. 30 Blickgen Westen: Er ist auf einer Halbinsel heimisch. 32 Ihm eigen: Begeisterung wie feuriger Schwung. 34 Der Artikel ist auf den Mann zugeschnitten. 35 Da kommt einem Mord oder Truman Capote in den Sinn. 39 Von einem Mittelpunkt ausgehend gelangen wir dazu. 40 Wie man sich die Prarie so vorstellt. 41 Das mächtige Land lassen wir hier schrumpfen. 42 Die aus 41 waagrecht geben bei 1 senkrecht den Ton an. 43 Ein Würfel wird damit zur Schlange. 44 Bodenständig. 45 Misserfolgsfolge. 46 Die globale Organisation ist für Italiener klar die Eins.

**Senkrecht** — 1 Wir machen nun den Vater zum Papst. 2 Getreidekorn mit umgekehrtem Ende. 3 Dort im Simmental kann man gewissermassen absahnen. 4 Der Brief des Paulus an die Epheser gleicht einer knappen Einführungsphase. 5 Ihr Markenzeichen: Oben-ohne-Aktionen. 6 Halbe Wahl, typisch 41 waagrecht. 7 Emotionslose Zusammengehörigkeit. 8 Flüchtig sind hier einige Pflanzen, zumindest sehen das Botaniker so. 9 Was Sonne und Zorn erzeugen. 10 Es macht Müsiggänger schnell nervös. 14 Gegrüsst seist du, und bitte auch mit Namen. 15 Barock gesagt ein Klinggedicht. 17 Der Nabel dieser Teigwaren liegt in der Emilia-Romagna. 18 Sie ist bäumig und fühlt sich in Städten besonders bäumig. 20 Unter ihm braut sich etwas zusammen – man darf gespannt sein. 23 Arg- wie harmlos oder ausgelassen können wir in einem Wort zusammenfassen. 24 Solche Öffnungen möchte niemand missen. 25 Die geschriebene Zahl ist ebenso symbolträchtig wie unvollkommen. 27 Fast schon museal und also auch nicht digital. 29 Mit A wären sie arbeitsam, ohne fliegen sie umher. 31 Die Giraffe zeigt sich hier nicht mit dickem, dafür kurzem Hals. 33 In etwa: was die Bise im Mittelland, ist er in Südwestfrankreich. 36 Bei einem solchen Wert rückt das Ende an den Anfang. 37 Das Ballettröckchen passt auch zu Desmond. 38 Volk, zwischen Indien und Bangladesch.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 389

B	E	H	U	T	S	A	M			A	K	R	O	N
O		Y		O	T	A	G	E	B	A	U			O
I	M	M	O	B	I	L	I	E		I	S	T	E	R
S	I	N	G	E		A	N	M	A	S	S	E	N	D
	T	E	I	L	E	N		A			I	G		
	T	E				T	U	E	R	F	A	L	L	E
F	E	R	R	A	R	I		C	O	U				A
A	L	A		W		S	C	H	M	E	C	K	E	N
G	S	T	A	A	D			L	E	H	R	E	N	
O		S	T	R	E	U	L	I		L	A	U	D	A
T	R	A	U	E	R	N		C		E	I	L	E	
T		M	E	N	G	E		H	U	N	G	E	R	N

**Waagrecht** — 1 BEHUTSAM 6 AKRON (hier wurden die Anonymen Alkoholiker gegründet) 10 TAGEBAU 12 IMMOBILIE (von lat. immobilis, un-beweglich) 15 ISTER (Name der Donau in der Antike) 17 SINGE (-n) 18 ANMASSEND 19 TEILEN 20 TUERFALLE 23 FERRARI 26 COU (franz. f. Hals) 27 ALA (à la, franz. f. nach Art von) 28 SCHMECKEN 31 GSTAAD 34 LEHREN 35 STREULI 37 LAUDA 38 TRAUERN 39 EILE 40 MENGE 41 HUNGERN

**Senkrecht** — 1 BOIS (franz. f. Holz) 2 (National-)HYMNE 3 TOBEL 4 ATLANTIS 5 MAIN 6 (K-)ABIS 7 KASSIA (erste Komponistin des Abendlandes) 8 RUTE 9 NORD 11 GEMAECHLICH 13 MITTELS 14 OGIER (Orgie) 16 ENGLÄNDER 21 ROME (-o) 22 FUEHLEN 23 FAGOTT (von ital. fagotto, Bündel) 24 RATSAM 25 AWAREN 29 CRAIG 30 KEULE 32 ATUE (war Einheit des Drucks) 33 DERG 36 UNE (franz. f. eine)

**Lösungswort** — **REDENSARTEN**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

OYSTER PERPETUAL LADY-DATEJUST



**ROLEX**



---

**BUCHERER**

1888

*bucherer.com*